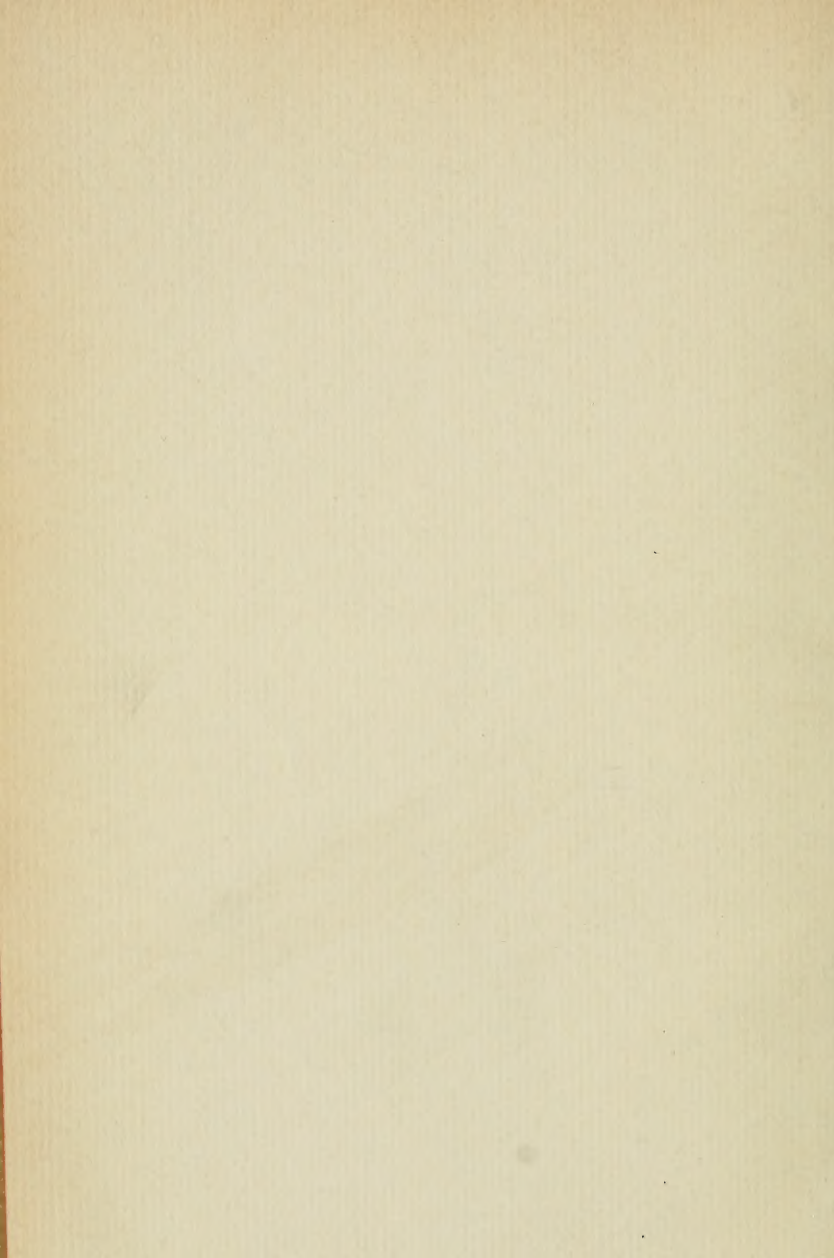




Jos. Victor
von
cheffel
Gesammelte
Werke.



J. B. von Scheffels
Gesammelte Werke

Erster Band

IG
53168

J. B. von Scheffels Gesammelte Werke

in sechs Bänden

Mit einer biographischen Einleitung

von

Johannes Proelß

Erster Band

Biographische Einleitung — Ettehard Band I.

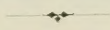
117801
25/7/11

Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.



Alle Rechte vorbehalten.

Druck von A. Bong' Erben in Stuttgart.





Joseph Victor
von
Scheffel
Gesammelte
Werke



Stuttgart,
Adolf Bong & Comp.

Inhalt der sechs Bände.

1. Band. Biographische Einleitung von Johannes Proelß.
Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert, Band 1. Vorwort und Kapitel 1—13.
 2. Band. Ekkehard. Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert, Band 2. Kapitel 14—25 mit Anmerkungen zu Band 1 und 2.
 3. Band. Hugideo. Eine alte Geschichte.
Juniperus. Geschichte eines Kreuzfahrers.
Reisebilder.
 4. Band. Episteln.
 5. Band. Der Trompeter von Säckingen. Ein
Sang vom Oberrhein.
Waldeinsamkeit.
Bergpsalmen.
 6. Band. Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit.
Gaudeamus. Lieder aus dem Engeren und Weiteren.
-

Einband, Umschlag,
Titelbild, Kopfleisten
und Schlußvignetten
gezeichnet von Curt
Liebich.

Scheffel

Biographische Einleitung

von

Johannes Proelß.



Als in der großen sturmbelegten Zeit, die uns Deutschen das neue Reich schuf, Scheffel zum Lieblingsdichter der deutschen Jugend wurde und sein kraftfroher, echt süddeutscher Humor auch im deutschen Norden sich tausend und abertausend Herzen gewann, wußten nur wenige von dem innigen Zusammenhang, den später die biographische Forschung zwischen den Vorfahren des Dichters und seinen Werken festgestellt hat. Aber schon in meiner grundlegenden Scheffel-Biographie „Scheffels Leben und Dichten“ (1887) habe ich eingehend nachweisen können, wie die wunderbare poetische Anschauungskraft Scheffels für die deutsche Kulturwelt früherer Zeiten ein geistiges Erbe aus der Anschauungswelt seiner eignen Ahnen war.

Am 16. Februar 1826 kam Joseph Victor Scheffel in Karlsruhe, der Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, zur Welt. Er war der älteste Sohn des Regierungsingenieurs Jakob Scheffel, welcher der badischen Wasser- und Straßenbaudirektion als Oberbaurat und dem badischen Geniekorps als Hauptmann à la suite angehörte. Mit seiner jungen Frau Josephine, geborenen Krederer, bewohnte er damals den zweiten Stock des dreistöckigen Wohnhauses Steinstraße Nr. 25. Gebürtig waren aber beide Eltern aus dem südlichen Schwarzwald, der Vater vom alemannischen Westrand, die Mutter vom schwäbischen Oststrand, und des Sohnes Ahnenbewußtsein lernte früh als seine Heimat im weiteren Sinne das ganze historisch so bedeutsame, landschaftlich so schöne Gebiet zwischen der jungen Donau, dem jungen Rhein und dem unteren Neckar betrachten, das sich dann in seinen Hauptwerken so farbenfrisch und anmutend spiegeln sollte.

Schon als Knabe ist das Karlsruher Stadtkind an der Hand

seines Vaters durch die Gänge, Hallen und ehemaligen Schulräume der säkularisierten Benediktinerabtei Gengenbach im Kinzigtal geschritten, in der sein Urgroßvater, Prälat Jakob Trautwein, der vorletzte Abt gewesen war, während sein Großvater Magnus Scheffel als Oberschaffner (Klosterrezeptor) die Hand über den reichen Weingütern und Kellereien des alten reichsunmittelbaren, von der Reichsstadt Gengenbach umschirmten Benediktinerstifts hatte. Der Name Magnus wies auf den heiligen Magnus zurück, dessen Gebeine in der Stiftskirche zu Füßen am Lech, dem alten Hochsitz der Augsburger Bischöfe, ruhen, und vom Lechfeld bei Augsburg, wo Otto der Große die wilden Ungarn schlug und Herzog Burkhard II. von Schwaben die tapfere Seele aushauchte, stammte Magnus Scheffel. Von ihm hatte Scheffels Vater einige Zeit nach Begründung des eignen Herds in Karlsruhe neben mancherlei altertümlichem Hausrat auch manch ein Stückfaß alten guten Gengenbacher und Ortenberger Weines geerbt, und er wußte von ihm auch manchen hübschen Charakterzug zu erzählen, der von einem, uns Heutige echt „Scheffelisch“ anmutenden urwüchsig-schlagfertigen Humor zeugt. Als die Stelle des Oberschaffners im Stift neu besetzt werden sollte, hatte Prälat Jakob den Sohn seiner Schwester Veronika, die an den Landwirt Joseph Scheffel in Langen-Erringen im Lechfeld verheiratet war, nach Gengenbach kommen lassen, damit er sich neben den fremden Anwärtern um die Stelle bewerbe. Über die Wahl hatte der Fürstbischof von Speyer, der aus Bruchsal im Stift erschien, zu entscheiden. Der Bischof und der Abt waren joviale Herren und den Freuden der Tafel in keiner Weise abhold. So wurde denn ein feines Mahl veranstaltet, an welchem auf besondere Einladung auch sämtliche Bewerber um die betreffende Stelle teilnahmen. Einem guten Witze bei diesem Mahle hatte Magnus Scheffel es zu danken, daß er zum Oberstiftschaffner gewählt ward. Ein Aufwärter hatte beim Servieren des Fisches das Mißgeschick, die violette Soutane des Fürstbischofs mit der Sauce zu übergießen, was peinliche Verlegenheit schuf. Da rief hellauflachend Magnus Scheffel: „Ich hab doch mein Lebtag schon viel Schönes anrichten sehen, aber noch nie einen Reichsprälaten in einer Forellensauce!“ Der Bischof stimmte in das Lachen ein. „Er ist ein origineller Kauz,“ gab er zurück. „Er soll Oberstiftschaffner sein!“ Wie Magnus Scheffel es aber auch verstanden hat, daß so gewonnene Vertrauen zu rechtfertigen, ist durch das Schreiben bestätigt, in dem bei der Säkularisierung des Stiftes im Jahre 1803 der Landvogt v. Roggenbach dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden den Oberstiftschaffner Scheffel zu weiterer Verwendung empfahl. Der seit 1788 mit Johanna Läuble verheiratete, nunmehrige badische „Amtskeller“ behielt denn auch seine Stellung, bis er 1809 pensioniert wurde. Doch blieb er in Gengenbach wohnen bis

zu seinem 1832 erfolgenden Tod. Seine Frau war schon im Jahre der Geburt ihres Enkels gestorben. Der einzige Sohn des Paares, des Dichters Vater, war am 29. Juni 1789 in Gengenbach zur Welt gekommen; neben Jakob wuchs noch eine Schwester, die zwei Jahre jüngere Genovefa Scheffel, heran. Diese wurde die Frau des Apothekers Zimmermann in Gengenbach, mit dessen zweiter Tochter Johanna sich 1829 der Apotheker Karl Heim aus der badischen Stadt Renchen verheiratete, der bald danach im nahen Zell am Harmerz- bach eine eigne Apotheke auftat.

Scheffels Großmutter Katharina Krederer aber stammte aus der Gegend des Hohentwiel. Sie war die Tochter des Löwenwirts und Posthalters Balthasar Eggstein in Rielsingen, einem der Stadt Singen gegenüber liegenden Ort an der alten Straße, die von Rottweil her über Tuttlingen nach Stein am Rhein in die Schweiz führt. Als sie am 17. Februar 1800 in Döggingen bei Donaueschingen den Kaufmann Franz Joseph Krederer in Oberndorf am Neckar heiratete, war dieser bereits Präsenzschaffner, d. h. Verwalter der Kirchenpflege daselbst. Ein Bruder von ihr, der ihre Trauung vollzog, war Stadtpfarrer in Offenburg. (Vgl. Brinzinger im Jahrbuch des Scheffelbundes 1905/6.)

Die Herrschaft Oberndorf hatte im frühen Mittelalter zum Besiz des Klosters Sankt Gallen gehört und war im 16. Jahrhundert, nachdem es eine Weile schon zu Württemberg gehört hatte, an Osterreich gekommen, dessen Regiment ein erzherzoglicher Statthalter vertrat. Die Lage der Stadt in der Nähe des Salz ausführenden Sulz und der Straße, in die hinter Rottweil von Wien her die große Donaustraße mündet, machte sie zum Ausgangspunkt der quer durch den Schwarzwald führenden Straße zum Rhein, nach Straßburg; sie zieht durchs Kinzigtal, wo sie im Mittelalter den Wohlstand der Reichsstädte Gengenbach und Offenburg gründen half. Bald nachdem das Reichsstift Gengenbach an Baden gekommen war, fiel die Herrschaft Oberndorf (1805) an Württemberg. Seiner günstigen Lage, die es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch zum Erscheinungsort des „Schwarzwälder Boten“ gemacht hat, hatte Oberndorf es zu danken, daß in der kriegsbewegten Zeit von 1811 die württembergische Armeeverwaltung ihre Waffenfabrik hierher verlegte, wo ihr die Räume des säkularisierten Augustinerklosters zugewiesen wurden, in denen später die Mausersche Waffenfabrik zu ihrer außerordentlichen Blüte gelangt ist.

Hier also kam am 22. Oktober 1805 die Mutter des Dichters, Josepha Krederer, zur Welt. Ihr Vater, einer der angesehensten Männer im Ort, war bei fünfunddreißig Jahren bereits Stadtschultheiß, welche Würde auch sein Vater und sein Großvater in Oberndorf bekleidet hatten. Schon sein Vater Karl Krederer hatte

das ansehnliche alte „Freihaus“ am oberen Stadttor bewohnt. Aus freiherrlichem Besitz war es an Josephas Großvater übergegangen. „Doch behielt es,“ so heißt es in den Aufzeichnungen der Dichtermutter, die Alberta von Freyhof 1902 in der „Deutschen Monatschrift“ veröffentlicht hat, „unter seinem bürgerlichen Eigentümer seinen mittelalterlichen Ernst wie den geheimnisvollen Hauch, der durch alle Räume ging und ganz geeignet war, die Gemüter seiner Bewohner zu Schwärmerei und träumerischem Wesen zu stimmen.“ Josephinische Aufklärung herrschte in der Familie, der auch ein Geistlicher im Ort angehörte. Die freie Lage des Hauses auf der Höhe und nahe dem Walde begünstigte den poetischen Gang des reich, beanlagten Mädchens, der sich früh in eigenen kunstlosen Gedichten ausdrückte. Die Waffentransporte, Truppendurchmärsche und Einquartierungslasten, die während der Freiheitskriege den Vater Josephas sehr in Anspruch nahmen, richteten ihren Blick auf die großen patriotischen Ziele, als deren Propheten sie bald Schiller verehren lernte und deren Bedeutung ihr Arnolds, Körners, Rückerts und Uhlands patriotische Lyrik noch näher brachte. Schon 1816 verlor Josephha den geliebten Vater; er starb während eines Kuraufenthalts in Baden-Baden; von sieben Kindern war sie dem früh Kränkenden als einziges am Leben geblieben. Als die Mutter sich nach drei Jahren wieder verheiratete, gab sie die Tochter in ein feines französisches Pensionat in Straßburg, in dem viele Töchter der angeseheneren Familien aus den Fürstenbergischen und angrenzenden Landen ihre letzte Ausbildung erhielten. Ein gutes Französisch, reiche Kenntnisse anderer Art neben besten gesellschaftlichen Formen nahmen die Schülerinnen von hier mit ins Leben.

Josephine Krederer war in zierlicher Anmut herangeblüht, als sie bei ihrer Tante Anna Stolz, der Frau des Kaufmanns Joseph Stolz in Gengenbach, den ihr schon von früher bekannten Hauptmann und Vaurat Schffel, welcher in Urlaub bei seinen Eltern weilte, wieder entgegentrat und so gefiel, daß er um sie warb. Er war mit seinen fünfunddreißig Jahren beträchtlich älter als das muntere Schwabenmädle vom Neckar, aber dafür ein noch recht jugendlicher Veteran der Freiheitskriege. 1814 und 1815 hatte er als freiwilliger Landwehroffizier unter Markgraf Wilhelm von Baden im Nieder-Elßaß mit gegen Napoleon gefochten und wegen besonderer Tapferkeit war ihm vor Straßburg der badische Militärverdienstorden verliehen worden. Auch einen russischen Orden besaß er aus jener Zeit für erspriessliche Dienstleistung als Dolmetsch und den Orden der Ehrenlegion für seine Mitwirkung in der nach dem Kriege eingesetzten Grenzregulierungskommission. Jetzt war er in Karlsruhe an dem großen Werk der Rheinkorrektion von Basel bis Mannheim unter Oberst Zulla beteiligt. Sein in sich abgeschlossener

Charakter von energischem straffen Wesen war gemildert durch einen behaglichen trockenen Humor. Unter seinen Bekannten war er ein geschätzter Anekdotenerzähler. Ein freundlicher Ausdruck, erhöht durch die beim Lachen aufblitzenden dunklen Augen, belebte oft den Ernst seiner Züge. Am Pfingsten 1824, am 8. Juni, wurden er und Josephine ein Paar. Deren Mutter richtete die Hochzeit in Gengenbach aus, und da sie ihre nicht glückliche zweite Ehe durch Scheidung gelöst hatte, zog sie bald der einzigen Tochter in die badische Hauptstadt nach. Es war ihr Werk, daß schon im Jahre 1826 bald nach Josephs Geburt die junge Familie das schöne Anwesen Stephanienstraße 18 (jetzt 16), dessen Garten noch an den Hardtwald grenzte, als Eigentum beziehen konnte.

Wie viel unvergeßliche Erinnerungen sind damals mit der alten Frau und dem altertümlichen Familienhausrat aus dem Oberndorfer „Freihaus“ eingezo gen in dies neue Heim! Der Sagenschatz des Schwarzwalds, der Baar und des Hegau und hundert Überlieferungen aus der Familiengeschichte des Kredererschen Geschlechts! Die Großmutter war eine vortreffliche Erzählerin sowohl von Märchen wie von Selbsterlebtem. Die Herzogin Hadwig von Schwaben, die als Witwe auf dem Hohentwiel des Herzogsamts kraftvoll gewaltet hatte, war ihr eine vertraute Gestalt; als Kielasinger Kind, im Anblick des Bergs aufgewachsen, hatte es sie in Oberndorf gewiß nicht wenig angemutet, zu hören, daß im nahen Epsendorf noch immer für das Seelenheil der Herzogin Hadwig ein „Jahrtag“ gehalten werde, und daß diese einst auf der ihr gehörigen benachbarten Schenkenburg gern geweilt hatte. (Vgl. Brinzingers Forschungen im Scheffel-Jahrbuch 1893 und meinen Aufsatz „Scheffels schwäbische Vorfahren“ im Scheffel-Jahrbuch 1905 6). Die Erinnerung an die eigne Hochzeit war mit dem Hohentwiel verknüpft. In jenem Frühjahr 1800 wurde der alte württembergische Festungsberg im Hegau von den Franzosen unter Vandamme belagert, und die Feste, deren Kern im 10. Jahrhundert die Hofburg der Herzöge von Schwaben, dem alten Alemannen, gewesen, die später der Kommandant Wiederhold so standhaft verteidigt hatte, legten noch im Mai des Jahres die Belagerer in Trümmer! Was diese „schlichte deutsche Hausfrau, die bis an ihren letzten Lebensabend noch tätig war, zu Ruh und Frommen ihrer Angehörigen“ dem heranwachsenden Enkel in rein menschlicher Beziehung wurde, hat dieser selbst nach ihrem Tod im Jahre 1851 mit warmen Worten ausgesprochen: „Sie ist an meiner Wiege gestanden und hat mich durchs tolle Leben bis seither als ihren liebsten Sohn Benjamin gehegt und gepflegt.“ In Begleitung von Vater, Mutter und wohl auch der Großmutter wurde Scheffel schon als Knabe in Oberndorf wie im ganzen Schwarzwald, in der Landschaft zwischen den Quellen von Neckar und Donau und dem Bodensee heimisch. Die Freund-

schaft der Mutter zu der Familie ihres Vetterz, des Schultheißen und württembergischen Landstands Ivo Fruech in Oberndorf, ging auf ihn über. Die verwandtschaftlichen Beziehungen der Familien reichten nach Horb, Gengenbach, Biberach, Zell a. S., Bühl, Offenburg, Freiburg, Donaueschingen, wo der badische Landstand Ludwig Kirzner zur Verwandtschaft zählte, und die Vetterstraße des Knaben Joseph Scheffel hatte im Schwarzwald viele Stationen. Auch in Säckingen war Major Scheffel heimisch; er hatte von dort aus in jüngeren Jahren den Bau der badischen Staatsstraße am rechten Rheinufer geleitet. Gewiß hat sein Sohn von den Aussichtswarten des Eggbergs wie vom Hohentwiel schon sehr früh das lockende Grüßen der firnbedeckten Schweizer Alpenhäupter vom Säntis bis zum Finsteraarhorn empfunden.

Eine ganz besondere Bedeutung erlangte für den historischen Sinn des Knaben und sein Ahnenbewußtsein aber ein literarischer Fund, den der badische Archivar Joseph Bader, ein Freund seiner Eltern, in einem Kloster des südlichen Schwarzwalds machte und aus welchem hervorging, daß ein Georg Balthasar Krederer in 16. Jahrhundert auf der Rüssachburg am Oberrhein bei Thiengen, unweit Säckingen, als Schloßhauptmann der Grafen von Sulz gewaltet hatte. Das stattliche Hochschloß, dessen Ruinen noch stehen, erhob sich am Einfluß der Wutach in den Rhein. Im Jahrgang 1839 der „Badenia“ berichtete Bader über dies „Stamm- und Gesellenbuch“ des Schloßhauptmanns Balthasar Krederer, in das dieser die Besucher der Burg sich nach Leerung des Willekomuntrunks mit einem Gedentspruch eintragen ließ, und in Bezug auf den Schloßhauptmann Krederer schrieb der gelehrte Geschichtsforscher: „Anstatt der Waffen erklangen die Pokale munterer Zecher auf der Beste. Mancher fremde Junker trank nach der Sitte der Zeit auf das Wohl des gastlichen Schloßhauptmanns einen frohen Willkomm.“ Dies Stammbuch des lebenslustigen Vorfahren, der einst Herr auf einer Burg am Rhein gewesen, machte der Frau Major Scheffel, als sie es kennen lernte, so viel Spaß, daß sie es erwarb, und wenn wir hören, daß das Eröffnungsgedicht in dem von ihr seit 1840 geführten „Reimbuch“ die „alten Ritter am Rhein“ pries, die es ebenso verstanden, mit ihrem Schwert zehn Franken in den Grund zu strecken, wie mit ihren Pumpen zehn Franken in den Grund zu trinken, so ist leicht zu erkennen, daß Scheffels vielverkannte Freude an deutscher „Pumpenpoesie“ zu dem geistigen Familienerbe gehörte, daß er als Kind in spielender Harmlosigkeit in sich aufnahm.

Seit 1891 des Dichters Sohn, Victor v. Scheffel, aus dem literarischen Nachlaß des Vaters den Band „Gedichte von Josephine Scheffel“ herausgegeben hat, ist für jedermann klargestellt, daß diese deutsche Frau von Natur eine echte Dichterin war, deren Herzensfrische,

deren Heimatsinn, deren Vaterlandsliebe, Freiheitsbegeisterung und Humor in der Poesie ihres Sohnes eine Wiedergeburt im Elemente abgeklärter, aus männlichem Kraftbewußtsein entsprossener Kunst erlebte, während sie selbst eine Dilettantin blieb. Hervorzuheben ist, daß sie sich auch in der Zeit ihres öffentlichen Auftretens als Dichterin darauf beschränkte, die Muse ihres gastlichen Hauses oder einer Gemeinschaft zu sein, zu der sie als Frau ihres Mannes gehörte. Als am 1. Febr. 1839 zu Offenburg das „Erinnerungsfest der Großherzoglich Badischen Landwehrebataillone und freiwilligen Jäger zu Pferde“ unter dem Protektorate des Großherzogs Leopold und der persönlichen Teilnahme des Markgrafen Wilhelm gefeiert wurde, befand sich unter den zum Vortrag gelangenden Festliedern eines von Frau Major Scheffel („Kennst ihr den Strom? Ein Silberstreif dem Blicke, Bewacht er treu dies gottgeliebte Land etc.“), und in der Festschrift des Offenburger Gymnasialdirektors Franz Weißgerber fand sich das Gedicht an erster Stelle abgedruckt, ohne Nennung ihres Namens zwar, aber mit der Bemerkung: „Dieses schöne Dichtwerk verdanken wir, dem Vernehmen nach, der Gemahlin des Majors Sch., eines der tapfersten vormaligen Landwehroffiziere. Ehre den Frauen, die so edle Gefühle für Freiheit und Vaterland in ihrer Brust beherbergen und in so wunderlieblichen Klängen sie kundzugeben durch der Götter Huld berufen sind. Der Ref.“ (Vgl. Obser, Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm von Baden, Bd. 1. 1906.) Wie damals trat die Frau Major, auch auf Wunsch ihres Mannes oder seiner Freunde, noch öfter als Festdichterin auf, so bei Eröffnung der Schiffsbrücke, die das Karlsruher Rheinufer mit der pfälzischen Maximiliansau verband, bei der Probefahrt auf der Eisenbahn von Offenburg nach Freiburg, bei der Silbernen Hochzeit des Fürsten Karl Egon von Fürstenberg und seiner Gemahlin Amalie, einer geborenen Prinzessin von Baden, in Donaueschingen. Solche und ähnliche Gelegenheitsgedichte der Frau Major, wie dasjenige „zur Feier der Wiedergenesung S. K. Hoheit des Prinzen und Markgrafen Friedrich von Baden“ (des späteren Großherzogs Friedrich) im März 1843, eine Ode an Karl Friedrich zur Denkmalsenthüllung 1844, erschienen als Einzeldrucke. Der Erlös war stets zu wohlthätigen Zwecken bestimmt.

Ihre „Veteranengebichte“ lassen uns erkennen, wie sie aus ihren ganz persönlichen Verhältnissen dazu gelangte, in die politische Dyrif der Epoche 1840—48 einzustimmen, als Karlsruhe mit seiner Ständekammer ein Hauptherd aller auf „deutsche Freiheit und Einheit“ gerichteten politischen Bestrebungen war. Es war die Zeit, da die badischen Volksvertreter v. Rotteck, v. Jhstein, Karl Welcker, Karl Mittermaier, Baffermann, Mathy, die Württemberger Albert Schott, Uhland, Römer, Tafel, Paul Pfizer, die Hessen Heinrich v. Gagern, Jaup u. a. im Einklang mit sächsischen und preußischen Liberalen

den Kampf um Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, Wahlfreiheit, Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Justiz in ihren engeren Heimatländern mit der großen Forderung eines deutschen Parlaments am Sitz des Bundestags, in Frankfurt a. M., in Einklang brachten, jene Zeit, da der schwäbische Dichter Georg Herwegh im Königschloß zu Berlin vor dem neuen König Friedrich Wilhelm IV. Schillers Posaideal zu verwirklichen suchte, in der Becker's Rheinlied an Volkstüchtigkeit wetteiferte mit dem 1842 auf Helgoland entstandenen „Deutschland, Deutschland über alles“ Hoffmanns von Fallersleben. Frau Josephine Scheffel hatte ja schon 1839 ein „Rheinlied“ gesungen; nun wandte sie sich an den Kölner Nicolaus Becker mit einem andern: ehe vom „freien deutschen“ Rhein mit Recht gesungen werden dürfe, müßten die deutschen Fürsten und Völker selber erst frei und deutsch gesinnt sein, war der führende Gedanke darin. Der Schluß aber lautete:

„So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieber und die Hand am Schwert!“

In dieser Tonart hat die Frau Major u. a. auch den „Geister-ruf“ aus dem Straßburger Münster gedichtet; nie aber ließ sie sich in ihrer patriotischen Lyrik zu Schmähungen gegen die Franzosen hinreißen. Besaß sie doch in Paris Verwandte; zwei Geschwister Stolz hatten sich dort mit Franzosen verheiratet, und von der Straßburger Pension her pflegte sie eine innige Freundschaft mit Pauline Piccard, die an den Großindustriellen Goldenberg in Saverne (Zabern) im Elsaß verheiratet war. Aus den Zeiten der Grenzregulierung bestand auch dauernde Freundschaft zwischen Scheffels und den damaligen Kommissären Graf von Guilleminot und Immelin. Letzterer Offizier gehörte zu Josephs Paten.

Unter den deutschen Freiheitsdichtern jener denkwürdigen Epoche war seiner Mutter nächst Uhland der Österreicher Anastasius Grün, Graf Anton Auersperg, ganz besonders sympathisch, wohl auch deshalb, weil sein Freisinn sich mit Pietät gegen das historisch Gewordene in Glaubenssachen vertrug. In ihren eignen religiösen Gedichten findet sich diese Pietät mit der Erkenntnis vereinigt, daß die Poesie des früheren Klosterwesens dem Geist der Neuzeit habe erliegen müssen. Die Tragik des Zölibats hat sie verschiedentlich behandelt. Ihre Romanze „Der Kapuziner von Salzburg“ läßt einen Jüngling, dem „in Nacht die Liebe sank“ und der darum Mönch ward, durch den Zauber der schönen Natur von dem ihn beherrschenden Trübsinn geheilt werden und in einer regen Wirksamkeit für Darbende und Leidende Trost finden. Sie selbst war auf dem Gebiete sozialer Hilfstätigkeit eine Bahnbrecherin; in dem

Kanzleirat Bingner, dessen Frau ihr anverwandt war, besaß sie in dieser Richtung einen treuen Freund und Berater. Die Gründung des Elisabethenvereins in Karlsruhe im Jahre 1848 ging von ihr aus.

Reise- und Wanderlust war eine weitere hervorragende Eigenschaft der Dichtermutter. In Zürich lebte ihr in Frau Karoline Meyer-Ott eine Jugendfreundin, die sie öfters mit den Kindern besuchte; der Komponist Ignaz Heim, Dirigent des Züricher Sängervereins „Harmonie“ gehörte zur Verwandtschaft; der lockende Anblick der leuchtenden Alpenfirnen ist schon dem Knaben Joseph Scheffel auch aus der Nähe zuteil geworden. Als er neun Jahre alt war, wurde er von den Eltern rheinab von Leopoldshafen bis Bonn mitgenommen, und in einer humoristischen Beschreibung dieser Fahrt, welche die Mutter zum Vorlesen im Freundeskreis niederschrieb, spielt der kleine Schmetterlingsjäger, der stets der erste auf den zu erklimmenden Burgen war, eine muntere Rolle. Ein kleines Gedicht von ihr bekennt, daß sie die Männer um nichts mehr beneide als um das Recht, sich ohne Begleitung in der freien Natur zu ergehen.

Allmählich wurde das Scheffelsche Haus zum Mittelpunkt des geselligen Verkehrs unter den Künstlern Karlsruhes, zu denen zeitweilig die in München ansässigen Maler Moritz v. Schwind, Jean Baptist Kirner und Theodor Diez gehörten. Es war die Zeit, in der Oberbaurat Hübsch das Neue Akademiegebäude vollendete und jene Maler ihre Aufträge für die „Kunsthalle“ ausführten. Von den nächsten Freunden des Hauses seien hier noch der Generalstäbler Klose, dessen Söhne Karl und Wilhelm Josephs früheste Gespielen waren, und der auch als Kupferstecher hervorragende Landschaftsmaler und Galeriedirektor Karl Frommel genannt. Seine Kupferstiche mit Land- und Stadtansichten aus Italien und Süddeutschland genossen damals weite Verbreitung. Von hervorragenden Mitgliedern des Hoftheaters wurde die Heroine Wilhelmine Thöne, als Frau v. Cornberg, eine intime Freundin des Hauses. Frommel und andere Maler brachten gern ihre Mappen mit Skizzen und Studien mit und erzählten von ihren Reisen. Die Kinder Joseph und Marie durften, als sie größer waren, an dieser Geselligkeit teilnehmen. Eine stille Welt für sich hatte der jüngere Bruder Josephs, Karl, der infolge eines Hirndefekts dauernd gelähmt war und im Parterre, unter der besonderen Hut der Großmutter, gewartet vom „treuen Anton“, umhegt von der Liebe seiner Eltern und Geschwister, ein Gartenzimmer bewohnte.

Hoch in Ehren stand im Scheffelschen Hause bei alt und jung der Dichter des badischen Oberlandes, Johann Peter Hebel, der als Direktor des Karlsruher „Lyzeums“ im gleichen Jahre starb, in dem Joseph Scheffel zur Welt kam. Major Scheffel las gerne selbst aus den so gemütvollen „Allemannischen Gedichten“ vor. Hebels Einfluß verrieten auch die für die Kinder verfaßten humoristisch-

Lehrhaften Märchen der Mutter, wie „Strickfittel“ (vgl. „In der Weißblattlaube“, herausgegeben von A. v. Freyhof) und die kleinen schalkhaften Schwankgedichte in alemannischer oder schwäbischer Mundart, die sie, wie „Die Pöppmilizenbraut“, für die heranwachsende Tochter zum Deklamieren bei festlichen Gelegenheiten verfaßte. Auch dramatische Szenen dichtete sie für die Kinder und ihre Gespielen. 1835 fand die feierliche Enthüllung des Hebel-Denkmal im Karlsruher Schloßgarten statt; das war Josephs bedeutsamstes Erlebnis in seiner ersten Schulzeit.

Der Hebelkultus im Elternhaus, der Künstlerverkehr in demselben, mußten in die Vorliebe Josephs für die ländliche Ahnenheimat früh ein künstlerisches Element bringen. Hebel war aber auch in rein geistiger Beziehung von bedeutsamem Einfluß auf den reichbegabten Knaben, der im Lyzeum, wie das Karlsruher Gymnasium noch genannt ward, „von der untersten bis zur obersten Klasse entweder der Erste oder der Zweite, unbestritten aber immer der Erste war, was seine Fähigkeiten anbelangt.“ Als auf Grund der 1818 dem Großherzogtum Baden vom Großherzog Karl Ludwig auf Anraten v. Marschalls verliehenen Verfassung ein Ausgleich der konfessionellen Gegensätze in dem starkvergrößerten Lande erstrebt ward, geschah dies im Geiste der Aufklärung und Parität, und die leitenden Männer dabei waren Heinrich v. Wessenberg, der Verweser des Bistums Konstanz, „die verkörperte Toleranz im römischen Bischofsornat“, und der protestantische „Prälat“ Hebel. Die wiedererstarkende kirchliche Reaktion beseitigte leider bald das milde Kirchenregiment Wessenbergs, der den deutschen Kirchengesang und teilweise die deutsche Rede in den Gottesdienst der Katholiken seines Bistums eingeführt hatte, aber der Geist, der von Wessenbergs Beispiel ausging, wirkte noch lange nach in den badischen Landen.

War Hebel der Lieblingsdichter der Eltern Scheffels — im Geiste Wessenbergs hingen sie ihrem Bekenntnis an. Der Religionsunterricht, den Joseph im Lyzeum, das Hebel neu organisiert hatte, erhielt, atmete Wessenbergs Geist. Der Unterricht in den klassischen Sprachen war ein vortrefflicher, und Josephs hervorragendes Sprachtalent fand hier die günstigste Ausbildung. Als er eintrat, stand an der Spitze der Schule Direktor Zandt, doch wurde sehr bald Professor Kaercher sein Nachfolger, der bei der Lektüre der griechischen und lateinischen Klassiker gern auf die Sprachentwicklung hinwies. Im Deutschen war Scheffels Hauptlehrer Hofrat Godel, ein Mann von frischem heiteren Geiste und aufmunternder Methode. Privater Verfechter legte den Grund zu Josephs späterem umfassenden literarhistorischen Wissen. Schon als halbwüchsiger Bub zeigte er eine leidenschaftliche Vorliebe für jene alten Volksbücher, die auch auf den jungen Goethe und Heinrich v. Kleist so tief eingewirkt haben.

Sein Taschengeld verwendete er oft für den Einkauf solcher Bücher. Als könne die Mutter an dem einen Sohn wettmachen, was die Natur an dem zweiten versäumt hatte, ging sie mit freudigem Anteil auf alle Neigungen ihres Ältesten ein. Nach der Konfirmation bekam er im oberen Stock ein eigenes Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten und dem Hardtwald hinausgingen. Unter den Büchern, mit denen die Mutterhand seine kleine Bibliothek ausstattete, werden neben Goethe die großen schwäbischen Dichter Schiller und Uhland mit Hebel den Ehrenplatz geteilt haben. Neben Gustav Schwab und Justinus Kerner fehlte gewiß nicht Mörike. Anast. Grüns „Der letzte Ritter“ und „Wiener Spaziergänge“, die Säger der Wald- und Wanderrromantik, Eichendorff, Brentano, Wilhelm Müller schlossen sich gewiß ihnen an. Der „Taugenichts“ des ersteren, Brentanos „Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg“, W. Müllers „Lieder eines reisenden Waldhornisten“ erscheinen uns heute wie Vorläufer von Scheffels „Trompeter“. Auch Heines „Buch der Lieder“, Herweghs, Freiligraths und Geibels Jugendlyrik machten früh auf Josephs Gemüt ihren Einfluß geltend und „Des Knaben Wunderhorn“ erschloß ihm zugleich den „Jungbrunnen“ des deutschen Volkslieds. Neben den Romanen Walter Scotts, die damals in Deutschland so recht in Mode kamen, dürfen wir mit Sicherheit unter den Lieblingsbüchern des Knaben den „Lichtenstein“ Wilhelm Hauffs vermuten, des 1827 im blühenden Jünglingsalter jählings dahingeshiedenen Stuttgarter Dichters. Berthold Muerbach, gebürtig aus der Nähe von Oberndorf, gab den 1. Band seiner „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ 1843 heraus. Als Primaner hat Joseph mit einigen seiner Freunde unter Leitung der Mutter eine Aufführung von Goethes „Göz von Berlichingen“ ins Werk gesetzt. Die alte humpenfreundige Ritterromantik gab gleich den ersten Kneipabenden des Freundeskreises eine humoristische Form und Stimmung. König Artus Tafelrunde wurde nachgeahmt. Scheffel, der mit seinem über den Kopf zurückgekämmten langen Blondhaar nach Erscheinung und Wesen damals etwas Mädchenhaftes hatte, war als Königin Ginevra mit Schleier und Stirnband kostümiert. Schon als Primaner fand er übrigens an den Sonntagsausflügen mit Freunden in die Umgebung Karlsruhes mehr Gefallen als an der Geselligkeit im Salon seiner Mutter.

Bei einem so oft prämierten Schüler, der als Primus omnium vom Gymnasium abging, war es nur natürlich, daß der Vater die Zukunft desselben in einer wissenschaftlichen Laufbahn suchte, und, da er selbst zufrieden war mit dem, was er im badiischen Staatsdienst erreicht hatte, schmeichelte es seinem Ehrgeiz, sich eine glänzende Beamtenlaufbahn als Zukunft des Sohnes auszumalen. Joseph aber wollte Maler werden. Der Sinn für die bildende Kunst war vom

Vater, der selbst gut zeichnete, auf den Sohn und die Tochter übergegangen — Marie, geboren am 27. Juni 1829, war drei Jahre jünger als Joseph. Beide erhielten im Zeichnen Privatunterricht durch den Tiermaler Rudolf Kunz, den Sohn des berühmten Karl Kunz. Das unter Großherzog Leopold damals zu erster Entfaltung gelangende Karlsruher Kunstleben, das einen so lebhaften Widerhall im Elternhaus fand, hatte der Jugend dieses Kreises Anregungen die Fülle gebracht. Auch der zweite der „Kloßebuben“, Wilhelm Klose, wurde Maler und bei Frommels schlug nicht nur der Sohn Otto, sondern auch der Adoptivsohn Karl Lindemann-Frommel dem Vater nach.

Nur dem bestimmten Wunsche des Vaters folgend, wählte der nach so verschiedenen Richtungen begabte Abiturient das Studium der Rechte. Seiner Neigung zur Kunst kam entgegen, daß er der Kunststadt München unter den Universitäten den Vorzug geben durfte. Dorthin zog Joseph im Herbst 1843, und auch im zweiten Semester hat er in Isarathen studiert. Dieses erste Studienjahr in München, in welchem er nicht allein juristische Fachkollegien (bei Urndts, Phillips, v. Moh) besuchte, sondern auch bei dem berühmten Hellenisten Friedrich Thiersch Aesthetik und Kunstgeschichte, bei Prantl Geschichte der griechischen und römischen Philosophie hörte, hat er viel Anregungen erhalten, die ihn in seiner Vorliebe für die bildenden Künste und besonders auch für den romantischen Reiz des Künstlerlebens bestärkten. Noch war in „Isarathen“ vieles im Werden, was wir heute als Schöpfung Ludwigs I. bewundern. Peter v. Cornelius war freilich schon dem Rufe Friedrich Wilhelms IV. nach Berlin gefolgt, aber seine Wandgemälde in der Glyptothek, der alten Pinakothek und der Ludwigskirche prangten, wetteifernd mit Schwanthalers Statuen und Reliefwerken, in aller Frische. Noch baute Klenze an der neuen Pinakothek und am Siegestor. Die Beziehungen der Eltern und ihrer Freunde zu den Münchner Malern Schwind, Diez, Kirner verschafften dem jungen kunstbegeisterten Studenten Zutritt in manch berühmte Künstlerwerkstatt. Gerade damals entstand Schwinds Allegorie des Rheins und der Zyklus humoristischer Radierungen zur Verherrlichung der Tabakspfeife und des Webers. 1844 erhielt er auch den Auftrag, für das Städtelche Kunstinstitut in Frankfurt a. M. den Sängerkrieg auf der Wartburg zu malen.

Ganz der Richtung, die Scheffels Bildungstrieb gleich im ersten Münchener Semester einschlug, entsprach es, daß derjenige Kommilitone, an den er sich hier am innigsten angeschlossen, kein Studiosus der Rechte, sondern der um mehrere Jahre ältere Mecklenburger Friedrich Eggers aus Rostock war, der sich für die akademische Laufbahn eines Kunsthistorikers vorbereitetete; er ward später Professor

an der Berliner Kunstakademie und Biograph des großen norddeutschen Bildhauers Rauch. Sie hörten beide bei Thiersch und waren gleich begeistert für das überall sich werdende einer neuen deutschen Kunst, der sie jedoch nicht ohne Kritik gegenüberstanden. Die Nachahmung der Antike hatte in der Malerei zum Kultus der „schönen Linie“ auf Kosten der Farbe geführt; die Romantik hatte mit ihrer Lust an Symbolik und Allegorie, mit ihrer einseitigen Überschätzung von altdiescher Kunst und Art die Poesie vielfach der Wirklichkeit entfremdet. „Stilvolle Wiedergabe der natürlichen Erscheinung“ hat Eggers später von der modernen Bildhauerkunst gefordert, und schon jetzt fühlte sich Scheffel, eine so starke Vorliebe für die echten Poeten unter den Romantikern und für die alte deutsche Märchen- und Sagenwelt er auch hegte, lebhaft angezogen von dem wieder sich emporringenden künstlerischen Realismus. Schwinds realistisch empfindender und die Märchenwelt als Wirklichkeit darstellender, anmutig stilisierender Humor war ihm besonders sympathisch. Als er nach dem Abschluß des 2. Semesters vor der Heimkehr ins Elternhaus eine Reise ins obere Bachtal machte, nach Füssen, Hohen Schwangau, begegneten ihm in dem herrlichen Bergschloß, das der damalige Kronprinz Maximilian hatte neu ausbauen lassen, unter den Fresken aus der deutschen Sage und Geschichte auch solche von Schwind. Das ganze Schloß über den zwei Seen, auf dem historischen Boden, der einst den jungen Konradin von Schwaben von seiner Mutter Abschied nehmen sah vor seiner Fahrt nach Neapel, mit dem herrlichen Blick aufs Gebirge, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. „Man möchte wirklich fragen“, schrieb er an Eggers, „ob der Natur oder der Kunst der Preis gebührt, das Meiste zu des Schlosses Schmuck beigetragen zu haben.“ Mit Eggers hatte er manche Fahrt ins Gebirg, bis nach Innsbruck hinein, unternommen. An der derbkräftigen Manier, mit der Künstlerhände in den eben in München gegründeten „Liegenden Blättern“ den Holzschnitt benutzten, um in Ernst und Scherz deutsches Volksleben fernig und ungeschminkt wiederzugeben, den romantischen Kultus mit dem mittelalterlichen Rittertum aber in Form der Balladenparodie zu verspotten, hatten beide ihre helle Freude. Das vertrug sich bei ihnen ganz gut, wie ihre Vorliebe für Volkspoesie jeder Art, mit ihrer Begeisterung für die antike Kunst und der Bewunderung für die formale Schönheit der Poesie Platens. In München hatte Graf Platen seine Dichterjugend verbracht, und in der Familie eines seiner Jugendfreunde, des Historikers v. Schlichtegroll, der über Platens Jugend ein Buch geschrieben hat, verkehrten die beiden Studenten. Schlichtegrolls Tochter Julia wurde Joseph Scheffels „Schwarm“, und noch in Heidelberg und Berlin sah er öfter ihr Bild über den Büchern vor sich austauschen mit schelmischem

Lächeln „wie so ein Englein auf Guido Renis herrlicher Himmel-fahrt Mariens“; so schrieb er aus Heidelberg an Eggers.

Dem Studium der Rechtswissenschaft blieb er übrigens nicht dauernd abgeneigt. Wohl hat er später seinen Werner Kirchhof im „Trompeter von Säckingen“ mit grimmigem Humor gegen das „römische Recht“ eifern lassen, aber er fand auf dem Gebiete seines „öden“ Brotstudiums auch Oasen; studierte er doch in einer Zeit, wo die von Jakob Grimm u. a. enthüllten deutschen Rechtsaltertümer in der juristischen Welt allgemeines Interesse erregten. Der ultramontan-romantische Geist, in welchem der greise Görres, einst ein Heerrufer der Vaterlandsliebe vor dem Ausbruch der Freiheitskriege, „Universalgeschichte“ und Phillips „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte“ vortrugen, vermochte ihn freilich dauernd nicht zu fesseln; eine freiere Auffassung befundete aber Höfler, bei dem er „Geschichte des Mittelalters“ hörte. Im Hause des Professors v. Moy, an den er empfohlen war, trat er einem seiner juristischen Mitstudenten, dem Münchener August v. Eisenhart, näher, mit dem er an einer sehr feudalen Tanzstunde im Salon der Ministerwitwe v. Wirschinger teilnahm und im Sommer auf gemeinsamen Ausflügen ins bairische Oberland sich, wie mit Eggers, innigst für die Dauer seines Lebens befreundete. Das ganze Studium machte ihm in Grunde wenig Mühe; Fleiß lag ihm im Blute. Seine Hauptlehrer in Heidelberg, wo er das dritte und vierte Semester und dann das siebente studierte, waren Vangerow, Kofhirt, Mittermaier und Zöpfl, und in Berlin, wo er sein drittes Studienjahr verbrachte, Puchta, Stahl, Heffter, Homeier und Gneist. In Heidelberg und Berlin trieb er neben dem Jus gleichfalls kunst- und literarhistorische Studien. So hörte er in letzterer Stadt mit seinen Freunden Eggers und Julius Braun neuere Kunstgeschichte bei Waagen und bei dem Shakespeare-Forscher Werder dessen Hauptkolleg, in Heidelberg bei Ruths über Dante und bei Gerwinus ein Colleg über die literarischen und sozialen Zustände Deutschlands im 18. Jahrhundert. Privatim trieb er italienisch und las neben Dante auch Tasso und Ariost.

Unerprißliche Mühe bereitete ihm dagegen der Versuch, in der Hegelschen Philosophie Ersatz für den erschütterten Kirchenglauben zu finden, den er schon vergeblich in Ludwig Feuerbachs geistvoller Kritik des Christentums gesucht hatte. Von großer Wirkung auf seine pietätvolle Auffassung des Christentums wie auf sein deutsches Sprach- und Stilgefühl wurde es, daß er in diesen Nöten die Bibel in Martin Luthers Verdeutschung las. Die „deutsch-katholische“ Bewegung, die um die Mitte der vierziger Jahre in Heidelberg einen Hauptsitz hatte, erregte natürlich sein Interesse; doch konnte er sich ihr ebenso wenig anschließen wie denen, die den im Sommer 1846 gewählten neuen Papst, Pio Nono, als Messias

einer freiheitlichen Umgestaltung der katholischen Kirche begrüßten. In Berlin bildeten mit Eggers zwei ihm vom Karlsruher Lyzeum her sehr nahe stehende Freunde seinen nächsten Umgang, von denen der eine, Julius Braun, Protestant, der andre, Rudolf Braun, Katholik war. Er durchlebte mit ihnen die Gewissenskämpfe, die bei dem einen mit der Absage an die Theologie zugunsten der Archäologie, bei dem andern schließlich mit dem Eintritt in den Jesuitenorden endeten. Er selbst suchte sein Heil in der persönlichen Freiheit von jedem bindenden Verhältnis in Glaubensfragen. Dem in Heidelberg als dritten Herzensfreund fürs Leben gewonnenen Mitjuristen Karl Schwanitz aus Eisenach, einem Protestanten, schrieb er im Frühling 1846 ein Bekenntnis ins Album, in dem es heißt: „Wie nach dem Verlust des religiösen Glaubens das Sittengesetz noch unveräußerlich fest fortbesteht und auch ohne Glockenklang und Gebet und Kultus aller Art festgehalten werden kann: so auch das, was den Kern jedes studentischen Strebens bilden muß, der Zug nach Wahrheit — nach wahrer Tüchtigkeit in allen Gestalten des Wirkens . . . Auf die Übereinstimmung mit der äußeren Welt kommt nichts an, aber in der Übereinstimmung mit uns selbst liegt die Wahrheit unsres Daseins.“ (Vgl. „Scheffels Briefe an Schwanitz“, 1906.) Einen festen Halt im Ringen nach einer befriedigenden Weltanschauung boten ihm das ruhige Urteil und harmonische Wesen seines „Mentors“ Eggers, der mit ihm wie in München auch in Berlin die Wohnung teilte. Im Verkehr mit diesem setzte er sich auch mit den reaktionären Tendenzen der Romantik in Poesie, Kunst und Staat wie mit den radikalsten Tendenzen der Junghegelianer und „Jungdeutschen“ im Sinne des organischen Fortschritts auseinander.

Vor dieser Periode innerer Klärung aber ging ihm in Heidelberg, der von Neben- und Waldbergen traut umhегten, von der schönsten Schloßruine der Welt gekrönt, vom Neckar frisch durchrauschten Mäusenstadt, deren berufenster Verherrlicher er werden sollte, das Burschenleben in seiner ganzen Pracht auf. Im Herbst 1844 war das studentische Leben daselbst von der deutschen Freiheitsbewegung schon mächtig ergriffen. Der letzte siegreiche Vorstoß der Metternichschen Bundestagspolitik gegen das Verfassungsleben in Baden hatte den Hauptführer der nationalen Richtung Karl Welcker um seine Professur in Freiburg i. B. gebracht und er war nach Heidelberg, und damit in die Nähe von Mannheim, übergesiedelt, wo die anderen badischen Führer der Bewegung lebten. Fast das ganze junge Geschlecht, das damals auf deutschen Hochschulen studierte, erwartete von der nächsten Zukunft einen Wandel der deutschen Verhältnisse zur Herstellung eines national geeinten Verfassungslebens in allen deutschen Staaten. Dieser Geist hatte in Heidelberg auch die Korps ergriffen. Die übrige Studentenschaft, voran die burschenschaftlichen

Verbindungen, strebte nach Einigung. Es ist erstaunlich, wie viele von den Männern, die seit 1871 am Ausbau der neuen Reichsverfassung mitwirkten, in jenen Jahren vor 1848 als Heidelberger Studenten an jenen Bestrebungen beteiligt waren; Agidi, Bamberger, Bennigsen, Miquel, der „rote“ Becker, der Hamburger Verzmann sind Beispiele. Ich verweise auf Rußmauls „Jugenderinnerungen“ (1898) und Ed. Diez' „Die Deutsche Burschenschaft in Heidelberg“ (1895).

Diejenige Verbindung, die sich im besondern aus Scheffels Badner Landsleuten rekrutierte, das Korps der Schwaben, befand sich auch in einem Zerfallsprozeß. Eine Reihe älterer Mitglieder, darunter der später als Professor der Medizin berühmt gewordene Adolf Rußmaul, traten aus und gründeten mit Leuten aus der „Ubingia“ die „Allemania“, eine Reformverbindung mit burschenschaftlichen Grundsätzen, der sich Scheffel anschloß. Die Kneipe war im „Horn“ bei der Neckarbrücke; man paukte in der Hirschgasse; größere Kommerse wurden im Gasthaus zum Weinberg, dem alten „Hirschen“, abgehalten. Als Farben trug man Goldblaugold. Die Hauptmitarbeiter der Kneipzeitung waren neben Scheffel und Rußmaul drei Karlsruher Fische, Moritz Ellstätter, der spätere badische Finanzminister, Karl Blind, der schon jetzt ein eifriger Anhänger der vom Hofgerichtsadvokaten Gustav v. Strube in Mannheim geschürten revolutionären Richtung in der deutschen Bewegung war, und Ludwig Eichrodt, später als Oberamtsrichter in Lahr Mitarbeiter am Schauenburgschen Kommerzbuch, ein jovialer genussfroher Gesell, dessen mit schnell wachsender Meisterschaft geübte Reigung für parodistische Scherzgedichte auf Scheffel überging. Bereits Ende Januar 1845 trat in der „Allemania“ eine Spaltung ein. Mehrere der radikalen Richtung angehörende Mitglieder, darunter Blind und Eichrodt, traten aus und bildeten den „Neckarbund“. Ein anderer Teil der ursprünglichen „Allemania“, mit ihm der Tübinger „Germane“ Adolf Bonz (der spätere Verleger der Werke Scheffels), nannte sich den „Schloßbund“. Scheffel und der obengenannte Schwanitz arbeiteten die Statuten für eine neue „Allemania“ aus, die aber bald durch Verschmelzung mit der „Palatia“ in die „Teutonia“ überging, der Scheffel weiter angehörte, als er mit Julius Braun und v. Stetten nach Berlin zog. Alle Heidelberger Reformverbindungen, die radikalen wie die gemäßigten, fanden sich in der „allgemeinen Studentenschaft“ zusammen, in dessen Ausschuß Agidi den Vorsitz führte. Das Streben der Radikalen, unter denen Blind und Miquel hervorragten, ging auf Beseitigung aller Verbindungen, Aufgehen der Studentenschaft in das Bürgertum zum gemeinsamen Kampf gegen die Gewalthaber. Scheffel fand ein Genüge, für die Wiederherstellung der alten langverpönten schwarzrotgoldenen Burschenschaft zu kämpfen, und sein Ideal war neben dem patriotischen Ziel ein rein studentisches

Verbindungsleben mit wissenschaftlichen Kränzchen, Pflege der Wehrhaftigkeit der Mitglieder durch Turnen, Turnfahrten, Fechten, Schwimmen, und zum Genuß jenes freien „Burschenlebens“, das Wilhelm Hauff, der Tübinger „Germane“, in seinen „Phantasien aus dem Bremer Ratskeller“ so schwungvoll gepriesen hat. Auch in der Berliner „Germania“ drang er auf Durchführung dieser Prinzipien, und als er bei der Rückkehr nach Heidelberg die „Teutonen“ ihnen abgeneigt fand, bildete er mit seinen Anhängern und einigen „alten Häusern“ auswärtiger Burschenschaften die „Franconia“, für die er am Schluß seines siebenten Semesters den bekannten „Schwanengefang“ anstimmte, ehe er nach Karlsruhe zog, um sich dort fürs Examen vorzubereiten. Die „Frankonen“ trugen braune Mützen mit Goldstreifen, über der Brust aber schon heimlich das noch immer verpönte schwarzrotgoldene Band. Sie kniepten in der „Stadt Düsseldorf“. Treue Gefinnungsgeossen als Burschenschafter hatte Scheffel in Schwaniß, der bei den „Teutonen“ in Jena Sprecher ward, in seinen engeren Landsleuten Leo v. Stetten, G. Kamm und Lepique, dem Schlesier Rahn, dem Hamburger Oberstein, dem Sachsen Elzner.

In den vier Jahren seines eigentlichen Studiums wurde Scheffel aus einem fast schüchternen, braven Muttersohn ein flotter und forscher Bruder Studio. Über sein Wesen in der ersten „Allemannia“ hat Kufmaul berichtet: „Kein Mensch konnte ahnen, daß in Gestalt des blonden, bescheidenen und heiteren, fast mädchenhaft dreinschauenden stud. jur. Joseph Scheffel ein Prinz aus Genieland bei den Allemannen eingekehrt war. Die Gedichte, womit er die Kneipzeitung bedachte, dufteten noch allzustark nach der Karlsruher Schullampe.“ Auch die vielstrophigen Ihrischen Ergüsse, die uns Kufmaul und Schwaniß aus seiner Feder erhalten haben und die beide das Auseinandergehen der Freunde nach genußreichen Zeiten froher Gemeinschaft beklagen, haben keinen Kunstwert; doch ist es bezeichnend, daß er schon hier das Thema „Zum Schlusse kommt das Boneyinandergehn“ anschlug. Auf einen gleichen, mehr ans Volkslied anklingenden Ton sind die zärtlichen Gedichte gestimmt, die er an Eggers nach der ersten Trennung richtete. Gleich zu seiner vollen Eigenart entpuppte der Dichter in Scheffel sich aber nach dem in Berlin hinter den Büchern verbrachten Sommersemester 1846 auf einer größeren Ferienreise, die ihn nach der Eisenbahnfahrt bis Stettin meist auf einsamer Fußwanderung mit Känzel und Stab an die Ostsee, auf die Insel Rügen, in die Wesergegend und den Harz, durch den Thüringer Wald auf die Wartburg brachte, auf der er damals schon ganz heimisch wurde; eine Woche lang blieb er zu Eisenach Gast im Elternhaus seines Schwaniß. Auf dieser langen „Burschenschaft“ begleitete ihn sein Skizzenbuch, wie schon vorher auf ähnlichen Fahrten durch Lechtal und Algäu zum Bodensee, durch Odenwald und Schwarzwald,

Rheinpfalz und Rheingau, Hardtwald und Vogesen mit ihren alten Burgen und Klöstern und auf der Reise nach Berlin, als er mit Julius Braun und v. Stetten von Nürnberg aus über Bamberg Oberfranken und das Saalethal bis Jena, ein echter „fahrender Schüler“, durchwandert hatte. Und wie er damals bei Jena die Kunizburg, bei Kösen die Rudelsburg u. s. w. skizziert hatte, so zeichnete er jetzt Hümengräber und Fischerhütten auf der Insel Rügen, die Reste der Kaiserpfalz auf dem Kyffhäuser u. s. w., und während des Zeichnens und Wanderns auf immer neuen Pfaden, während des behaglichen Rastens bei freundlichen Wirten überkam ihn die Stimmung zum Dichten. Die „Lieder eines fahrenden Schülers“, von denen ein Teil in den Jahrgängen 1847 und 1848 der „Liegenden Blätter“ erschienen ist, freilich ohne seinen Namen und nur zur Hälfte mit J. S. unterzeichnet, sind der poetische Niederschlag jener Wanderfahrt (s. „Nachgelassene Dichtungen“).

Der lyrische Ausdruck der Wanderlust ist gewiß eines der ältesten und beliebtesten Motive der deutschen Volkspoesie, und Eichenborvff, Justinus Kerner, Emanuel Geibel haben vor Scheffel ihrem romantischen Reiz hinreißend schönen, kunstvollen Ausdruck verliehen. Aber Scheffel hat es später allerdings in ganz einziger Weise verstanden, der Lust am Wandern in wiederum neuer, ihm aus der Seele kommender Weise klingende Sprache zu geben, wobei er ihr das reizvolle Element anschaulicher Landschaftsbilder ganz bestimmten Charakters zuführte. Von jenen „Bummelliedern“ des Studenten zeigen einige schon den Keim hierzu. So tritt in „Verständigung mit dem Wirt“ die durchstreifte Landschaft auf Rügen deutlich hervor, und die Kreidefelsen der Insel liefern das Motiv für einen witzigen Einfall, welcher der Größe des Studentendurstes einen riesenhaften Ausdruck verleiht. Auch der „grüne Hügel Dubberworth“ am Meeresstrand, dessen Hümengrab dem fahrenden Schüler zur Lagerstatt wird, bis der Geist des Hümen dem „erklassenden“ Grabe entsteigt, wird anmutend veranschaulicht, ehe das Gespräch zwischen dem Schüler und dem Geist über die Zustände im Vaterland sich entfaltet, das letzteren veranlaßt, sich schleunigst ins Grab zurückzugeben. Ein besonders frisches Lied stellt der weltflüchtigen Afese die Freude an Gottes schöner Welt gegenüber. Einem „unterm Fenster“ liegenden Pfarrherrn ruft der Fahrende zu: „Ich bin kein Heid“ —

„Jedoch nicht in der Kirch' allein
 „Ertern' ich Gottes Haus.
 Mir ist's, so weit der Himmelsdom
 Seine Wölbung breitet aus;
 Allüberall, wo sich das Herz
 In freud'ger Regung schwingt,
 Allüberall, wo in der Luft
 Ein frisches Lied erklingt.“

Was ihm die Hegelsche Philosophie mit ihren schwer verständlichen Abstraktionen nicht hatte bieten können, die ersehnte Harmonie zwischen sich und der äußeren Welt, das fand er im Genuß der landschaftlich schönen Natur. Auch in die politische Stimmungswelt des idealgestimmten Burschenschaftlers gewähren einige der Lieder Einblick. Zu Pfingsten 1846 war auf dem Kyffhäuser ein deutscher Burschentag abgehalten worden. Auf der Heimreise von der Wartburg hatte Scheffel ferner in Frankfurt a. M. Halt gemacht und im Kaisersaal des Römers die neuen Kaiserbilder besichtigt; die Germanisten, mit Uhland und Jakob Grimm an der Spitze, hatten gerade in Frankfurt getagt und aus Uhlands Mund war hier das prophetische Wort, das ein neues deutsches Reich heraufbeschwor, hinaus in die deutschen Lande gellungen. Unter solchen Einflüssen entstand Scheffels Gedicht „Frommer Wunsch“. Es erzählt von seinem Besuch auf dem Kyffhäuser. Wie sehnlich er dort nach dem schlafenden Kaiser gerufen habe, er sei stumm geblieben. Da wünscht er sich „ein Wunderhorn“, um den Schlafenden und alle die Schläfer im Reich aufzuwecken.

„Und wären sie versammelt all,
Die Schläfer ringsumher,
Dann wollt' ich, daß ich Flügel hätt'
Und eine Lerche wär'.
Dann flög' mit schmetterndem Gesang
Dem Zuge ich voran
Und kündete dem Vaterland
Des Tags Erwachen an!“

Er war mit solcher Lyrik ein Epigone Uhlands, Rückerts, Heines und — seiner Mutter; was den Liedern des Einundzwanzigjährigen aber Frische gab, war, daß sich in ihnen das persönliche Erleben eines Studenten, der beim Dichten wirklich ein fahrender Schüler war, fröhlich und ungezwungen ausdrückte. Was seiner Mutter unerfüllbarer Wunsch hatte bleiben müssen, der Genuß ungestörter Wanderns in der freien Natur, wurde jetzt sogleich das Grundelement in ihres Sohnes Jugendpoesie! Als Landschaftsmaler und Dichter zugleich die schöne Welt zu durchziehen, dieses Ideal hatte im Sommer vorher sein Bekanntwerden mit Adalbert Stifters „Studien“ wachgerufen. Eine Ferienwanderung durch Schwaben an der Seite des Vaters, mit dem er in Weinsberg Justinus Kerner besuchte, hatte ihm dessen Lied von der „wandernden Welt“ („Wohl auf noch getrunken den funkelnden Wein!“) ganz besonders in die Seele geprägt.

Wir müssen hier aber auch des Einflusses gedenken, den in Berlin auf Scheffel sein schon wiederholt genannter Jugendfreund Julius Braun ausgeübt hat. Der „Lange“ überragte damals an poetischem Talent alle, die seinen Umgang bildeten. Er hatte in Heidelberg

als eifriger Burschenschaftler einen politisch-satirischen Märchenzyklus entworfen; im Schoße des Kyffhäusers werden die Märchen dem erwachten Barbarossa von den dort seine Hilfe Suchenden erzählt. SchefTel erlebte nicht nur die Vollendung dieser Dichtung seines Freundes, sondern auch ihren Druck in Lewalds „Europa“ und das glänzende „Frühstück“, das „der Lange“ den Freunden nach dem Eintreffen des Honorars zum besten gab. Dieser hatte sich inzwischen, durch Goethes Aussprüche über die Mission der „Weltliteratur“ angeregt, dem Studium der poetischen Meisterwerke der verschiedenen Kulturvölker nach bestimmtem Plane zugewandt und war dabei auf Hafis geraten, von dessen Poesie eben Friedrich Daumer seine schöne Auswahl in guter Verdeutschung hatte erscheinen lassen. Durch Braun, mit dem SchefTel damals gleichzeitig auch Goethe und Shakespeare las und sich von Heine und Börne vielfach anregen ließ, wurde nun dieser noch in Berlin mit der weltfrohen Poesie des Persers bekannt, über den er im November 1847 aus seiner grünen Stube im Elternhaus an Schwanitz schrieb: „Wenn Du einmal wieder einen recht frischen Ton, wie von Pokalanstoßen und Sang und Klang, in Dir ertönen lassen willst, so nimm die Lieder dieses Biedermannes zur Hand, der schon vor fünfhundert Jahren so vernünftig war, Dogmatik und Alkese mit der Weintaberne und dem Kultus des Schönen zu vertauschen.“

Die neuere Goethe-Forschung in bezug auf die Entstehung des „Westöstlichen Divan“ hat nachgewiesen, wie auf Goethe in der Epoche der Freiheitskriege die Bekanntschaft mit Hafis in Hammer-Purgstalls Übersetzung eine befreiende und verjüngende Wirkung ausgeübt hat, die sich nicht nur im „Buch Suleika“ und im „Schenkenbuch“ des Divan mit seinem Preis von Liebe und Wein, sondern auch bis in die erst neuerdings bekannt gewordenen Fragmente der Reformationskantate verfolgen läßt, worin es wie des Parsen Wort klingt: „Wenn wir in das Freie schreiten, Auf den Höhen da ist der Gott.“ (Vgl. K. Burdach in Band 5 der Gottaschen Jubiläumsausgabe von Goethes Werken und v. d. Hellen in den Anmerkungen zu „Wilhelm Tischbeins Idyllen“ im 2. Band dieser Goethe-Ausgabe.) Bei einem Studenten wie SchefTel mußte natürlich die Begeisterung für Hafis am stärksten die in Goethes „Schenkenbuch“ klingenden Saiten zum Schwingen bringen. Aber die oben zitierte Strophe aus des fahrenden Schülers Lied „Entschuldigung“ spricht in naiver Weise den Gedanken des Gottsuchers aus. Der fahrende Schüler SchefTel dichtete auch ein Lied von einem Einsiedelmann, der auf waldiger Höhe Gott verehrt, dabei aber (ein Vorläufer des Einsiedelmanns im späteren Lied vom Staffelstein) über einen guten Weinkeller verfügt. „Gott will, sprach er, daß jeder sich Des Lebens soll erfreun, Drum ließ er uns den Lenz erstehn, Drum schuf er uns den Wein.“ Dem großen Sonnenanbeter

des Ostens, in dessen Poesie sich mit leuchtendem Lokalkolorit die Gartenwelt von Schiras spiegelt, direkt nachzuahmen, wie dies etwas später mit großem Glück Friedrich Bodenstedt in den „Liedern des Mirza Schaffy“ tat, reizte unsern wanderfrohen Burschenschaftler nicht. Es blieb bei ein paar schwachen Versuchen. Dagegen entstand unter der Einwirkung seiner Begeisterung für Hafis das erste der lyrisch-humoristischen Meisterwerke Scheffels, die ihm der Genius Loci Heidelberg's eingab, das Lied vom Zwerg Perkeo „im Heidelberger Schloß, An Wuchse klein und winzig, an Turste riesengroß“. Der fidele Geist, der in der Karlsrüber Kandidatenkolonie herrschte, die sich im Sommer 1847 zum Falstaff-Klub kristallisierte, in dem sich Julius Braun, Scheffel, Kamm, Lepique, v. Stetten, May und Franz Wirth, Heinr. Goll im „Prinz Karl“ nach dem Muster der lustigen Tafelrunde des Prinzen Heinz in Shakespeares „Heinrich IV.“ in „allen Humoren“ ergingen, hat auch seinen Anteil an dem tragikomischen Zecherheldentum des Zwergs Perkeo gehabt, wie es Scheffel noch in diesem Jahre samt dem Worte „feuchtfrohlich“ schuf. Heinrich Goll, der „Sir John Falstaff“ des Kreises, der später das alemannische Dialektstück „Brenele“ schrieb, war ein fideles Aneignenie, das sich damals auch in hafisischer Dichtung erging. Scheffel, sein Liebling, hieß wegen seiner Neigung zum Zitieren von Dichterstellen „Fährnich Pistol“ oder kurz „der Fährnich“.

Mit „Perkeo“ aber spielte Scheffels poetische Eigenart bewußt oder unbewußt einen Trumpf gegen zwei andere junge Dichter aus, die unter seinen Heidelberger Freunden jetzt von sich reden machten. Im Winter 1847/48 studierte sein Münchner Freund Eisenhart in Heidelberg mit andern „Neuathenern“, wie Otto v. Bölderndorff, während im nahen Speyer deren Freund Eskar v. Redwitz, der schon Rechtspraktikant, an seiner „Amara nth“ dichtete. Die Lieder, die Redwitz in diesen überspannt romantischen Rittersang verschmolz, wie „Es muß ein Wunderbares sein“, kannte der für sie begeisterte Bölderndorff alle auswendig; und als Redwitz mit seiner Dichtung fertig war, kam er nach Heidelberg herüber und las den Freunden dieselbe vor. (Vgl. v. Bölderndorff, Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. 1892.) Bei den „Teutonen“ aber, die den „Frankonen“ so nahe standen, war um Ostern 1847 Otto Roquette aktiv geworden, ein auch musikalisch hochbegabter junger Poet aus der Brandenburger Mark. Roquette, Abkömmling einer zur Berliner französischen Kolonie zählenden Emigrantenfamilie, hatte sich in Berangers Liederwelt mit Erfolg eingelebt. An dessen und Geibels Vorbild sich haltend, schuf er schon damals eine Reihe der schwungvollen Wanderlieder, die er ein paar Jahr später mit dem „Rhein-, Wein- und Wandermärchen“ „Walbmeisters Brautfahrt“ verschmolz. Lieder von ähnlichem Schwung und Klang

wie Noquettes „Noch ist die blühende goldene Zeit“, „Ihr Wandervögel in der Luft“ hatte Scheffel in seinen viel unreiferen „Liedern eines fahrenden Schülers“ nicht aufzuweisen. Aber wo in Noquettes Liedern von Zechlust die Rede war, kam von dem, was die Studenten auf der Kneipe wirklich ergötzt, nichts zum Ausdruck, und seinen Wanderliedern fehlte, wie auch der Wanderpoesie der teilweise im Schwarzwald spielenden Dichtung von Hedwig, die lokale Gegenständlichkeit, mit der jetzt Scheffel den Zwerg Perkeo zum Helden echten Zechhumors zu machen unternahm. Auch zu seinem Freunde Eggers, der nunmehr bei dem Berliner Kunsthistoriker Kugler Anschluß gefunden hatte und auch schon als Kunstkritiker tätig war, fühlte sich Scheffel mit seiner Forderung, daß echte Poesie im Geiste des Hafis oder des Anakreon ebenso im Goetheschen Sinn „erlebt“ sein müsse wie echte Liebeslyrik, in einem gewissen Gegensatz. Eggers, der jetzt als Dichter in Anakreon, dem Hafis der alten Griechen, sein Vorbild verehrte, war in die Berliner Dichtergesellschaft „Tunnel über der Spree“ aufgenommen worden und hatte dort den Namen „Anakreon“ erhalten. Das forderte Scheffels Kritik heraus.

Sein „Perkeo“ war aus einem Erlebnis, aus einem Reiseerlebnis, erwachsen. Im September hatte er Alt-Heidelberg, wohin er öfter zum Besuche seiner Frankonen und Eisenharts fuhr, in der Stimmung eines Reisenden wiedergesehen. Er schrieb darüber an Schwanik etwas später aus Karlsruhe: „Im September benützte ich die Durchreise eines Münchener Hofrats von Schlichtegroll, in dessen Hause ich in München sehr freundlich aufgenommen war, und der nun mit seinen Töchtern eine Rheinreise machte, mich ihm als Mentor für Heidelberg und umliegende Dörfer anzubieten, und brachte ein paar Tage auf dem alten klassischen Boden zu; des Tags über ging ich mit ihnen herum und abends fand ich auf der Frankonentneipe, die sich unterdessen recht flott gemacht hatte, eine alte Garde von Leuten . . . an mancherlei Alk hat's auch nicht gefehlt . . .“ Natürlich hat er mit seinen Gästen im Heidelberger Schloß auch den Keller besucht, wo dem leeren Riesensaß gegenüber das hölzerne Standbild des winzigen Hofnarren des Pfalzgrafen Karl Philipp steht. So war er selber der „Kellergruft“ Perkeos des Morgens „als frommer Pilger“ genagt und in der folgenden Nacht erging es ihm gleichfalls der Schlußstrophe des Liedes gemäß.

Dieses Wiederssehen mit Julie v. Schlichtegroll in Heidelberg hat aber dem jungen Dichter auch die Klage „Das ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn“ entlockt. v. Bölderndorff hat in den oben genannten Memoiren erzählt, Scheffel habe ihm und Eisenhart während des Wintersemesters 1847/48 in Heidelberg schon ein Lied dieses Anfangs vorgetragen. Das stimmt mit der folgenden Beichte, die Scheffel Mitte Oktober seinem intimsten

Freund, Eggers, abstattete: „Du wirst Dich erinnern, daß mir in der letzten Zeit in München die schöne kleine Julie Schlichtegroll mercklich gefallen hat, und das kleine Engelsköpfschen hat mich in der Erinnerung durch allen Sauf und Brauf des Studentenlebens begleitet und mehrfach in meinen Herzkammern herumgespuft. In der Brachzeit des Kandidatenlebens, wo man oft Veranlassung hat, über Kompendien und Hefsten noch an dies und das zu denken, ist mir's auch oft in den Sinn gekommen — ich habe auch meinen Eltern schon davon gesprochen. Wie ich nun am 2. September (NB. In meinem Notizbuch steht unter diesem Datum: „Heut hab' ich Giulietta wieder gesehen — Herz krach und brich nicht!“) gerade über meinem Landrecht sitze, erhalte ich ein paar Zeilen, Hr. v. Schl. mit seinen zwei Töchtern sei hier. Ich gehe gleich hin, war freundlich empfangen und die kleine Julia war unterdeß gar stattlich aufgeblüht, ohne daß sich aber das Zarte, Mignonartige in ihrem Wesen verwischt hatte. Ich zog mit ihnen in der Kunsthalle herum — führte sie alsbald im elterlichen Hause ein und veranlaßte sie, einen Tag länger hier zu bleiben, — während welcher Zeit ich natürlich Aug und Herz nur an einen Fleck gerichtet hatte. Dann gingen sie nach Baden und von da nach Heidelberg. Ich hat um Erlaubnis, sie nach Heidelberg begleiten zu dürfen, um in meiner alten Mufenstadt als Mentor zu dienen. Dies ward angenommen, und ich verlebte vier Tage mit ihnen in Heidelberg, die ich nie vergessen werde! Es war wahrhaftig viel Poesie darin, an Juliens Seite an all den prachtvollen Orten auf dem Schloß und in den Bergen, wie an den Neckarufem herumzustreifen — und Zeuge ihrer naiv anmutigen Freude über all das Schöne, das ihr, die noch nie aus München weggekommen war, doppelt schön schien, zu sein. Ich schmeichelte mir, als Staffage in der Heidelberger Landschaft in ihrer Erinnerung auch nicht ganz vergessen zu werden; — aber als schüchternen Bursche war mir's genug, in ihrer Nähe zu sein, und ich sprach über das punctum saliens, was mich mit ihnen nach Heidelberg geführt hatte, kein Wort. Der alte Schlichtegroll schien auch nicht übel mit mir zufrieden, wenigstens umarmte er mich väterlich beim Abschied.

„Nach freundlicher Trennung reisten sie nach Köln, ich zu meinem Landrecht zurück nach Hause. Daß das Engelsköpfschen iht erst recht in mir zu spuken anfing, kannst Du Dir denken; meinen Eltern, mit denen ich ganz offen darüber sprach, hatte Julia auch sehr gut gefallen, und ich redete schon mit meinem Vater darüber, daß er, wenn ich, sein Sohn, dermaleinst, was man so nennt, eine Existenz, d. h. eine sichere sociale Stellung hätte, er mit Hut und Frack nach München reisen und für mich werben solle. Nun sind kaum vier Wochen seitdem verflossen, da kommt die Nachricht, daß während der Reise der Töchter mit ihrem Vater ein Biedermann, der schon

eine solide Stellung hat, ein Rath St . . . , ein alter Hausfreund . . . , bei der Mutter, die in München geblieben war, um die kleine Julie angehalten und sie ihm ihre Hand zugesagt und daß die Geschichte igt schon im Reinen ist. Das arme 17 jährige Kind wird natürlich den Vorstellungen der Alten wenig eigenen Willen entgegensetzen, und da ist eben das End vom Lied eine solide bürgerliche Heirat. Hätte ich in Heidelberg oder hier nur ein Wort gesprochen, so wäre es vielleicht ganz anders! — Ich war wie vom Donner gerührt; es soll igt das Engelsköpfchen für mich nichts weiter als ein Traum sein — ich kann igt erst mit Grund sagen „Herz krach und brich nicht!“

Aber diese herbe Herzenserfahrung, die sich mit dem Bewußtsein seines Berufs zum humoristischen Dichter im Geiste des Hafis so tragisch kreuzte, half ihm sein frischer Jugendhumor zunächst leicht genug hinweg. „Übrigens als ein à la Heine Zerrissener wandle ich darum nicht umher“, mit diesem Trutzwort schloß er seinen Bericht an Eggers, und bald entstand zum Gaudium seiner Freunde im Falstaff-Klub und bei den Frankonen, die von seiner Liebe nichts wußten, die Katerfrühstücks-Parodie auf Heines wehmüthvolles Lied „Ein Jüngling liebt' ein Mädchen“, die von der unglücklichen Liebe eines Haring's zu einer Muster handelt. Aber wirklich verwunden konnte er den Schmerz doch keineswegs und viel poetischen Gewinn trug ihm derselbe jetzt nicht ein. Zum Dichter im großen Sinne des Wortes hielt sich Scheffel noch längst nicht berufen.

Es bestärkten ihn viele Einflüsse in seiner Zurückhaltung. Als die „Liegenden Blätter“ jetzt seinen Barbarossa-Aufruf herausbrachten, war er bereits zu einem überzeugten Gegner „aller Romantik in der Politik“ geworden. In seinem letzten Heidelberger Semester hatte er bei Gerwinus, der jetzt mit Bassermann und Mathy an die Gründung der „Deutschen Zeitung“ ging, die damals von mehr als sechshundert Zuhörern besuchten Vorlesungen über Politik gehört. Gerwinus warnte darin vor der modischen Vermischung von Politik und Poesie. Die Zeit brauche ernste politische Arbeit. Die Poesie habe im politischen Leben der Nation ihre Mission erfüllt. Und in der That hatte die politische Thrik über Freiligrath's gewitterschwangeres „Glaubensbekenntnis“ hinaus vor 1848 nichts mehr zu sagen. Auf Scheffel machten Gerwinus' Lehren tiefen Eindruck. Noch als er den „Trompeter“ geschaffen hatte, blieb er von dem Gefühle bedrückt, ein „Epigone“ zu sein, für den es sich, mit den großen Dichtern der literarischen Blütezeit zu wetteifern, eigentlich nicht lohne. In dem schönen Brief, den er damals an Uhland schrieb, hat er es direkt ausgesprochen. Auch von der Scheu, als Nachahmer in die Fußtapfen seiner Mutter zu treten, war er nicht frei. Es blieb für lange bei der einen, klassisch schönen Ballade, die den Geist des Rodensteiners mit patriotischer Tendenz vorführt, „Es regt sich was im Odenwald“, mit der er ernstlich einen Wett-

kampf mit seiner Mutter aufnahm, die dasselbe Thema („Horch auf! Was klrirt an Riegel und Gruft?“) auf ihre Weise behandelt hat. Die Einwände Th. Lorenzens („Die Sage vom Rodensteiner“, 1903) konnten meine Ansicht nicht entkräften, daß Scheffel diese Ballade ein Jahr nach seinem ersten Besuche der Geisterburg Rodenstein bei Reichelsheim im Odenwald gedichtet hat, den er mit Kamm, Rahn und zwei Frankonensüßchen im Februar 1847 bei stürmischem Winterwetter ausführte, um auf eine natürliche Erklärung der Sage von der wilden Jagd des Rodensteiners zu kommen. Einen aktuellen Anlaß für die Ballade bot im Februar 1848 die von dem revolutionären Frankreich drohende, in Baden stark empfundene Kriegsgefahr. Damals stimmte Scheffel das kurze Zeit später in den „Fliegenden Blättern“ erschienene „Reiterlied“ an: „Viel lieber zu sein ein Reitersmann Und jung zu sterben im Gefecht, Als achtzig Jahr und ewig sodann Ein buckliger Schreibersknecht.“ Auf die Kriegsgefahr aus Frankreich deutet in der Rodenstein-Ballade der Vers: „Vom Rhein her streicht ein scharfer Luft, Der treibt den Alten aus der Gruft.“ Der Schluß mit der Beschwörung eines „Manns“, der den Flammberg des Rodensteiners schwingen könne, ist der Höhepunkt von Scheffels patriotischer Jugendpoesie der ersten Art, wie dies „Die Teutoburger Schlacht“ in der von humoristischer Stimmung ist. Der kräftig-berbe Hinweis auf die Niederlage der „frech“ gewordenen Römer im Teutoburger Wald hat auch 1870 als poetische Aktualität tausendfach zündende Wirkung getan!

Scheffel war 1847 mit seinen Interessen tief in die Politik hineingeraten. Das Ausarbeiten einer dicken Abhandlung über das Surrogat nach französischem und römischem Recht, mit der er die Zulassung zum Staatsexamen zu bewirken hatte, hinderte ihn nicht am fleißigen Besuch der Karlsruher Landtagskammer. Seine Freunde May und Franz Wirth brachten ihn in Beziehung zu ihrem Vater, dem alten Freiheitskämpfer aus der Zeit des „Hambacher Festes“. Hochbewegt schrieb Scheffel am 26. Februar 1848 an Schwanitz: „Seitdem gestern die Nachrichten von Paris eintrafen, ist man hier in einer so gewaltigen Spannung und Aufregung, daß der Sinn für alles andere aufhört.“ Er glaubt an die Möglichkeit, daß die Franzosen „sich auf den Pariser Schrecken hin einen Krieg mit Deutschland als Ueberlaß verordnen“, und auf diesen Krieg freut er sich. „Dann tritt an die Stelle von unserm schauderhaft papiernem Leben, Akten- und Zeitungsschmierereien, die friische Tat . . . Und wenn das Volk aufsteht mit der Garantie und dem Bewußtsein, daß es für Zustände kämpft, deren Erringung und Sicherung ein paar Tropfen Herzblut wert ist, dann gibt's einen heiligen Krieg, an dessen Erfolg kein Zweifel sein kann.“

Aber der Pariser Februarrevolution folgte die deutsche März-

erhebung! Und kaum war im Karlsruher Ständehaus von der Regierung die geforderte Volksbewaffnung bewilligt, da trat Scheffel mit seinen Freunden in die Reihen der Bürgerwehr. Baden war der Herd der großen deutschen Volkserhebung, die damals mit verhältnismäßig geringen Opfern die Herrschaft Metternichs in Oesterreich und am Bundestag stürzte und in allen deutschen Staaten wirklich ein Verfassungsleben durchsetzte. Am 5. März tagten die ein- undfünfzig „Vertrauensmänner des deutschen Volkes“ in Heidelberg unter dem Vorsitz von Hstlein und Welcker. Die Einberufung des „Vorparlaments“ nach Frankfurt a. M. wurde beschlossen, und kaum hatte dieses getagt, entzündete die revolutionäre Ungeduld von Hecker und Struve den bewaffneten Aufstand im badischen Oberland, den Scheffel mit seinen Freunden nur mißbilligen konnte, denn die aussichtslose kleine Sonderrevolution mußte die Verwirklichung der Märzerrungenschaften in ganz Deutschland nur gefährden. Das Auftreten seiner alten Gegner vom „Neckarbund“, wie Karl Blind, als Agitatoren der Revolution gleich in den ersten Märztagen hatte ihn in dieser Gegnerschaft befestigt. Mit rückhaltloser Hoffnung begrüßte er aber das Zusammentreten der Deutschen Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche.

Auch seine Eltern waren überzeugt, daß diese, die namhaftesten Patrioten umfassende Versammlung die ihr gestellte Aufgabe, eine deutsche Reichsverfassung festzustellen, glücklich lösen werde. Sie ließen den Sohn nach der alten Kaiserkrönungsstadt ziehen, damit er die dort zu beratenden deutschen Grundrechte gleich an der Quelle studiere. In Frankfurt hatte der junge Rechtskandidat das Glück, von Welcker, dem jetzt triumphierenden Organisator der „deutschen Bewegung“, der mit Dahlmann, Uhland u. a. den Bundestag zeitgemäß umgestalten sollte und Abgeordneter der Freien Stadt Frankfurt in der Paulskirche ward, als Sekretär angenommen zu werden. Zu Pfingsten nahm er dann als „Frankfone“ auf der Wartburg am Deutschen Burschentag teil, wo er mit vielen alten Freunden, auch mit Schwanitz und Eggers, zusammentraf.

Ende Juni fuhr Welcker als Bevollmächtigter der Frankfurter Zentralgewalt in das Herzogtum Lauenburg, um die dortigen Landstände für den Befreiungskampf der Schleswig-Holsteiner umzustimmen, und Scheffel ging als „Legationssekretär“ mit und empfing in Rakeburg, Lauenburg, Rendsburg hundertbewegte und erhebende Eindrücke. Schon winkten ihm nach der genußreichen Rückfahrt über Hamburg, Bonn, Köln ähnliche Aufgaben, da erhielt er Ende Juli plötzlich die Aufforderung, sich in Karlsruhe zum Staatsexamen zu stellen. Er hatte auch im Sinn gehabt, als Freiwilliger mit dem badischen Kontingent gleich andern seiner Freunde nach Schleswig zu ziehen. Nach gut bestandenem Staatsexamen ging er zunächst

wieder nach Frankfurt, doch der große Krach im Parlament infolge des Friedens zu Malmö trieb ihn nach Heidelberg, wo er sein Doktorexamen am 11. Januar 1849 summa cum laude bestand. Um diese Zeit schrieb er an Schwanitz, mit dem er zu Pfingsten auf der Wartburg die vermeintlich schon errungene deutsche Einheit mit Reden und Liedern schwungvoll gefeiert hatte: „Seit ich am 16. September zu Frankfurt den Waffenstillstand von Malmö verwerfen hörte und am 18. oben auf dem Dom zu Frankfurt stand und die Varritaden aus der Erde wachsen und den Sturm und Kampf um dieselben herum gesehen habe, da habe ich den Glauben an das Volk auf beiden Seiten und die Poesie der Revolution verloren, und was im Oktober zu Wien und im November zu Berlin vorging, hat mir ihn nicht wiedergegeben. . . Ich habe freilich die Gewißheit, daß unser Reichsadler dereinst noch mit Ehren über Altdeutschland flattern kann, aber erst, wenn wir Jungen auf den Schlachtfeldern mit unserm Herzblut das Vaterland gerettet haben.“ Wie schwer es dem jugendlichen Idealisten geworden ist, sich in all die bitteren Enttäuschungen der Zeit zu finden, wie er im Mai 1849 vor dem Ausbruch der zweiten badischen Revolution für das Zustandekommen einer großen Aktion der achtundzwanzig verfassungstreuen deutschen Regierungen gegen die Wiederherstellung des Absolutismus als Redner und Journalist gewirkt hat, davon geben die gleichzeitigen Freundschaftsbriefe an Schwanitz und Eisenhart ergreifende Kunde.

Zwischen die beiden Examina fielen die ersten Versuche Scheffels, sich in die Sphäre der Amtsstube, in die regelmäßige Bureauarbeit eines richterlichen Beamten einzuarbeiten. Am 2. November 1848 zum Rechtspraktikanten ernannt, trat er sofort den Dienst in Heidelberg auf dem Kriminalbureau des Oberamts an; sein Vorgesetzter, den er gegen Schwanitz als sehr fidel und freundlich rühmte, war der Rechtspraktikant Friedrich v. Preen, der damals die Funktionen eines Untersuchungsrichters in Heidelberg ausübte. Scheffel wohnte diesmal jenseits der Neckarbrücke, wo Welcker und Gervinus ihre Häuser hatten, und teilte die Wohnung mit dem „langen Braun“, der als Privatdozent an seinen ersten frischen Vorlesungen über die griechische Poesie arbeitete, die er mit Scheffel durchsprach. „Wenn ich aufstehe, sehe ich das Schloß in seiner alten Pracht vor mir liegen, das ist auch etwas wert,“ schrieb er nach Eisenach. „Außerdem ist Heidelberg doch nicht außer der Welt; das Museum ist ein literarischer, politischer und geselliger Mittelpunkt.“

Hier im Museum hatten bis zur Völkserhebung im März 1848 Welcker und die Männer der „Deutschen Zeitung“ ihren Stammtisch gehabt; hier trafen sich unter dem Vorsitz eines derselben, des Historikers Professor Ludwig Häusser, jeden Mittwoch abend die Mitglieder einer fröhlichen Kneipgesellschaft, die sich „Der engere

Außschuß" oder kurz „Der Engere“ nannte, und in dieser erschien in jenen Wintermonaten mit Braun und v. Preen, zunächst als Gast, herzlichst von allen begrüßt, der Sänger des „Perleo“. Das Gedicht „Hesiod“ und die Übung im „Neugriechischen“ im „Gaudemus“ — Braun bereitete sich für seine große Reise nach Griechenland, Ägypten und Kleinasien vor, aus der sich dann sein Hauptwerk „Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgang durch alle Völker der alten Welt“ ergab — sind Früchte dieses Verkehrs. Im „Engeren“ war es Häuffer, der ihn zunächst am mächtigsten anzog. Vieles vereinigte sich in diesem geistreichen Historiker, der acht Jahre älter als unser Dichter und von Herkunft ein Pfälzer war, was den Verkehr mit diesem äußerst anziehend machte. Als Historiker hatte er gerade diejenigen Stoffgebiete mit gründlichem Eifer erforscht, die den jungen Juristen mehr interessierten als sein gesamtes Fachwissen, die ältere Geschichte Deutschlands und in besondern die der badischen und rheinpfälzischen Heimat. Dazu kam Häuffers außerordentliche Begabung für die gesprächsweife Entfaltung der reichen Schätze seines geschichtlichen Wissens unter Bezugnahme auf lustige Anekdoten und Reminiszenzen, eine Kunst, für welche Scheffel auch seinerseits ein ganz besonderes Talent mitbrachte. Schließlich war aber auch Häuffer ein leidenschaftlicher Freund jener burleskos übermütigen Geselligkeit, wie sie in der ganzen Welt nur auf deutschen Hochschulen heimisch ist und an welcher auch Scheffel eine unverwüßliche Freude behalten sollte.

Da Scheffel, der Anfang 1849 als Bürgerwehrmann nach Karlsruhe einberufen war, dort über freie Zeit verfügte, ließ er sich, als die Aussichten des Frankfurter Verfassungswerks immer unsicherer wurden, von Häuffer überreden, die Redaktion der in Karlsruhe erscheinenden „Vaterländischen Blätter“ zu übernehmen, des Organs der konstitutionellen nationalen Fortschrittspartei. Gegenüber den partikularistischen Tendenzen der badischen Volksvereine suchte er in dem Blatt den deutschen Gesichtspunkt noch einmal zur Geltung zu bringen. Dies tat er auch am 12. und 13. Mai auf der großen Volksversammlung in Offenburg, die den deutschen Großmächten zum Trotz die Durchführung der Reichsverfassung in Baden beschloß. Auf den Rat des Märzministers Beck ließ Großherzog Leopold am 13. Mai die Reichsverfassung sowohl von den Soldaten wie von der Bürgerwehr feierlich beschwören. Dennoch kam es noch am Abend zu der Militärrevolte, die den Großherzog veranlaßte, sofort die Flucht zu ergreifen. Als die zur Verteidigung der Bürgerschaft und der Stadt aufgerufene Bürgerwehr in der Nacht das Zeughaus gegen die stürmenden Tumultuanten zu verteidigen hatte, war auch Scheffel dabei beteiligt. Sein Freund und Kamerad Kamm hat ihm die Betätigung hervorragenden Mutes nachgerühmt.

Nach dem Siege der Revolution war seines Bleibens nicht länger in Baden. Er folgte dem Beispiel Häußers und v. Prenz, die sich gleich anderen Heidelberger Familien über die hessische Grenze nach Auerbach an der Bergstraße begeben hatten. Es waren meist Männer der Gagernschen Partei, die mehr oder weniger Anteil an der deutschen Bewegung genommen, der republikanischen Propaganda aber als Gegner gegenübergestanden hatten, darunter mancher alte Burschenschaftler. Einzelne der Flüchtlinge, Franz v. Roggenbach, Aug. Lamey, Julius Jolly haben später als Minister ihre Prinzipien zur Durchführung bringen können. Scheffel verbrachte die schönen Maitage meist zeichnend in der romantischen Umgebung der zwischen Heidelberg und Darmstadt gelegenen Sommerfrische am Fuße des Melibokus, des Abends aber fand er sich zur Maibotole ein, die nach seinem späteren Urteil ja „kein Mann in Europa“ so gut zu brauen verstand wie Häußers. Mit Spannung und Bedauern erlebte man das Heranrücken der preussischen Truppen unter dem Prinzen von Preußen gegen die badische Grenze und sehr zwiespältig war die Genugtuung über die Siege dieser Truppen, obgleich sie Ordnung ins Land brachten. Vom 13. Juni an befand sich das Hauptquartier des Generals v. Peucker für eine Weile ganz in der Nähe, in Zwingenberg. Aber der leuchtende Mai und die lachende Natur der Bergstraße dämpften den Unmut. Auf gemeinsamen Ausflügen ergötzte Scheffel die Gesellschaft durch die Mitteilung seiner humoristischen Lieder. So gelangte das Lied „Als die Römer frech geworden“ eines Abends von dem Riesenaltar des „Felsenmeers“ herab zu wirkungsvollem Vortrag. Es ist sehr wahrscheinlich, daß damals in Auerbach zu Füßen des „Chattenbergs“, wie ein alter Name den Melibokus bezeichnet, der famose Festbarbit der Chatten „Ha'—hamm'—hammer dich emol, emol, emol“ in der Ballade „Am Grenzwall“ (f. Bd. 6 „Gaudeamus“) erstmals erklingen ist.

Der Flüchtlingskolonie in Auerbach hatte sich auch der humorvolle Gesangsolist des „Engern“, der Pfarrer der Gemeinde Ziegelhausen bei Heidelberg, Christoph Schmezer, angeschlossen.

Schmezer war ein Franke, am 29. April 1800 zu Wertheim am Main geboren. Studiert hatte er als Burschenschaftler in Halle und Heidelberg; von besonderem Einfluß auf ihn waren namentlich Daub und der Rationalist Paulus gewesen, der sich bekanntlich durch seine natürliche Erklärung der Wunder Jesu einen Namen gemacht hat. 1830—39 war Schmezer Pfarrer in Baden-Baden, wo der geistreiche Kanzelredner eine große Welterfahrung erwarb, und seit 1840 stand er der Gemeinde von Ziegelhausen vor, die Nähe Heidelbergs auch zur Vertiefung seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse benutzend. Schmezers Spezialität im „Engeren“ war der melodramatische Vortrag humoristischer Gedichte und Lieder. Wie

sein Bruder, der Braunschweiger Opernsänger, war er im Besitze einer Stimme von seltener Kraft und Fülle. Nicht nur seine Kenntniß der humoristischen Musikliteratur, sondern auch eigene Begabung setzten ihn in den Stand, für neue Texte dieser Art wirksame Melodien zu finden. In Schmezer's Gesellschaft ist Scheffel auf die schwungvollsten und kraftvollsten seiner komischen Lieder für den „Engeren“ gekommen.

Sechs Wochen dauerte der Aufenthalt in Auerbach, aber der Humor, den Scheffel dort entfaltete, war nach seinem eigenen Bekenntniß nur die umgekehrte Form der Melancholie, die ihn im Innern beherrschte. Am 15. und 16. Juni fanden die Gefechte bei Käfertal unweit Mannheim und bei Ladenburg statt. Am 25. zogen die siegreichen Preußen in Karlsruhe ein. Am 29. wurde die halbaufgelöste Insurgentenarmee hinter der Murglinie bei Gernsbach nach verzweifelter Gegenwehr geschlagen. Die Festung Rastatt, die sich unter Liedemann's und Corvin's Kommando noch drei Wochen hielt, mußte sich am 23. Juli ergeben. Als nach dem Gefechte bei Gernsbach die Reichstruppen Weinheim besetzten, wurde v. Preen an Stelle des von dort vertriebenen zweiten Beamten als Amtsverwalter angestellt. Auf v. Preen's Bitte kam Scheffel als Volontär zu ihm, blieb aber nicht lange. Er wurde dann „mehr aus Interesse an der Situation als an dem Geschäft“ Altuar bei dem Zivilkommissar Geh. Rat Schaaf, dem er ins preussische Hauptquartier Kuppenheim vor Rastatt zu folgen hatte. Als aber die Zumutung an ihn herantrat, in den Untersuchungskommissionen für die politischen Gefangenen verwendet zu werden, hielt er das mit seiner ganzen Stellung zur Revolution und mit seiner Ehre für unvereinbar. Er wurde damals „wegen seiner kurzen journalistischen Tätigkeit und einer Rede aus den Märztagen“ seiner Stelle plötzlich enthoben.

Mitte August unternahm er dann mit Häuffer eine längere Reise in die Schweiz, vom Bodensee zu den Quellen des Rheins, in die Graubündner Alpen und über den Splügen bis zum Como-See, „um in frischer Luft auch wieder frische Gedanken zu holen“. Über sein erstes Betreten Italiens schrieb er an Eggers: „An Italiens Grenze habe ich auch ein Weniges in das Land meiner Jugendwünsche hineingeschaut; wir stiegen über den Splügen nach Chiavenna herab und siedelten uns eine Woche lang am Lago di Como fest. Da hab' ich gewohnt, am wundergrünen See, am Fuß der Villa Sommariva, wo Thorwaldsens Alexanderzug und Canovas Statuen einen Vor-schmack antiker Plastik geben, und hab' das Lorbeerzweig und die Olivenbäume um mich rauschen lassen und in italischer Luft und in italischem dolce far niente wieder meinen alten Menschen, d. h. den kunst- und naturfönnigen, der seit 1848 unter einem Trümmerhaufen politischer Pflastersteine begraben lag, zur Auferstehung ge-

bracht; und hab' in der Schifferbarke die Odyssee gelesen, und die hat besser getönt als alles Broschürengequicke über allgemeines oder besonderes Wahlrecht oder über den Erbkaiser und weiß der Teufel was noch. Da hab' ich auch viel Deiner gedacht; lieber Fritz, Du mußt auch nächstens nach Italien . . . Dem alten Goethe ist auch bei seiner italienischen Reise ein Licht aufgegangen wie eine Pechfackel . . . Ich hab' freilich diesmal nur hineingeschaut, denn weiter zu gehen, lag nicht in meinem Plan und Rom hab' ich mir für bessere Zeiten als Winterstation ohnedies vorbehalten." Die Rückreise hatte ihn über München geführt und dort hatte er auch bei Schlichtegrolls vorgesprochen. „Im Hause Schlichtegroll war ich mit alter Freundlichkeit aufgenommen. Die trefflichen Leute haben freilich nicht geahnt, was für Gedanken in mir heraufdämmerten, als ich an der Seite der Frau Julia saß und sie mit unbefangener Heiterkeit — und schöner als je — sich mit mir unterhielt." Auch diesmal hatte ihn sein Skizzenbuch begleitet, und nach der Rückkehr fand er Muße daheim und in Heidelberg, manch flüchtige Skizze künstlerisch auszuführen. Studien über die Geschichte Graubündens, zu denen ihn die dort empfangenen Reiseindrücke veranlaßten, befruchtigten seinen historischen Sinn und lenkten ihn ab von der peinlichen Gegenwart. In dieser Stimmung bewarb er sich Ende des Jahres um die freigewordene Stelle eines besoldeten Rechtspraktikanten beim Bezirksamt in Säckingen, und er hatte Erfolg.

Anfang 1850, also mitten im Winter, traf Scheffel in der altersschönen „Waldstadt“ am Oberrhein ein, und bis zum 1. September 1851 dauerte sein Aufenthalt. Hier empfing er den Stoff für seinen „Sang vom Oberrhein“ „Der Trompeter von Säckingen“ (s. Bd. 5), und es gewährt einen eignen Genuß, bei der Lektüre der „Säckinger Episteln“ (s. Bd. 4), einer Reihe humorprühender, eingehender Berichte über seine Erlebnisse aus dem Anfang und dem Schluß dieser Zeit an die Seinen daheim sich klarzumachen, wie viel von persönlich Erlebtem in die Dichtung überging.

Die badische Amtsstadt, die so stattlich von dem ehrwürdigen Fridolinsmünster überragt wird, war früher eine der vier österreichischen „Waldstädte am Rhein“ (neben Rheinfelden, Laufenburg und Waldshut) und eine Zeitlang auch Sitz des Waldvogts, der im Hauensteiner Land zwischen Rhein, Wehra und Wutach das kaiserliche Schirmrecht gegenüber den Freiheiten des Volks und den Rechten der Abtei St. Blasien ausübte. Zwischen Basel und Konstanz, am rechten Ufer des jugendlich dahinrauschenden Rheines, etwa gleich weit vom Rheinfeld bei Schaffhausen und der Spitze des Feldbergs, zu Füßen des Eggbergs und gegenüber dem schweizerischen Bözberg und dem Triktal gelegen, teilt sie mit den meisten Stiftungen

welterfahrener Heidenapostel das angenehme Schicksal einer ebenso günstigen wie schönen Lage.

Als der junge Doctor juris Scheffel nach langer Postfahrt — die Eisenbahn ging erst bis zum Steiner Klotz — in Säckingen einzog, hatte das schmucke Schloß der einstigen Großmeyer des Fürstlichen Frauenstifts für ihn noch keine Bedeutung, waren die Namen Werner Kirchhof, Hiddigeigei u. s. w. ihm völlig unbekannte Klänge. Und als er am nächsten Tag auf der gedeckten alten Holzbrücke stand, die Säckingen mit Stein am Schweizer Ufer verbindet, und aus einer der Fensterlücken hinab auf den Fridolinsacker im Strom und hinüber zu den Zinnen des „Herrenschlößleins“ lugte, da ahnte er nicht, daß er jene Insel drei Jahre später als Dichter mit einem unternehmenden Spielmann beleben werde, der sie benutzte, um unbemerkt vom Rhein her einem im Siebelzimmer des Schlosses lauschenden Edelvräulein das Geständnis seiner Liebe in sehnsuchtsvollen Trompetentönen zuzuhauchen. Noch war „des Herrenschlößleins schlankbetürmter Bau“ keineswegs so stattlich wieder hergestellt und herrschaftlich eingerichtet, wie es später durch den Seidenfabrikanten Th. Ballh geschah, und die unteren Räume dienten sogar samt dem Garten mit seinen hohen Wildkastanienbäumen den Zwecken einer Brauerei und Gastwirtschaft. Dafür drängten sich aber auch noch nicht wie heute in das Bild der Stadt die Wahrzeichen der seitdem zur Blüte gekommenen Industrie; der ganze Ort war noch inniger verwachsen mit seiner ländlichen Umgebung und den Taunenwaldbergen im Hintergrund, die den stillen, heute „Scheffelsee“ genannten Bergsee umhegen. Der ganze erste Eindruck heimelte den Dichter an; auch die Lage seiner Amtsstube in dem hohen Staffelsiebelhaus, dem früheren Stiftsgebäude, war seinem historischen Sinn sympathisch.

Zudem kam er nicht als Fremdling, sondern wohlvertraut mit den Vorzügen und Reizen der Waldstadt hierher; war doch sein Vater als junger Regierungsingenieur längere Zeit in der Gegend tätig gewesen, hatte ihm dieser doch im Knabenalter schon Ort und Gegend gezeigt. Ein paar Stunden von Säckingen rheinaufwärts aber, in Großlausenburg auf der Schweizer Seite, wohnte der Fürspruch und Großrat Wilhelm Heim, der Onkel von Josephs Schwarzwaldbäschen in Zell, ein jovialer, gaffreier Mann. Und war es nicht Hebel's Heimat, die ihn ringsum grüßte, das Quellgebiet der Poesie, die ihm in der Kinderzeit die vertrauteste war? Im Tal der Wiese und der Wehra wie auf dem Hauensteiner Wald fand er den unverfälschten alemannischen Volksschlag, den Hebel mit ebenso viel Liebe wie Naturtreue in der Mundart des Landes geschildert hat!

Gleich in der ersten Epistel an daheim, die seinen Eintritt ins Amt als „Respizient für Kriminal- und Polizeisachen“ vermeldete

und auch schon des Honoratiorenstammtischs im „Goldenen Knopf“ beim Gastwirt Broglie und des Posthalters Malzacher, bei dem einst der Vater gewohnt, Erwähnung tat, rühmte er das Interesse, das für Hebels Poesie und Prosa in diesem Kreise bestand. In der nächsten Epistel, „Wie der Doktor Scheffel seine erste Ausfahrt in den Wald gehalten und dabei den Balthes Nicker, mehrere Schneelandschaften und andere Hauensteiner Biedermänner sowie den „Mehsenharts Joggel“ kennen gelernt hat“, kam Hebel ebenso zu Wort wie im März in der Schilderung des „Sankt Fridolinifests“, zu dem Tausende von Teilnehmern aus dem Rheintal und vom „Wald“ auf dem Säckinger Markt vor dem Münster zusammengeströmt kamen. Die Zundelfrieder- und Zirkelschmiedsgeschichten des „Rheinischen Hausfreunds“ mögen das Ihrige dazu beigetragen haben, daß Scheffel dann mit so köstlichem Humor in der „sechsten Epistel“ seine bisherigen Erfahrungen als Polizeirespizient für den Nachweis ins Feld führte, daß gerade das, was die Poesie verherrliche, von der Polizei oft verpönt werde. Wohl klagte er dabei über die Ironie des Schicksals, daß er „antipolizeiliches Gemüt“ sich jetzt mit der Besorgung von Polizeigeschäften befassen müsse, aber sein Bericht klang heiter aus in dem Bekenntnis, daß es Momente gäbe, wo der Polizeirespizient sich lediglich in Poesie auflöse und sich höchst polizeiwidrig aufführe.

Aber nur im ersten halben Jahr hat Scheffel mit solchem Humor sich über den Konflikt seiner Dichternatur mit seinen Dienstobliegenheiten ergangen. Schon sehr bald nach seiner Ankunft in Säckingen hatte er an Schwanitz geschrieben: „Leider hab ich den Schmerz um Altdeutschland auch hierher mitgenommen und kann ihn immer noch nicht los werden!“ Und am 13. Juli 1850 schrieb er, tieferregt über das Schicksal, von dem Schleswig-Holstein nach Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Dänemark bedroht war: „An alte Hoffnungen und Träume und an mein liebes Altdeutschland denk ich freilich leider nicht mehr viel — da schwimmt täglich viel Wasser den Rhein herunter und der Schmerz bleibt doch der nämliche — und was nützt's, wenn Einer auch dran denkt? Es gibt höchstens ein Gefühl, wie das des alten Capulet, der im Randal der Straße, wo die Seinigen und die Montagues sich herumschlügen, ans Schwert greifen wollte und merkte, daß er nur seinen Schlafrock anhatte. 'S Dunner und 's Wetter! sagen unsre Wälder. Und was nützt's, wenn Einer dran denkt, wie voriges Jahr unterm Banner der schwarzrotgoldenen Farben die Dänen gehauen und ihre Schiffe zusammengeschossen worden sind . . . Heut bin ich in unserm famosen Bierkeller am Rhein geseßen, und während all das Volk legelte und trank, hab' ich in Rhein hinuntergeschaut und aus den Wellen hat der alte Traum von 1848 heraufgeklungen und ich hab' an meine

liebe mütterliche Freundin gedacht, die Frau Etatsrat Eszmarck in Schleswig, die jetzt auch wohl samt ihrem blonden Töchterlein Mimi von Haus und Herd fort muß —.“ Im vierten Stück des „Trompeter“, „Jung Werners Rheinfahrt“, findet sich in den Trostworten, mit denen der Genius des Rheins Wernern tröstet, ein Nachklang dieser Stimmung: „Und ich kenn Euch, deutsche Träumer . . . Und des deutschen Volks Geschichte, Sturm und Drang und bittres Ende steht in meinem Lauf geschrieben.“ Mit der Familie des Schleswiger Patrioten Eszmarck, der 1848 Abgeordneter in der Paulskirche war, war Scheffel in Frankfurt näher befreundet worden. „Die unbefangene Weiblichkeit der Tochter Mimi,“ schrieb er an Eggers, „der ich, gerade weil sie Braut ist, mich harmlos und heiter nähern konnte, hat mir einen tiefen und früher ungekannten Eindruck gemacht.“ Jetzt wurde sie Frau Hauptmann v. Wartenberg in Berlin.

Einen Monat später, nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Idstedt, schrieb Scheffel an den Etatsrat Heinrich Karl Eszmarck selber: „Wenn ein guter Wille und ein heiliger Zorn über unser deutsches Elend hinreichten, um mich armen Schreiber an den Platz hinzustellen, wo jetzt Jeder hingehört, der noch Herz und Ehr im Leibe hat, so stünde ich längst als Wehrmann bei einem ihrer tapferen Bataillone und hörte die dänischen Kugeln pfeifen. Verhältnisse, Umstände, Rücksichten, und wie all die nichtigen Motive heißen, die den edlen Trieb im Menschen abtöten, wollen es anders, und so bleibt mir nur der miserable, leider Gottes echt deutsche Trost, Ihnen, teurer Herr, mit der Feder meine Teilnahme auszudrücken . . . Und wenn's unser Geschick nicht ist, daß wir als altersschwaches Kulturvolk uns zu Grabe legen sollen, und wenn unser Deutschland durch eiserne Tat mal wieder jung geworden ist, dann wird sich's noch dankbar an seine besten Söhne in Schleswig-Holstein erinnern und wird zu den Kämpfern von Idstedt sagen: Ihr seid die einzigen, die's verstanden und mir den Weg zur Gesundheit zeigten.“

Ein großer Teil seiner Tätigkeit als „Amtspraktikant“ war aber auch ein wahrer Hohn auf die „Märzerrungenschaften“ und die deutsche Reichsverfassung, die er vor Jahresfrist so hoffnungsfroh jubelnd begrüßt hatte. Die Trennung der Verwaltung von der Justiz, diese alte Forderung des deutschen Liberalismus, hatte wohl die Frankfurter Nationalversammlung zum deutschen Grundrecht erhoben und Scheffel selbst war auf die Reichsverfassung beeidigt worden. Aber die Reaktion hatte die so schwer errungene Reichsverfassung samt den Grundrechten vernichtet. In Säckingen herrschte seit Unterdrückung der badischen Revolution das Kriegrecht, und bis in den Herbst 1850 stand hier das 4. preußische Jägerbataillon als Okkupationstruppe. Mit Strenge wachte der preußische Stationskommandant darüber, daß die verschärften Ordnungsgesetze von der

Bevölkerung auch gehörig befolgt wurden, und wenn das auch nicht hinderte, daß zwischen einzelnen der Offiziere, zumal dem Bataillonsarzt Dr. Korff, einem gemüthlichen Westfalen, und dem im „Knopf“ verkehrenden badischen Beamten ein angenehmer Verkehr bestand, so hatten gerade die Herren vom Kriminal- und Polizeidienst, Dr. Scheffel, der Aktuar Steinmann und der Untersuchungsrichter Göring, letztere beiden gleich ihm lebenslustige, für Humor empfängliche Naturen, infolge der Zumutungen des Stationskommandos viel Ärger und unnütze Arbeit. War man doch im Jahre vorher in Säckingen den flüchtigen Insurgenten, die hier Unterschlupf und Entkommen gesucht hatten, vielfach hilfreich gewesen, und noch waren über diese Fluchtbegünstigungen Untersuchungen im Gange. Der Polizei lag es aber auch ob, mit Eifer darüber zu wachen, daß kein politisch Anrüchiger aus der Schweiz sich über die Säckinger Brücke ins Land zurückziehe.

In jener Epistel von der Poesie und Polizei hatte Scheffel über den Eifer des preussischen Stationskommandanten noch scherzen können. Auch sein vermutlich im Beginn der Ferien nach einer Besteigung der Scesaplana gedichtetes Wanderlied mit dem Refrain: „Naus aus dem Haus! Naus aus der Stadt! Naus aus dem Staat! Nix wie naus!“ atmet auftrugenden Humor. Als aber im Frühjahr 1851, längst nach dem Abzug der preussischen Okkupationstruppe, ein Übergriff des badischen Platzkommandanten, Hauptmann Schwarz, ihn persönlich traf, da entlud sich der in ihm aufgespeicherte Groll in aller Schärfe, und es wäre zwischen ihm und jenem Hauptmann zum Duell gekommen, wenn die oberen Behörden es nicht verhindert hätten. Während sich Scheffel bereits am Schweizer Ufer im Pistolenschießen übte — er hatte den Fürsprech Heim zum Sekundanten gewählt —, wurde der ganze Vorgang amtlich an das Ministerium des Innern und an das Kriegsministerium sowie an Scheffels Vater gemeldet. Hauptmann Schwarz mußte erklären, er habe keine Ehrenkränkung des Doktor Scheffel beabsichtigt, dieser aber erhielt einen Verweis wegen Widerseßlichkeit gegen den militärischen Befehl. Und was war die Veranlassung des Konfliktes? Scheffel und einige seiner Freunde hatten sich in einem Zimmer des Lesevereins im „Goldenen Knopf“ ein wenig über die Polizeistunde hinaus mit lustigem Gesang unterhalten. Vielleicht waren es ein paar der humoristischen Lieder, wie er sie in Heidelberg für den „Engeren“ gedichtet hatte, welche das Ohr des rigorosen Hauptmanns so empfindlich verletzt hatten. Und der Poesie Scheffels ist glücklicherweise auch die Verstimmung zugute gekommen, die ihn nach jenem Konflikt befiel. Am „11. Mayen 1851“ ist jene letzte (7.) seiner Säckinger Episteln, und zwar an sein „lieb und fromm Schwesterlein Maria“ verfaßt worden, die in altväterischem Märchentone von seinem Besuch der Erdmännleins-

höhle bei Hasel erzählt und uns erkennen läßt, wie Scheffel zur Erfindung des „Stillen Mannes“ im „Trompeter“ gelangt ist. Da berichtet er von einer Tropfsteinbildung, die beim Kienspanschein einem alten Kriegsmann glich, „so sich auf sein Schwert stütete und das Haupt zum ewigen Schlaf an den Felsen neigte“, und weiter erzählt er, daß von ihm durch eine Frage unabsichtlich gekränkte Erdmännlein habe ihm gedroht, ihn in eine Tropfsteinsäule zu verwandeln.

Ein Teil der Lieder des „Stillen Mannes“ ist sicher noch in Säckingen entstanden. Man findet in ihnen den Niederschlag jener melancholischen Resignation des an der Gegenwart verzweifelnden früheren Freiheitsschwärmers. „Die Blicke scharf wie der junge Nar, Das Herz von Hoffnung umflogen, So bin ich dereinst mit reifiger Schar In den Kampf der Geister gezogen . . .“ Auch die kirchliche Reaktion, die sich in Säckingen recht bemerkbar machte, bedrückte ihn. Auf Ausflügen geriet er mit jüngeren Hezkaplänen in Streit, so gemüthlich er sich mit den älteren Dorfgeistlichen aus Wessenbergs Schule zu stellen wußte. Die ganze Gestalt des dem Leben entflohenen, versteinerten Träumers in der Haselmannshöhle ist eine allegorische Personifikation der Weltflucht des Dichters, die sich am 21. Juli 1851, kurz nach dem Tode seiner inniggeliebten Großmutter Krederer in einem Brief an Schwanitz dahin aussprach: „Mein äußeres Leben ist seit langen Monaten so monoton, daß es keinen Stoff zum Schreiben abgibt, und die verschiedenen Disharmonien tief im Herzen, die von anno 1848 her datieren, mag ich nicht auf dem Papier austramen . . . Ich habe mich an die alte Mutter Natur zurückgewendet und pflege im Tannentwald und auf den Bergeshöhen einen still innerlichen Kultus.“ Dazu stimmt völlig, was der Stille Mann von der Zauberkraft des Waldes singt und der Wunderquelle, die dort dem Schoß der Erde frisch und hell entströmt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Scheffel, der damals auch vermutlich das einfach innige Gedicht „Im Schwarzwald“ (s. „Nachgelassene Dichtungen“) verfaßte, ursprünglich eine Gedichtsammlung plante, die den Titel „Lieder des stillen Mannes“ erhalten sollte; der Plan wurde dann verdrängt durch den neuen, die Geschichte des Werner Kirchhofer zum Gegenstand einer Dichtung zu machen, wobei er zunächst, so scheint es, an eine Erzählung dachte.

Wie uns der Dichter selbst in den schönen, aufschlußreichen Widmungsgeichten zur ersten und vierten Auflage des „Trompeter von Säckingen“ erzählt hat, ist ihm die erste Anregung zu dem Epos durch das Grabmal gegeben worden, das damals noch einen hervorragenden Schmuck des Säckinger Friedhofs bildete und dessen lateinische Grabchrift dem Sinne nach lautet: „Ewige Ruhe für die Seele, wie es sie im Leben auch für den Leib erstrebte, fand durch

einen sehr glücklichen sanften Tod das an gegenseitiger Liebe unvergleichliche Ehepaar: Herr Franz Werner Kirchhofer und Frau Maria Ursula von Schönau, jener am letzten Mai 1690, diese am 21. März 1691. Mögen sie in Gott leben."

An dieses Grabmal, dessen Platte neuerdings der Außenwand der Säckinger Stiftskirche eingefügt worden ist, knüpfte sich eine damals schon halb verschollene Überlieferung. Jener Werner Kirchhofer war nach dieser Sage ein geborener Säckinger Bürgersohn, der als begabter Musiker Mitglied der Musikkapelle des Großmehers vom Säckinger Frauenstift, des Freiherrn von Schönau, war. Als dieser erfuhr, daß sich zwischen dem kecken Musiker und seinem Töchterlein ein Liebesverhältnis angesponnen hatte, entließ er denselben aus seinem Dienst, während er die Tochter als Hoffräulein nach Wien zu bringen beschloß. Vor dem Ausbruch ließ Maria jedoch den Geliebten dies Vorhaben wissen. Bald nach ihr schied auch Werner von Säckingen, um im Wandern Trost für der Liebe Leid zu suchen. Da er mit Glücksgütern nicht gesegnet war, schloß er sich einer Musikbande an und veranstaltete es, daß diese sich zur Kaiserstadt an der Donau wandte. Hier erregte er als Musiker Aufsehen. Er fand Gönner, die sein Talent weiter ausbilden ließen, und ward Hof- und Domkapellmeister. So kam es zum Wiedersehen auf ganz ähnliche Weise, wie es Scheffel im „Trompeter“ geschildert hat, nur daß der Stephansdom in Wien statt des Petersdomes zu Rom die Stätte des Wiedersehens war und nicht der Papst, sondern der Kaiser, zum Fürsprecher für die Liebe des jungen Paares beim alten Freiherrn wurde.

Diese Sage war, als Scheffel nach Säckingen kam, nur noch bei wenigen in Erinnerung. Aber gerade der Bürgermeister Leo, der von den Honoratioren des Städtchens dem geist- und gemütvollen Rechtspraktikanten aus Karlsruhe besonders nahe trat, war mit der Überlieferung vertraut. Seine Mutter war Kammerdienerin der letzten Fürstäbtissin gewesen. Scheffel, der anfangs bei den Eltern des Bürgermeisters Leo am Markt gewohnt hatte, aber dann in den altertümlichen Kommenderhof an der Rheinbrücke zum Färber Hermann Leo gezogen war, konnte von diesem Näheres über die Sage erfahren. Wie P. A. Streicher nachgewiesen hat, ließ sich auch aus den Akten der Stiftsschaffnei ersehen, daß der historische Kirchhofer, ein „Symphoniacus“, von 1686—1690 Dirigent des Säckinger Domchors gewesen ist. Nun studierte Scheffel auch die Werke über die Geschichte des Stifts und der Stadt Säckingen, Walthers Vita S. Fridolini in Mone's Quellenammlung zur badischen Geschichte, vielleicht auch die nur handschriftlich vorhandene, erst 1852 gedruckt erschienene Geschichte des Frauenstifts von Van der Meer und was in Vaders „Badenia“ zu finden war. So kam er auch zur ein-

gehenderen Beschäftigung mit den merkwürdigen Rebellionen der Hauensteiner „Wälder“, von deren rotwamsiger Tracht und naiv kräftiger, dreinschlagfroher Eigenart er schon in der Epistel über die Poesie und Polizei mit besonderem Behagen geschrieben hatte, denn ihre Streitsucht brachte nicht wenige Wälder als Angeklagte, Zeugen und Kläger nach Säckingen aufs Amt. In jener Epistel hat er auch schon der „Salpeterer“ gedacht, der Anhänger eines seit 1725 bestehenden politischen Geheimbunds unter den, nach ihren faltigen Pumpfosen auch „Hözen“ genannten, zäh am Althergebrachten hängenden Hauensteiner Waldbauern. Die Rechtsanschauungen dieser Geheimbündler gingen auf die Traditionen der reichsunmittelbaren Grafschaft Hauenstein und der den „Wäldern“ vom Grafen Hans von Haunstein bestätigten freien Gemeindeverfassung zurück, die auch ein kaiserlicher Waldbvogt bestätigt hatte; sie erkannten die badische Staatsgewalt, Amt und Pfarrer, nicht an und hatten dafür unter strengen Strafordinungen zu leiden.

Im März 1851 hatte Scheffel noch die „Ziviljustiz für den hinteren Wald“ zugeteilt bekommen. In einigen ärmlichen Dörfern bei Herrischried war Hungerstnot ausgebrochen. Mehrere hundert Personen waren vom Säckinger Amt auf Staatskosten zur Auswanderung nach Amerika auszurüsten. Josephs Mutter schrieb darüber an Schwanitz, der im Jahre vorher in Karlsruhe und in Säckingen zu Besuch gewesen war, bald nach Josephs Konflikt mit dem Stationskommandanten Schwarz: „Joseph ist in wehmütiger Stimmung nach Rickenbach hinauf auf den Wald, um nun dort in diesen Tagen den Auswanderern fortzuhelfen. Der Pfarrer hat eine Suppenanstalt im Hause, und da holen sie ihre Suppe in Kübeln. Dort, wo Hunger und Elend haufen, amtet jetzt Ihr Freund mit seinem weichen, mitleidigen Herzen! Doch ich will Ihnen nicht auch das Herz schwer machen. Wir könnten durch diese Auswanderung auch noch auf die deutschen Zustände geraten — und das wäre vollends zum Verzweifeln!“

Beim Pfarrer Riesterer in Rickenbach hat unser Dichter die gastlichste Aufnahme gefunden. Das war ein gar jovialer alter Herr, ebenso bewandert in der Geschichte des Hauensteiner Landes wie in den alten Klassikern und in seinem Hebel, bei aller ländlichen Schlichtheit befeelt von edlen humanen Gefinnungen. Das Loblied, das Scheffel später im „Trompeter“ zu Ehren des „Pfarrherrn auf dem Lande“ angestimmt hat, war der Dank für so manche behagliche Stunde, die er in dem Pfarrhaus zu Rickenbach wie auch in dem von Herrischried verlebte hatte. Im Rickenbacher Pfarrhaus bekam er aber auch die wichtigsten Quellen zur Geschichte der Salpetererkriege zu lesen, nicht nur die gedruckten, sondern auch Handschriftliches in alten Pfarrbüchern. Diese Studien weckten in Scheffel die

Lust, in einem geschichtlichen Kulturbild „nach dem Vorbild W. G. Riehl's“, dessen den Zusammenhang zwischen Volkstum und Landesart nachweisende, deutsche Wanderstudien damals in der Beilage der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ Aufsehen erregten, die Geschichte und Art des Hauensteiner Volkstums auf Grund seiner „auf dem Wald“ und in der Säckinger Amtsstube gemachten Erfahrungen darzustellen. Nach der Heimkehr fand er im Elternhaus Muße zur Ausarbeitung des farbenfrischen, bisweilen auch von feuchtfrohlichem Humor durchblitzten Aufsatzes „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald“, der die Ahnenheimat am Oberrhein feiert, auf Hebel und Wessenberg Bezug nimmt und auch des Malers Kirner in Liebe gedenkt (s. Bd. 3 „Reisebilder“).

Scheffel, der von Säckingen aus auch die Rüssachburg, auf der einst sein Ahne Balthasar Krederer Schloßhauptmann war, wiederholt besucht hat, erkannte in den „reinen Alemannen“ auf dem Hohenwald ein noch nicht untergegangenes Stück altdeutschen Volkstums. Jener Aufsatz ist nicht nur die literarische Vorstufe für den „Hauensteiner Rummel“ im „Trompeter“, sondern auch für das ethnographische Element im „Eckehard“. Nach den Modellen der rauhbeinigten, hartstirnigen, und doch im Grunde gutmütigen Kernmenschen auf dem Wald, die ja durchaus nicht alle nach dem Grundsatz des „füürigen Alexander“ im Einödgasthaus „zum dürren Ast“ bei Hogschür „G'soffe muß doch sy“ oder dem des „Streitpeterle“ in Hogschür „'s muß usprobyrt sy“ lebten, hat der Dichter drei Jahre später die derbsten seiner Mönche im „Eckehard“, wie den jagdfreudigen Pförtner Romeias, aber auch die rechenhaften alemannischen Landleute, die im 15. Kapitel den siegreichen Überfall des Hunnenlagers im Frikktal unter dem alten Irminger vollführen, gestaltet. In jenem Aufsatz sind auch die Salpetererkriege ausführlich besprochen. Mit großer Freiheit hat sich Scheffel im „Trompeter“ des Hauptführers im letzten dieser gegen die Abtei St. Blasien gerichteten Rebellionen des Hans Fridolin Gersbach von Bergalingen im „Bergalinger Fridli“ bemächtigt. Er versetzte die Figur in den sogenannten „Rappenkrieg“, den die Hauensteiner im 17. Jahrhundert wegen einer vom Sanct Blasischen Waldpropst ausgeschriebenen Weinststeuer führten und damit ungefähr in die gleiche Zeit, die durch die Grabinschrift auf dem Denkstein des Kirchhoferschen Ehepaars für die Handlung des „Trompeter“ gegeben war. Es kam Scheffel, als die Dichtung in Fluß geriet, allein darauf an, das dramatische Element eines der „Hauensteiner Rummel“ in Gegensatz zu der Liebesidylle zu bringen und den Charakter des Spielmanns Werner mit einem heroischen Zug auszustatten. Im Kampf mit den den Schönauer Hof stürmenden Revoluzzern wird Jung Werner zum wunden Mann, den das Freiräulein Margaretha von Schönau

(dieser Vorname paßte besser in das Vermaß der Trochäen als Maria) pflegen und heilen darf. Bei der Erfindung dieses Zugs wird Scheffel an seine eigenen Waffentaten bei der Verteidigung des Karlsruher Zeughauses im Mai 1849 gedacht haben, wie sich ihm manch ein Oberländer Volksaufwiegler jener Zeit als lebendes Modell für den Bergalinger Fridli auch darbot.

Doch ehe er die poetische Ausgestaltung der Sage vom Säckinger Trompeter vornahm, hatte er einen anderen Kampf, von seelischer Art, zu bestehen. Als er am 1. September 1851 Säckingen verließ, stand in ihm der Entschluß fest, sich sobald als möglich der Beamtenlaufbahn ganz zu entschlagen. Das war nur möglich unter dem Widerstande der Eltern. Seine Episteln aus Säckingen hatten bei diesen wie bei den Freunden des Hauses wegen ihres Humors freilich viel Beifall gefunden; schon war ihm manches Lied gelungen, das in frohgestimmtem Zecherkreise sich als zündend erwiesen; er hatte den Kopf voll von poetischen Plänen und Entwürfen. Andererseits war er noch immer des Glaubens, daß er zum Maler berufen sei. Auch nach Säckingen hatten ihn Zeichenmappe und Farbkasten begleitet. In Breitners Scheffelmuseum zu Mattsee befinden sich größere Zeichnungen Scheffels aus dem Jahr 1850, die den Bergsee bei Säckingen, die alte Holzbrücke bei Rheinfelden, das Harpolinger Schloß darstellen. Mit besonderer Liebe ist eine gleichfalls erhaltene Zeichnung vom Wielabinger „Strahlbruch“ ausgeführt, dem düster umklüfteten Wasserfall, den ein bei Rickenbach entspringender, unfern der Harpolinger Schloßruine in die Murg sich ergießender Bergbach bildet. Hier ließ der Dichter später im „Eckehard“, Kap. 15, die tapfere Hadumoth auf ihrer kühnen Wanderung ins Hunnenlager kurze Rast halten. Auch den Schönauer Hof, das „Herrenschlößlein“, hat Scheffel vor seinem Weggang von Säckingen gezeichnet.

Zunächst machte er im September mit Ludwig Häusser eine dritte Ferienreise nach Graubünden und ins Engadin. Auch im Sommer 1850 war er mit diesem „engeren“ Freunde, der ihm an Jahren und an Welterfahrung weit voraus war, in die Alpenreviere gezogen, welche die Quellgewässer des Rheins durchrauschen. Zum Dichter des Oberrheins zu werden, war wohl schon sein Sehnen. Häusser, dem Scheffel in der freien Luft der rhätischen Alpen seine Kümmernisse und Zweifel anvertraute, schätzte jedoch an dem jungen Freund neben dem Humor und dem treuherzig frischen Naturell vornehmlich den Sinn für sein eigenes Fach, die Erforschung der deutschen Geschichte. Er interessierte sich lebhaft für Josephs Hauensteiner Eindrücke und Studien, deren Resultate sich vielfach mit den Ergebnissen neuerer Forschung über die Geschichte Graubündens berührten. Schon im Jahre vorher hatte Scheffel dem

„Engeren“ eine humoristische Epistel über die mit Häuffer ausgeführte Besteigung des Sankt Gotthard unter Entfaltung originellen Reisehumors geschrieben (s. Bd. 4). Jetzt ward zwischen beiden verabredet, das zwischen den Quellen des Rheins und den Gletschern des Bernina gemeinsam Erlebte für die Beilage der Augsburgsburger „Allgemeinen Zeitung“ zu schildern. Scheffel übernahm die Touren von Dissentis nach Chur, über den Albula ins Engadin und von Samaden zum Roseggjogletscher. Häuffer und er arbeiteten, aus reichen, schon vor der Reise gesammelten Kenntnissen über die herrliche, bis dahin noch wenig geschilderte rhätische Alpennatur schöpfend, mit journalistischer Schnelligkeit. Anregend wirkte auf sie auch das Vorbild des Münchners Ludwig Steub, der in seinem 1845 zuerst erschienenen Buche „Drei Sommer in Tirol“ für eine poetisch-stimmungsvolle Darstellung wissenschaftlicher Reisebeobachtungen in den Alpen ein Muster aufgestellt hatte. Auch über die „Urbewohner Rhätiens“ gab es von Steub ein Buch, und Scheffel nahm das Thema, noch erfüllt von seinem Studium der echten Alemannen auf dem Wald in seiner frischen, humoristisch sich gebenden und doch im Forschen gründlichen Weise auf. Die Rückreise ging über Salzburg und München, wo Steub, gleich ihm ein dichtender Jurist, besucht ward, und dann über Augsburg heim.

Mit den Briefen „Aus den rhätischen Alpen“ (s. Bd. 3, Reisebilder), welche den deutschen Alpenfreunden zum erstenmal in so eingehender Besprechung die Alpenherrlichkeit des Engadin empfahlen, trat Scheffel unter die Pioniere, die damals der erst im Aufschwung begriffenen Freude am Besuch der Alpen in der Literatur zum Ausdruck verhalfen und über die er sich bald genug als sprachgewaltigster Verherrlicher der Alpennatur hoch erheben sollte. Die Briefe erschienen in den Nummern vom 10. bis zum 25. Oktober 1851 der genannten Zeitung. „Josephs Feder werden Sie an seinem Humor erkennen,“ schrieb seine Mutter, hochbefriedigt von diesem Debüt, an Schwanitz. Gleich im ersten der Briefe schuf die wachsende Gestaltungskraft dieses Humors in der Figur des Rutschers Joseph Anthon) von Trons ein Meisterstück. Der komische Grundgedanke des Lieds „Der letzte Postillon“ (s. Bd. 6, Gaudeamus) ist hier angeklungen.

Scheffel hatte nach dem Tode der innig betrauernten Großmutter Krederer seinen Eltern versprochen, eine Weile ohne Amt bei ihnen in Karlsruhe zu leben — es gab mancherlei für den rechtskundigen Sohn zu helfen —, und nun arbeitete er auch den Aufsatz „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald“ aus. Das Erscheinen dieser Arbeit verzögerte sich indes; im Frühjahr 1853 erschien sie in Cottas „Morgenblatt für die gebildeten Stände“. Als er jetzt in Heidelberg im „Engeren“ das Ganze vorlas, neckten ihn die Freunde als den „Fahrenden Schüler Josephus

vom dürren Ast“ nach dem Einödwirtshaus „zum dürren Ast“ bei Hogschür, von dessen Betrieb der Aufsatz eine drollige Beschreibung enthält. Am Schluß der Widmung des „Trompeter“ ist auf den Namen Bezug genommen. Jene Zeit des Ausruhens und Schriftstellerns im Elternhaus benutzte er aber auch, um mit Schwester und Mutter über seine geheimen Wünsche zu sprechen. Marie hatte jetzt Malstunden beim Meister Frommel und war voll Anerkennung der Fortschritte ihres geliebten Bruders im Zeichnen. Dieser schrieb damals an Eggers, die Zerrissenheit seiner geistigen Interessen beklagend, „mein bester Kern ist immer noch der Zug zur Kunst, den werde ich diesen Winter pflegen und bei Lindemann-Frommel, dessen Skizzen aus Rom Du oder vielmehr Kugler in dem „Kunstblatt“ neulich günstig rezensiert habt, in die Lehre gehen.“ Auch dem Vater ward zugesetzt, und der widerstrebende Herr Major bewilligte schließlich Josephs Bitte, ihn die größere italienische Reise, die ihm schon längst zugesagt war und für die ein Legat der verstorbenen Großmutter die Mittel bereitgestellt hatte, jetzt antreten zu lassen. Diese Reise, das war Josephs Entschluß, sollte seinen Beruf zur Kunst auf die Probe stellen. Schon war alles für einen „Winter in Rom“ vorbereitet, da zwang die kriegerische Lage, in die ganz Europa durch den Staatsstreich Louis Napoleons versetzt ward, zum Aufschub.

Joseph bewarb sich um den freigewordenen Posten eines Sekretärs am mittelhheinischen Hofgericht in Bruchsal; der Präsident desselben, der frühere Märzminister Bock, war den Eltern befreundet. Die Bewerbung fand sofortige Annahme. Kaum aber hatte er sich in Bruchsal und sein neues Amt etwas eingelebt, da überkam ihn die Reue, und als der Frühling seinen Lockruf ertönen ließ, wurde der Arger über die versäumte Reise ihm zur unerträglichen Qual. Die Nachricht, daß der „lange Braun“ jetzt auch in Rom sei, von seiner großen Forschungsreise durch Ägypten und Griechenland zurückgekehrt, steigerte noch seine Sehnsucht. Wohl fand er in dem literarischen Kränzchen des Hofgerichtsrats Preuschen, seines Kollegen als Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“, Aufnahme; aber der einzige bleibende Gewinn aus diesem Verkehr ist wohl nur die Idee zum Kater „Hiddigeigei“ gewesen. Hiddigeigei hieß der höchst intelligente Kater des Hofgerichtsrats, und Schefel, von klein auf an den Verkehr mit den wohlherzogenen Angorakazen seiner Großmama Krederer gewöhnt, hatte seine Freude an dem klugen Tiere, und wenn ihn jetzt die Stimmung überkam, ans Gestalten der von ihm geplanten Dichtung vom Säckinger Trompeter zu denken, sann er auch der Möglichkeit nach, den philosophischen Kater in das Schloßidyll des Freiherrn von Schönau zu versetzen. Der Zwerg Perkeo meldete sich auch und bat um Berücksichtigung. Durch öfteres Hinüberfahren nach Heidelberg zu den Sitzungen des „Engeren“ ent-

schädigte sich Scheffel für das, was ihn Bruchsal entbehren ließ. Die Anhänglichkeit an die „fröhlichen Gesellen“ in Heidelberg, die Häusser, Schmezer, Ludwig Knapp, die „von Weisheit schwer und Wein“, ihn um seines Humors willen liebten, gab ihm den Schluß des wunderbar innigen Lieds „AltHeidelberg, du feine“ ein: „Und stechen mich die Dornen. Und wird mir's drauß zu fahl, Geh ich dem Roß die Spornen Und reit' ins Neckartal.“ Ludwig Knapp, auch ein Dichter und Jurist dazu, der 1848 als hessischer Altzejjist in Darmstadt den Dienst quittiert hatte und jetzt in Heidelberg als Privatdozent der Rechtsphilosophie an einem Werk über diese Wissenschaft schrieb, hat durch seine Sarkasmen über die bestehende Rechtspflege nicht wenig dazu beigetragen, dem jungen Freund den Justizdienst noch mehr zu verleiden. Jene Sarkasmen fanden in Jung Werners Ergüssen über das römische Recht einen Nachklang. Es fehlt auch sonst nicht an Spuren, daß Scheffel schon in Bruchsal die epische Form für die Dichtung ins Auge faßte. Er hörte viel reden von den großen Erfolgen, die Oskar v. Redwitz und Otto Roquette in den letzten Jahren mit ihren romantischen Epen gefunden hatten; „Amaranth“ spielte teils in Italien, teils im Schwarzwald, Roquette ließ in „Waldmeisters Brautfahrt“ Blumengeister und Heidelberger Studenten den Rheingau durchziehen, beiden Dichtungen fehlte es an Lokalkolorit und kräftiger Menschendarstellung; nun reizte es ihn, in seiner Dichtung vom Oberrhein bei gleichen poetischen Formen, unter Inanspruchnahme der romantischen Allegorie, gerade das zur Geltung zu bringen, was er in jenen Dichtungen, dem ihm sympathischen Waldmeistermärchen und der ihm unsympathischen „Amaranth“ vermisse.

Im „Trompeter von Säckingen“ findet sich das Lied auf Alt Heidelberg dem Spielmann Werner auf die Lippen gelegt, der auf der Fahrt von der Neckarstadt, wo er studiert hat, beim Schwarzwälder Pfarrherrn eingekehrt ist. Wenn Scheffel in dem Lied das geliebte Heidelberg mit einer Braut vergleicht — „Es klingt wie junges Lieben Dein Name mir so traut“ —, so war dies aber nicht nur in dem Zurückdenken an Julie v. Schlichtegroll, sondern auch darin begründet, daß jetzt eine junge Liebe ihm wiederum mit frischer Hoffnung das Herz bewegte.

In Säckingen, als er die Grabchrift von Werner Kirchhofer und der Maria von Schönau las, war sein Herz noch frei. Er wird dabei wehmütig an jene nun bereits verheiratete „Giulietta“ gedacht haben. Als er auf der letzten Heimreise aus dem Engadin durch München kam, wo er seinen Freund August Eisenhart wieder sah, da ging ihm, wie er diesem dann schrieb, das Denauische Lied „Weinend muß mein Blick sich senken“ immer durch den Sinn und der Gedanke, daß ein anderes Mädchen seines Münchener Tanzstundenkreises, Elise v. Moy, ins Kloster gegangen sei, erfüllte

ihn auch mit schmerzlicher Wehmut. (Vgl. Louise von Kobell-Eisenhart in: „J. B. v. Scheffel und seine Familie“, 1901.) Was er für *Mimi Gsmarch* empfunden haben kann, ist oben angedeutet. Das Gedenken an eins dieser Mädchen mag ihm beim ersten Gestalten des Ideals für *Werners Margareta* geholfen haben; für die poetische Beseelung einer Liebe, wie sie das „an Liebe unvergleichliche Paar“ beglückt haben mußte, reichte diese platonische Gefühlswelt kaum aus. In Karlsruhe aber hatte sich inzwischen seiner eine leidenschaftlichere Liebe bemächtigt.

Es war die jüngere der Zeller Cousinen, *Emma Heim*, die, in schlanker Anmut frisch herangeblüht, aus dem Pensionat des protestantischen Pfarrers Pauli zu Kettenheim bei Alzenheimkehrend, beim Onkel Major in Karlsruhe zu Besuch erschien, an die er sein Herz verlor. Der plötzliche, unerwartete Anblick des schönen sechzehnjährigen Mädchens, dessen dunkle Augen unter den braunen Flechten warm aufleuchteten, wirkte so bezaubernd auf Joseph, daß er jählings erlebte, was seine Dichtung von Jung Werner berichtet, als er die holde Margareta am Fridolinstag in der Prozession gewahrt wird. Daß die bezaubernde Wirkung, die Emma in Karlsruhe auf den Better ausgeübt hatte, ihr nicht unklar blieb, dafür sorgten seine Huldigungen in jener Woche des Zusammenseins bei Spaziergängen, Theaterbesuchen u. s. w. Noch vor seiner Übersiedelung nach Bruchsal, vier Wochen nach Emmas Vorsprechen in Karlsruhe bei Scheffels, erschien Joseph zwischen den Schwarzwaldbergen in Zell. Es war keine große oder ihm ungewohnte Reise. Schon manchen Ferientag hatte er in dem walddunehgten Städtlein und im dortigen Apothekerhaus bei Heims verbracht. Was der junge Dichter bei diesem Besuche in Zell und dessen Umgebung mit Emma erlebt und seinerseits hinzugeträumt hat, das spiegelt in märchenhaftiger Anmut eine Meister Schwinds zarte Weise etwas unbeholfen nachahmende Zeichnung, die er dem Bäsle bald danach als Vielliebchen mit der Unterschrift „*J'y pense*“ sandte. Zwei Hirtenkinder sind auf einem Bergabhang gelagert; das Mädchen, auf einem Stein sitzend, mit einem Kranz im Haar, sichtet einen zweiten; ihr zu Füßen im Gras schaut treuherzig und erwartungsvoll der Buß zu ihr auf, und hinter diesen reckt aus der Tiefe kampflustig ein Ziegenbock das Gehörn empor — dieser Bock sollte den heffischen Rechtspraktikanten Pauli, den Sohn des Pfarrers von Kettenheim, vorstellen, seinen Rivalen, von dessen Existenz er in Zell erfahren hatte. Mit dem Bilde erkor er sich die geliebte Base zur Schutzpatronin für die ersehnte Laufbahn als Künstler. (Vgl. die Briefe in *E. Voerschels* sonst viel Falsches enthaltendem Buch „*J. B. v. Scheffel und Emma Heim*.“ 1905.)

Es scheint aber, daß die Sechzehnjährige die Symbolik des

Bildes nicht verstanden hat, wie sie auch nicht imstande war, das humoristische Versteckspiel ihres Veters mit seinem Gefühl verständnisvoll zu durchschauen. Die in Scheffel damals bereits zur Entwicklung gelangte Melancholie machte ihn vorsichtig in der Äußerung seines Empfindens für Emma. Selbst in der köstlichen Epistel vom 14. Februar des nächsten Jahres aus Bruchsal, „Wie der Vetter Joseph einen rechtsgelehrten hofgerichtlichen Vortrag anfertigen wollte und wie daraus schließlich dieser Brief an seine Cousine Emma geworden ist“, findet sich ein Zwiespalt des Empfindens. Denn die Mitteilung, er habe beim Gedenken an sie immer wieder Geibels „Spielmanns Lied“ vor sich hin gepiffen — singen könne er nicht, sonst hätt' er's wahrscheinlich gesungen, enthielt außer dem Bekenntnis seiner Liebe ja auch das Geständnis seiner Sehnsucht ins Weite, um selbst als Spielmann in die Welt zu ziehen. Ein Wiedersehen, durch Emmas Erscheinen in Bruchsal herbeigeführt, das von Scheffel konventionellen Gesellschaftston forderte, endete für beide mit einer ernstlichen Verstimmung. Ohne von ihr in Zell Abschied zu nehmen, reiste er am 23. Mai nach Süden. Er mußte fort! Der Boden brannte ihm unter den Füßen! Er wanderte über den Gemmi, den Simplon, zum Comer See, da und dort ein jauchzendes Wanderlied anstimmend oder sich niederlassend zum Zeichnen. „Mag lauern und trauern Wer will hinter Mauern — Ich fahr in die Welt!“ Es drängte ihn, wie er an Schwanik schrieb, „auf italischem Boden einen Schluck Lethe zu trinken, in dem alle Erinnerungen seit 1848 ausgetilgt würden.“ „Lethe,“ Vergessenheit, hat er auch in Bezug auf seine Liebe zu Emma in Italien gesucht, und vom Mai bis in den November hinein sich den neuen großen Eindrücken, dem Genuß der Kunstschätze von Florenz und Rom, und dann in den Albaner und Sabiner Bergen dem ernstesten Studium und frohen Künftlertreiben als Schüler des Landschaftsmalers Willers, als guter Kamerad von Wilhelm Klose, Eduard Engerth, Otto Donner, Casar Mez, Julius Zielcke, Baroni und anderen jüngeren Künstlern so hingeegeben, daß das Vergessen ihm auch gelang. Sein von Schönheitsfreude und Lebenslust glühendes Gedicht „Abschied von Olevano“ im „Gaudeamus“ (s. Bd. 6), seine „römischen Episteln“ an den „Engeren“ (s. Bd. 4) quellen über von Gegentwartsfreude. Erst als die Söhne des Malers Frommel, die Theologen Emil und Max Frommel mit Grüßen aus Karlsruhe in Olevano eintrafen, als der Winter in Rom manch trüben Tag brachte, als dort Briefe aus der Heimat ihn zur Selbstprüfung mahnten, und der Verkehr mit dem jugendlichen Dichter Paul Heyse aus München, dem schwäbischen Archivforscher Wilhelm Heyd sein Interesse wieder den Fragen des poetischen Schaffens zuwandte, da vollzog sich in seinem Geiste der Prozeß, den die Zueignung des

Trompeters so reizvoll geschildert hat . . . „Da stieg wie ein Traum der Schwarzwald vor mir auf und die Geschichte von dem jungen Spielmann Werner und der schönen Margareta.“ In engeren Verkehr mit Paul Heyse, der damals auch seine für die eigene Laufbahn als Dichter so bedeutsame erste Reise durch Italien machte, hatte ihn die gemeinsame Beziehung zu Eggers gebracht.

Mit dem Malen in Öl, wie überhaupt mit dem Versuche, unter Meister Willers zu studieren, hatte sich Scheffel auf die Dauer nicht befreunden können. Er hat später 8 Blatt seiner besten in Italien gefertigten Zeichnungen photographieren lassen und in einer Mappe unter dem Titel „Landschaftsstudien von J. V. Scheffel, Erinnerungsblätter für Freunde“ erscheinen lassen. Sie lassen die fein stilisierende Führung des Stifts erkennen, die ihm unter Willers Leitung zu eigen wurde, ermangeln aber eines persönlichen, an seine poetische kraftvolle Art gemahnenden Zuges. Die Lust, kräftiges und Zartes in Harmonie zu setzen, aus verblüffenden Kontrasten lichtheitere oder düstere Stimmungsbilder zu erzeugen, hat keinen Anteil an ihnen.

Er hat sich dann in Rom auch kein Atelier gemietet; er bewohnte Via quattro fontane in dem Hause, wo Klose und Cäsar Mez ihre Ateliers hatten, ein hübsches sonniges Zimmer nach der Straße. Hier schilderte er für den „Engeren“, wie er es auf der Herreise in Mailand (2. Juni 1852) mit Bezug auf seine Reiseerlebnisse in der Schweiz getan, seine Abenteuer in Florenz, auf der Reise nach Rom, im Albaner und Sabinergebirge (s. Bd. 4), studierte aber auch Gibbons großes Werk vom Zerfall des römischen Weltreichs, las viel im Dante, Tasso und was deutsche Dichter über Italien geschrieben, Goethe, Platen, Waiblinger, Reinick und Kopisch. Oft strich er allein durch die trümmerreiche Campagna. Selbst beim perlenden Orvieto im „Jacchino“, in der „Palombella“, im „Ponte Molle“ sowie in der heiteren Geselligkeit, welche die Häuslichkeit des Ehepaars Engerth darbot, konnte er oft in auffallendes Schweigen verfallen. Die traulichen Eindrücke einer jungen glücklichen Künstlerehe, dann auch die Tatsache, daß sich seine Schwester inzwischen zu seiner Überraschung verlobt hatte, all dies hatte die alten Träume von einem mit Emma Heim zu erwerbenden gemeinsamen Glück in ihm belebt. Wenn er in der Einsamkeit diesen Träumen nachhing, da überkam ihn die Sehnsucht mit leidenschaftlicher Allgewalt, bis sie ausgeklungen war im Lied. Und wie er jetzt der Phantasiegestalt des Spielmanns Werner die eigenen Charakterzüge verlieh, so legte er ihr auch die Lieder, die das eigene Schwarzwaldlieb besangen, auf die Lippen. Die Dichtung, die beim Abschied von Säckingen nach seinem Ausdruck „im Blei“ war, kam in Fluß. Im Spielmann Werner, der in Heidelberg das Corpus juris an den Nagel hängt und auf der Fahrt durch den Schwarz-

wald nach Säckingen gerät, spiegelte er sein eignes Wanderleben. Nicht nach Wien, gleich sich selber ließ er seinen Helden nach Rom ziehen, und die Vereinigung Werners mit der Geliebten in Rom träumte er sich als Trost für das eigene Liebesleid — ein heiteres Zukunftsbild — zurecht! Die Margareta der Dichtung ließ er denn auch sich grämen und sehnen nach dem „frischen Spielmann“, der „keinen Abschied genommen“, und als ihr Vater sie mit dem Sohn seines alten Kriegskameraden verloben will, schickt sie den unwillkommenen Freier heim.

Seinen letzten Brief aus Bruchsal hatte ihm Emma sehr freundlich beantwortet. Am 3. Dezember schrieb er ihr nun aus Rom: „Rom und Bruchsal sind in vieler Beziehung verschieden; ich glaube sogar, daß ich der einzige Mensch bin, der eine Ähnlichkeit zwischen beiden gefunden hat. Die Ähnlichkeit besteht aber darin, daß man, d. h. dein Vetter Josephus, zu Bruchsal wie zu Rom vielfach, ohne zu wissen warum, ernst und heiter, bitter und süß, gescheiter und dummer Weise an seine Cousine Emma denkt.“ In dem an dieses Bekenntnis geknüpften Bericht über seine bisherige Reise verschwieg er nicht, wie er „gemeinsam mit einer deutschen Künstlerin“ (das war Amalie Benjinger, die zur Künstlerkolonie in Albano gehörte) manches erlebt und „zu Olevano durch Vermittlung einiger ländlicher Damen“ (das waren die Wirtinnen in der urgemütlichen Casa Baldi) den „sonderbaren italienischen Tanz saltarello“ tanzen gelernt habe.

Auch der zweite Brief, den Emma von dem Vetter aus Rom erhielt, zeigte den Ernst seines Empfindens in humoristischer Verbrämung. Emma hatte ihm die erste Epistel, wie er in diesem Brief bestätigt, „liebenswertig“ beantwortet. Jetzt im Februar 1853 bot er ihr und Ida eine heitere Schilderung des Karnevals, an dem er mit seinen Freunden herzlich teilgenommen hatte. Am Schluß scherzte er: „Viel tausend Grüße an die Eltern und Ida -- den Kuß an des Papsts Pantoffel habe ich in feierlicher Audienz abgegeben; der heilige Vater sprach: „Gib ihr zwei zurück und ihrer holden Schwester auch zwei, aber nicht auf den Pantoffel, und zittre nicht, mein Sohn.“ Ich werde trotz meines Unglaubens dem Papste hierin treuen Gehorsam leisten.“

Anfang März reiste er nach Neapel und von hier ging es sehr bald hinüber nach Capri. Auf der einzig schönen, vom blauen Südmeer umbrandeten Insel schrieb er im Palmenschatten von Don Paganos Alberg in sechs Wochen die Dichtung nieder, in die er die schönsten Erienerungen an seine Heidelberger und Säckinger Zeit verwob, während die in ihm wieder erstarkte Liebe zu Emma ihm die Farben für die Stimmungen lief, die er seinen Spielmann Werner und die blonde Margareta bis zur glücklichen Vereinigung

durch den Segen des guten Papstes Innozenz durchleben ließ. Wie der Humor jetzt in ihm wieder vorherrschte, das bezeugen verschiedene Neckereien, die er in die Dichtung hineingeheimnigte. (Vgl. die beiden Ausgaben meiner größeren Scheffel-Biographie.)

Es gibt keine andere Dichtung modernen Ursprungs, welche dem Stoffe nach einen so romantischen Charakter hat, dem Wesen nach aber so unmittelbar aus dem persönlichen Erleben des Dichters erwachsen ist, und die in ihrer Ausführung so realistisch wäre. Die Besonderheit von Scheffels Gemüt machte, daß ihm vergangene Zeiten sympathischer und der poetischen Darstellung würdiger erschienen als die eigne Zeit. Aber es trieb ihn zugleich, in seiner Dichtung sich und die eigne Zeit zu spiegeln. Und seine Phantasie erschaute das Vergangene so farbenecht und lebensfrisch, so frei von jeder nebelhaften Unklarheit und Verschwommenheit, als sei es Wirklichkeit. Noch verschmäht er als echter Sohn seiner Mutter das Allegorische nicht. Der Rhein wird ihm zum menschlichen Wesen, sein Kater Hiddigeigei und das Erdmännlein denken und sprechen wie kluge Menschen. Aber die Darstellungsweise dieser Romantik ist streng realistisch, verletzt nirgends die Natürlichkeit und innere Wahrheit; sinnenfällig und Charaktereicht sind auch diese allegorischen Gestalten. Das war der Segen jener Kraft, die er für Talent zur Malerei gehalten hatte, der Segen seines auf gestaltende, bildende Tätigkeit gerichteten Wirklichkeitssinns. Der Schweizer Dichter Gottfried Keller unterlag fast um die gleiche Zeit dem gleichen Irrtum. Auch jetzt wurde sich Scheffel noch nicht seines Irrtums bewußt. Doch als er den „Trompeter“ nach der Vollendung auf Capri in Sorrent dem in Rom gewonnenen Freunde Paul Heyse, der dort sein Fischeridyll „L'Arabiata“ schrieb, vorlas, als er die schöne „Zueignung“ der Dichtung an die Eltern schrieb, da war er sich der realistischen Vorzüge derselben voll bewußt. Auf Heines hohnlächelnde Satire in den epischen Gedichten „Atta Troll“ und „Deutschland, ein Wintermärchen“ wie auf Redwitz' „Amaranth“ und Venaus melancholische Epit anspielend, schrieb er von seinem Sang: „Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung, Fehlt ihm auch der amarantyne Weichrauchduft der frommen Seele Und die anspruchsvolle Blässe, Rehm't ihn, wie er ist, rotwangig Ungeschliffner Sohn der Berge, Lannzweig auf dem schlichten Strohhut.“

Die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Schwester, die ihre Verlobung kurz vor der Hochzeit aufgelöst hatte, rief ihn, als er in Sorrent das schöne, in den Liedern „Der Hut im Meer“, „Der Delphin“, „Graziella“ (s. Bd. 6, Gaudeamus) von ihm besungene Pötenidyll genoß, dringend nach Hause. (Vgl. mein Buch „Deutsch Capri in Kunst, Dichtung, Leben.“ 1902.) Konnte er unter solchen Umständen daheim nicht gleich für seinen „Sang am Oberrhein“

das Echo finden, auf das er während des Dichtens gespannt hatte, so ward für die Eltern diese Schöpfung des Sohns zum Preise der geliebten Ahnenheimat doch sogleich, als sie sie kennen lernten, zur Quelle großer Freude und Genugtuung. Nachdem das Werk in Adolf Bonz, dem Chef der Mezlerschen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, einen Verleger gefunden hatte, schrieb Frau Scheffel voll Stolz an Schwanitz, der inzwischen zweiter Bürgermeister in Eisenach geworden war: „Auf die Wartburg und ins Bürgermeisterhaus wird ein Büchlein kommen, — heißt „Der Trompeter von Säckingen“ . . . sollte eher heißen „Schwarzwald und Italien“, glüht von Lebensfrische und Humor.“

Der geliebten Cousine hatte der Dichter aus Italien einen silbernen Pfeil „in ihre kastanienbraunen Haarflechten“ mitgebracht und diesen ihr am 11. Juni aus Karlsruhe übersandt, wobei er die Hoffnung aussprach, „womöglich noch im Sommer persönlich die Aufträge, die ihm der Papst für Zell am Harmerzbach mitgab, zu überbringen“. Die Enttäuschung, die sein Herz dann im darauffolgenden Monat traf, mußte daher alles Maß übersteigen. Von einer gutmütigen Tante in Offenburg, die um Josephs Liebe wußte, dorthin eingeladen, traf er Emma Heim. Er fand sie sehr zurückhaltend, so daß er erst bei einem gemeinsamen Spaziergang in den Wald den Mut fand, Worte für seine Werbung zu suchen. Ein ausbrechendes Gewitter setzte dem Gestammel ein Ende. Emma ihrerseits hatte nicht den Mut, zu bekennen, daß sie schon heimlich verlobt sei. „Willst du auf mich warten?“ fragte Joseph vor dem Abschied. Keine Antwort. Die öffentliche Verlobung von Emma Heim mit Hector Mackenrodt, einem energischen, weltgewandten, jüngeren Kaufmann, der die Lenz & Schnitzlersche Porzellanfabrik in Zell im Ausland vertrat, erfolgte wenige Wochen später. Bald nach der Heimkehr hat Scheffel der abtrünnigen Geliebten ein Gedicht gesandt, das mit bitterem Humor über den in Offenburg erhaltenen Korb quittierte und seinem verwundeten Selbstgefühl eine Genugtuung gab (s. Nachgelassene Dichtungen). Aber damit war der Schlag noch lange nicht verwunden. Scheffel war bald nach seiner Heimkehr schwer erkrankt. Eine starke Blutkongestion nach dem Kopf, die ihn niederwarf, führte zu einer Augenentzündung, die sich lange hinzog und ihn erst gegen Ende des Jahres nach einer sehr schmerzhaften Kur verließ. Er war nach Heidelberg gegangen, um im Einverständnis mit seinem Vater sich für die Laufbahn eines Dozenten der Rechtswissenschaft an der dortigen Universität vorzubereiten. Aber es kam anders. Der „Eckehard“ entstand.

Wie und wo der „Eckehard“ von Scheffel erfunden und geschrieben wurde, hat er in Kürze selber in der bekenntnisfrohen Vorrede sowie im Schlußkapitel dieses poesiereichsten aller historischen

Romane berichtet. In der Vorrede ist erzählt, daß er bei Gelegenheit „anderer Studien“ mit den Casus Sancti Galli, den sanktgallischen Klostergeschichten, vertraut worden sei, welche der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Vierte bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat; in der großen Sammlung älterer deutscher Geschichtsquellen, der von G. Perz herausgegebenen Monumenta Germaniæ historica, waren sie längst der Forschung leicht zugänglich. Welcher Art diese Studien waren, geht aus einem Briefe Scheffels an Otto Müller, den Verfasser des historischen Romans „Charlotte Afermann“, hervor, mit dem er während dieser Zeit in Heidelberg durch Ludwig Knapp, dessen engeren Landsmann, näher bekannt geworden war. Müller hatte für den Meidingerschen Verlag in Frankfurt a. M. die Herausgabe einer „Sammlung auserlesener Originalromane“ mit dem Titel „Deutsche Bibliothek“ übernommen und Scheffel um einen Beitrag zu derselben ersucht, nachdem er sich mit dem „Trompeter“ als Kritiker freundlich befaßt hatte.

An Otto Müller schrieb Scheffel am 20. April 1854 aus dem schwäbischen Schulzenhof am Abhang des Hohen Tzwiel bei Singen: „Ich habe vergangenen Winter Studien gemacht aus den Anfängen deutscher Geschichte, es hat eine rechtshistorische Abhandlung geben sollen. . . Was drauß hervorgeht — kann ich des Näheren selbst noch nicht bestimmen, der Bodenseeluft, den Alpen im Hintergrund, dem Wehen des Frühlings muß überlassen werden, was aus dem Ei herauschlüpft. Wenn's ein genießbarer Vogel wird, so bin ich im Verlauf des Sommers bei Ihnen, um ihn unter annehmbaren Bedingungen der Einschlachtung im Haus Meidinger zu überliefern. Das zehnte Jahrhundert liegt freilich etwas seitab von den Pfaden unsrer Novellen, Romane u. s. w., aber ich gedente aus jener rohen, werdenden, starken Zeit ein paar Bursche herauszufischen, die sich ganz natürlich und wohlkonserviert ausnehmen sollen. Romantif wird jedenfalls nicht getrieben, dafür ist mein gegenwärtiges Leben in der Atmosphäre des Kuhstalls Garantie.“

Der Gegenstand der erst geplanten rechtshistorischen Abhandlung, auf Grund welcher sich Scheffel gewiß um die Zulassung als Privatdozent für Rechtsgeschichte in Heidelberg, dem Wunsch seines Vaters gemäß, bewerben wollte, war natürlich das altalemannische Volksrecht, das ihn schon in seinem Aufsatz über die Hauensteiner beschäftigt hatte. Der Kampf, den Ekkehard im Roman zwischen Pflicht und Neigung führt, ist aufs engste mit den Rechts- und Machtverhältnissen in Altalemannien verknüpft. Wo nur immer die künstlerische Ökonomie es gestattet, ist im Roman Bezug genommen auf die feineren Unterschiede zwischen dem alemannischen Landrecht und den andern deutschen Volksrechten wie den Sonderrechten, die am

Fürstenhof und in den Abteien Schwabens im zehnten Jahrhundert bestanden.

Die Lektüre der sanktgaillischen Klosterchroniken hatte aber auch in Scheffel sein von der Schulzeit her in ihm reges, dann von Gerwinus stark gefördertes Interesse für die altdeutsche Dichtung frisch belebt. Kritisches Nachdenken über das Wesen der epischen Dichtung und seinen „Trompeter“ wandte zudem sein Interesse dem altdeutschen Epos zu. Gerade in jener Zeit war der Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur in Heidelberg durch einen Forscher neu besetzt, der ihm als Freund seiner Eltern längst nahestand, den Germanisten Adolf Holkmann. Dieser hatte neuerdings durch seine „Untersuchungen über das Nibelungenlied“ die germanistische Welt durch die Hypothese erregt, das uns erhaltene deutsche Nibelungenlied sei die Bearbeitung eines älteren, zusammenhängenden, uns aber verloren gegangenen lateinischen Epos, das der „Schreiber Konrad von Alzei“ für den Bischof Pilgrim von Passau verfaßt haben müsse. Als das schönste Beispiel eines alten germanischen Heldengedichts, das in lateinischer Sprache gedichtet wurde, gilt das Waltharilied, das Epos vom Waltharius manu fortis, das zuerst Jakob Grimm 1838 zum Druck brachte. Dies Gedicht nun, in Hexametern verfaßt, hatte eben durch San Marte eine recht ungenügende Übersetzung erfahren; der Franzose M. Fauriel hatte es ferner in seiner Geschichte der provenzalischen Literatur seinem Ursprung nach für diese in Anspruch genommen. Wie es vorliegt, ist es das Werk eines der Ekkeharde von St. Gallen. Ekkehard IV., der 1036 starb, bemerkt in den Casus Sancti Galli, daß er Ekkehard's I. Jugendgedicht über Waltharius verbessert habe. Dieses Waltharilied, das den Kampf Walthers von Aquitanien am Wasgenstein schildert, wo der mit Hiltgund von Ghels Hof unter Mitnahme reicher Schätze Entflohene, vom Burgunderkönig Gunther und seinen Recken überfallen, sich dieser Angreifer erwehrt, ist ein Muster jener mittelalterlichen lateinischen Poesie deutscher Herkunft, in der sich ein durchaus deutsches Fühlen und Denken in das Gewand eines keineswegs immer klassisch reinen Lateins im Stile Virgils verbirgt. Die geistlichen Dichter standen noch zu sehr im Banne naiver Verehrung ihrer lateinischen Muster, um sich der poetischen Vorzüge ihrer eignen Sprache, die sie barbarisch nannten, zu freuen.

In Scheffel weckte der Eindruck dieser Poesie die Frage: wie kam ein gelehrter Mönch des zehnten Jahrhunderts dazu, für die Schilderung des rauhen germanischen Heldentums, wie es im Zeitalter der Völkerwanderung waltete, so entsprechende kraftvolle Bilder und Worte zu finden? Die Antwort auf diese Frage war eine Dichtervision: jener Ekkehard, der auf Geheiß der Herzogin Hadwig aus dem St. Galler Klostersrieden auf den Hohentwiel kam und ihr in

Virgils „Aeneide“ Latein lesen lehrte, verschmolz sich in seinem Geist mit dem andern, der im Latein des Virgil das Waltharilied dichtete, zu einer Person. Gerade diesem Mönch, der, dem Kloster entrückt, zum Burggenossen der noch jugendlichen Witwe des Schwabenherzogs Burthard wird, der ihr die lateinische Heldendichtung erklärt, während das Schwabenland ringsum Heldenkraft zur Abwehr der wilden Ungarn, der „Hunnen“, fordert, diesem jungen Gelehrten, der mit in den Kampf zieht gleich den andern Mönchen von Sankt Gallen und Reichenau, war die Abfassung eines solchen Heldengebichts zuzutrauen. Die Phantasie des Dichters trat in ihre Rechte und mit ihr sein Empfindungsleben. Es flutete hinüber in die Gestalt dieses Ekkehard, und sie wurde Fleisch von seinem Fleisch, füllte sich mit Blut von seinem Blut, fing an zu fühlen und zu denken wie er.

Was er im letzten Jahre durchlebt, die Resignation einer Liebe, die er erwidert geglaubt hatte, wurde nun das Schicksal seines Helden. Was er selbst unternehmen wollte, um die in ihm noch immer fortglimmende Leidenschaft für ein Weib, das jetzt zu begreifen Frevel war, kraftvoll zu überwinden, eine Tat der Selbstbefreiung vermittelt der Dichtkunst, das sollte sein Ekkehard vollbringen. Auch für die besondere Art dieses geistigen Heldentums, daß den Ekkehard die Keue, in kriegerischer Zeit kein Kriegsmann zu sein, zum Sängler vorzeitlichen Heldentums macht, hatte er — wir erinnern an Scheffels Klagen über den Frieden von Malmö, bei der Katastrophe von Schleswig! — verwandte Empfindungen in der eignen Brust. Und so kam es, daß der angesammelte Stoff kulturhistorischen Wissens sich nunmehr zum Hintergrund eines Seelengemäldes gruppierte, das uns einen jungen, gelehrtem Studium in edlem Streben zugewandten Mann zeigt, der durch eine verschwiegene, langverhaltene, zur Unzeit hervorbrechende Leidenschaft schier um Glück und Seelenheil gebracht wird, darüber aber zu einem Dichter reift, der erlöst von sich sagen kann: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden!“

Zunächst übersezte er in seiner Freude an der markigen urdeutschen Poesie des Waltharius „an langen Winterabenden“ dies Lied von kühner Reckenkraft und „ehrllicher, frommer, schweigender Liebe“, wobei er die virgilianischen Flitter, die Ekkehard IV. in den Text seines Vorgängers gefügt, mit festem Griff abstreifte und als Versmaß die gereimte Nibelungenstrophe benutzte. Mit dieser Arbeit konnte er sich, wie er nunmehr plante, die Zulassung zu einem Lehrstuhl für deutsche Literaturgeschichte erwirken. Denn was ihm im „Engeren“ Ludwig Knapp von seinen eignen Erfahrungen und Ausichten als Privatdozent der Rechtswissenschaft mit sarkastischem Hohn auf das gesante Rechtsleben der Zeit erzählte, hatte ihm das Projekt, in ähnlicher Form sich die Zukunft zu gestalten, gründ-

sich verleiht. Zum Dozenten der Literaturgeschichte hatte er weit mehr Neigung, und als er sich dann im November dieses Jahres, nach der Vollendung des „Ekkehard“, um den Lehrstuhl in Zürich bewarb, reichte er seine Übersetzung des Waltharilieds bei der Schweizer Oberschulbehörde ein, wohl mit einer Einleitung versehen, wie er eine solche viel später (1874) bei der mit Dr. Alfred Holder veranstalteten Ausgabe des „Waltharius“, mit deutscher Übertragung und Erläuterungen“ eingehender geschrieben hat. (Vgl. „Briefe J. W. v. Schaffels an Schweizer Freunde“, herausgegeben von Adolf Frey. 1898.)

Damals aber, als er die Übersetzung beendet hatte, während ihm der Plan zum „Ekkehard“ in Kopf und Herzen wuchs und wuchs, da trieb es ihn fort nach Sankt Gallen, um die Ortlichkeiten mit eignen Augen zu sehen, die seines Helden Jugendheimat gewesen, und in der noch bestehenden weltberühmten Bibliothek der damals schon seit einem halben Jahrhundert säkularisierten Abtei mit eignen Augen die alten Urkunden, Chroniken, Gedichte und Gebete zu lesen, von denen ihm die Quellenwerke von Perz, Hattemer, Alderson v. Arx, und Wiedemanns Geschichte der Bibliothek Kunde gegeben hatten.

Es war noch März, als er zunächst nach Karlsruhe reiste, um den Eltern sein Vorhaben anzuvertrauen und sich von seiner Mutter die alten Geschichten der seligen Großmutter aus dem Sagenschatz des Hegau aufzufrischen zu lassen. In Sankt Gallen suchte es ihn nicht an, daß seit den Tagen Eralsos und Rotfer Labeos das Bild der Abtei ein ganz andres geworden war. Die umfangreichen Gebäude, die sich um den großen Klosterhof ziehen, gemahnten nur wenig an die kastellartige Abtei in Rundbogenstil, in der die Ekkeharde gelebt und geschrieben hatten, und die zur Zeit Abt Eralos von den „Hunnen“ gestürmt worden war. Die jetzigen Gebäude stammten aus dem achtzehnten Jahrhundert und dienten zum Teil ganz weltlichen Zwecken. Nur das Stiftsarchiv und die Stiftsbibliothek vermittelten einen direkten Zusammenhang mit der altehrwürdigen Kulturwelt, die der junge Forscher, der jetzt dort über den Pergamenten saß, zu neuem Leben heraufbeschwören wollte. Poetische Anschauung von dem Zustand der alten Abtei, zu deren Turmwächter sich Schaffels Phantasie den lied- und jagdkundigen Romeias erfand, schöpfte er aus dem auch noch vorhandenen großen Bauriß, den der Architekt Gerung in der Zeit Ludwigs des Frommen auf geglätteter Tierhaut angefertigt hat. Daß er diese Bauten, Höfe und Gärten aber mit so leibhaftig geschauten Mönchen und Klosterknechten jener alten Zeit beleben konnte, hatte er dem Zusammenwirken der alten Gengenbacher Familienerinnerungen, der ihm ureigenen Vorstellungsgabe für altgermanisches Wesen und dem in langer geistiger Arbeit er-

vorbenen freien Verhältnis zu den ihm doch innig vertrauten Einrichtungen und Anschauungen der katholischen Kirche zu danken.

Wie seine Dichterphantasie auch jetzt wieder darauf ausging, Selbsterlebtem den Reiz des Lebens für seine Dichtung abzugewinnen, dafür ist besonders bezeichnend, was mir der Frankfurter Maler Otto Donner in bezug auf die Szene im 2. Kapitel des Romans, wo der jugendschöne Ekkehard als Pförtner der Abtei die stolze Herzogin Hadwig über die Schwelle des Eingangs trägt, erzählt hat. Das lustige Begegnis, das Scheffel, als er in Albano war, mit der Malerin Amalie Bensingler vor dem Augustinerkloster Ara coeli bei Palazzuola am Monte Cavo erlebte, gab — ich muß den Leser für das Nähere auf meine Scheffelbiographie verweisen — dem Dichter das Motiv für den glücklichen Einfall, der jene Umgehung des Gesetzes, das Frauen den Eintritt in Mönchsklöster verbietet, zur Folge hat.

In reichster Fülle strömte ihm dann das eigene Erleben die Motive für seine Dichtung zu, als er Mitte April von Sankt Gallen aufbrach und auf der Höhe des Freudenbergs, von der Stätte seiner Studien Abschied nehmend, hinausblickte in die Landschaft, die er zu schildern vorhatte, rückwärts auf das Alpsteingebirge mit der lichten Spitze des Säntis, vorwärts auf den blinkenden Spiegel des Bodensees und die fernen Berge des Hegau.

Es sind nur drei Stunden von Sankt Gallen nach Arbon am Bodenseeufer. Wie Scheffel es wenige Wochen später in seiner Arbeitsstube auf dem Schulzenhof am Tziel seinen Ekkehard tun ließ, fuhr er nun selbst von Arbon auf dem See nach Konstanz, wo einst Bischof Salomo sein strenges Regiment führte. Und wie sein Ekkehard hielt er sich in Konstanz nicht auf, weil es ihn nach dem Hohentwiel drängte. Mit zwei ihm befreundeten Rechtspraktikanten am Hofgericht, G. v. Stoeffer aus Karlsruhe und Grohe aus Mannheim, die er besuchte, ging er gleich am nächsten Tag auf der badischen Seite des Untersees, die Reichenau links liegen lassend, nach Radolfzell. Er hatte jetzt kein bewunderndes Auge für die waldumhegten Bergschlösser am Thurgauer Ufer, für Schloß Arenenberg, das gerade damals viel Neugierige anzog. War doch Napoleon III., der dort einen Teil seiner Jugend verbracht hatte, seit dem Ausbruch des Krimkriegs in ganz Europa hoch zu Ansehen gelangt, und gar viele Damen in Deutschland schwärmten für seine Gemahlin, die Beherrscherin der Mode, Eugenie. Scheffels Blick ruhte mit Freude auf der stolzen Wölbung des Hohentwiel, dem Burggemäuer auf deren Spitze. Seine Seele war erfüllt von dem Wunsche, diesen deutschen Berg, der einst die Hofburg der Herzöge von Aemmannien, von Schwaben getragen, zu dem ihm gebührenden Ruhm zu verhelfen! Wer wußte von den nach den Alpen verlangenden

Touristen, die damals vom Rheinfall bei Schaffhausen mit der Gilpost auf dem Thurgauer Ufer nach Konstanz fuhren, etwas Rechtes von den alten Zeiten, die er nun im Bild der Dichtung heraufbeschwören wollte?

Sein Weg von Radolfzell nach Singen führte ihn über Kienla-singen; den Manen seiner Großmutter mußte er huldigen, die hier als junges Mädchen aufgewachsen war und die im Jahr ihrer Hochzeit den Zusammensturz der Burgveste erlebt hatte. Dann ging's durch Singen zum Schultheiß Pfizer und er „nistete“ sich ein.

Während der folgenden sechs Wochen, die er dann im Hegau und am Bodensee verbrachte, entfaltete der Frühling allmählich seine ganze Herrlichkeit. Und es geschah, was er bald nach der Ankunft auf dem Zwiel an Otto Müller nach Frankfurt als Wunsch geschrieben, „die Bodenseeluft, die Alpen im Hintergrund, das Wehen des Frühlings,“ die sorgten dafür, daß von ihrem Wesen Kraft und Frische und Schönheit in das Wert übergingen, das er nun begann und für das ihm die Landschaft und ihr Volksleben ringsum, sein Wandern und Forschen auf dem Heimatboden der Großmutter Motiv auf Motiv bot. Die Fahrten, die Ekkehard von Ermatingen über die Reichenau nach Radolfzell, dann als Gesandter der Herzogin vom Zwiel aus nach den, damals noch nicht durch die Landstraße beschnittenen Heidentöchern bei Überlingen und auf den Hohenfrähen unternimmt, wurden vom Dichter vor dem Schildern derselben ähnlich erst selbst unternommen! Wohl mehr im Gedanken an die Kyffhäuserfage und an die Haseler Erdmännleinshöhle, in der er den Stillen Mann „entdeckt“ hatte, als an Herzog Ulrichs Höhlenversteck in Hauffs „Lichtenstein“ schuf er unter dem Lokaleindruck der Sipplinger Höhlen die Gestalt des für die Welt verschollenen kaiserlichen Einsiedlers, den das Kopswel ebenso peinigt wie die Neue über den schimpflichen, den Nordmännern von ihm eingeräumten Frieden. In den Gefilden zwischen Singen und Radolfzell sich ergehend, entwarf er den Plan zur „Sunnenschlacht“. Die alte Herzogsburg auf dem Hohentwiel sich aus den Trümmern im Geiste neu zu erbauen, erleichterte ihm seine genaue Kenntnis der Wartburg! Zwischen den Klingsteinblöcken am Abhang im Grafe liegend, der Weide von Ziegen und Gänsen, mußte der Dichter des Hirtenidylls gedenken, das er für Emma Heim nach dem verhängnisvollen Besuche in Zell als Bielliebchen gezeichnet hatte. Aus dieser Erinnerung gestaltete sich in seiner Phantasie das märchenduftige Hirtenidyll Rudifax und Hadumoth, berufen, mit seiner heroischen Wendung, der Flucht der beiden treuen Gespielen aus dem Sunnenlager mit dem Goldschatz der „Sunnan“, im Roman für Ekkehards Dichterphantasie ein Vorbild zu schaffen, das dessen Interesse für die Sage von Walthari und Hiltgunde und deren Flucht aus dem Hoflager Ekels mit dessen Goldschatz belebt. Im

Kapitel „Auf der Ebenalp“ hat Scheffel deutlich ausgesprochen, daß er diese Absicht gehabt hat. Da hat Eckehard in seiner Bergeinsamkeit eine Vision. „Die Gedanken flogen hinüber ins ferne Hegau und weiter, es war ihm, als säße er wieder bei Frau Hadwig auf dem Hohenstoffeln, als käme Audisay mit Hadumoth aus der Hunnennot heimgeritten, als säh er das Glück in Gestalt jener zwei verkörpert, und aus dem Schutt vergangener Zeit tauchte auf, was der sinnige Konrad von Alzei ihm dereinst von Walthari und Hiltgunde erzählt . . .“ Gewiß ist Scheffel auch den Rhein hinauf, am Laufener Strudel und dem Wieladinger Strahl vorbei gen Säckingen gewandert, um Hadumoths Wanderung ins Hunnenlager mit allen Sinnen selbst zu erleben.

Die meiste Mühe machte dem Dichter die Darstellung des Herzenskonflikts zwischen Mönch und Herzogin. Mit genialer Finderkraft hatte er in Virgils Heldengedicht Stellen über Didos Liebe zu Aeneas aufgespürt, die sich in seiner Dichtung für die Beziehungen Hadwigs zu Eckehard in ähnlicher Weise verwenden ließen, wie Dante in der Göttlichen Komödie für die Episode von Malatestas Leidenschaft für Franzeska da Rimini den Ritterroman „Lanzelot“ verwendet hat. Er hielt sich in der Charakteristik der Herzogin an die Überlieferung; ein Vorbild des wirklichen Lebens fehlte ihm. In seiner Mutter wie in seiner Schwester war der Zug zu höherem geistigen Leben, der die Herzogin Hadwig beseelt, ja auch lebendig, aber in ganz anderer Weise; freilich, der tapfere Sinn der Frau Major lebte in der Herzogin auf. Seit 1846 war ihm der Kommandant der Wartburg, der kunstsinige Major v. Arnswald bekannt, und durch die Mutter, die diesem inzwischen eine vertraute Freundin geworden war, wußte er von der stillen Liebe desselben zu der die Bildhauerkunst übenden Herzogin Helene von Orleans, einer geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die seit Louis Philipps Sturz in Eisenach lebte. Aber diese Toggenburgliebe des edlen Schloßhauptmanns zu der musterhaft lebenden Fürstin bot wenig Analogien. So war er für Hadwig auf seine Phantasie angewiesen, der aus der Literatur der „jungdeutschen“ Dichter jener Epoche, den Dramen Heinrich Laubes z. B., manche Anregung zufließ. Für das Charakterbild Eckehards schöpfte er dagegen die Hauptzüge aus seinem eigenen Wesen. Die Saumseligkeit und Zaghaftigkeit im Liebeswerben, die ihn so unglücklich gemacht, hatte auch Eckehard zu bereuen. Es war dem Dichter überhaupt damals noch dem schönen Geschlecht gegenüber große Schüchternheit eigen. Wir wissen aus Briefen der Frau Major Scheffel, daß ihren Sohn in jenem Jahre die zärtliche Umarmung seitens der zu Besuch in Karlsruhe erschienenen Pariser Cousine Adele Stolz in die größte Verlegenheit brachte. Es ist dieselbe Cousine, von der er in der fünften Säckinger

Epistel erzählt hat, daß sie bei einem Besuche in Heidelberg, als er selbst noch Student war, am Wolfsbrunnen „im Rauschen des Quells und der Binden“ ihm auf seine Erklärung, was das germanische Gemüt unter Träumen verstehe, geantwortet habe: „Oh! que je puisse rêver toujours avec vous!“ Zwei Hauptscenen seines Romans lassen Hadwig und Ekkehard auf einer Anhöhe am Waldestrand stehen und ins Land hinaus träumen. An der gefällten heiligen Eiche auf dem Gipfel des Hohenkrähen unterbricht den zärtlichen Liebestraum der Herzogin Ekkehards zage Sündenfurcht. Unter der Riesentanne am Abhang des Hohentuffeln, wo die Hochzeit der langen Friederun mit Cappan stattfindet, läßt sich dann Ekkehard von dem verlockenden Zukunftsstraum des stolzen Weibes bezaubern. Der alte Ahorn im Burggärtlein des Hohentwiel, das Scheffel dem der Wartburg nachgebildet, hatte im Garten von Scheffels Elternhaus sein Vorbild; das Unternehmen des Erzählens unter dem Ahorn von deutscher Heldensage auf Geheiß Frau Hadwigs war so recht nach dem Geschmack der Frau Majorin, die unter ihrem Ahorn so manchen poetischen Wettkampf ähnlicher Art veranstaltet hat. Wir wissen von poetischen „Gartengesprächen“, die sie für sich und Wilhelmine v. Cornberg gedichtet und poetischen Stegreiftournieren, die sie mit dem Münzrat Rachel ausgefochten hat.

Durch Gleichnisse und Anspielungen dieser Art seinen Angehörigen und Freunden eine besondere Freude zu machen, war überhaupt eine Hauptquelle des Humors in Scheffels Werken. Der Weinhandel, den der unter die Hunnen geratene Wanderschwab Snetvelin aus Ellwangen nach Pommern betreibt, die auf den Bodensee angewandten Vergleiche mit Eindrücken, die Scheffel als Student auf Rügen empfing, sollten seinen Freund Eggers gaudieren. Für den „Engeren“ gemünzt war der dem studentischen Salamanderreiben nachgebildete gottesdienstliche Akt der „schlecht getauften“ Sonnenanbeter am Felsblock unter der heiligen Eiche des Hohenkrähen. Der Dichter, der in den folgenden Sommermonaten seinen Roman in Karlsruhe und Heidelberg bis zur Katastrophe beendete, befand sich während des Schaffens in herrlicher Laune; er fühlte sich ganz Herr seines Stoffes und seiner Stimmungen. Sein Humor fügte sich willig dem künstlerischen Takt. In der Kunst, mit der er es vermocht hat, die ernstesten Motive und Konflikte, Personen und Begebenheiten im „Ekkehard“ mit ähnlichen von humoristischer Färbung harmonisch zu kontrastieren, reicht Scheffel an Shakespeare. Das asketische Herentum der Wiborad beim Kloster Sankt Gallen, des Kellermeisters Rudimann genussfröhlich Treiben auf der Reichenau, das naturfrohe Waldläufertum des Leutpriesters von Radolfzell, die dem roten Meersburger schließlich doch einmal erliegende Trinkerkraft des Kämmerers Spazzo, des blöden Heribald sorglose Tapferkeit, die täppische Zärtlichkeit

des Liebespaars Friderun und Gappan, das Verhältnis des braven Wächters Romeias zur lieblich weltheiteren, stets hilfsbereiten und unverlegenen Jose Praxedis, die kleinlichen Intriguen der pfäffischen Gegner des Ekkehard gegenüber der strengen Tugend und dem einen Leidenschaftsausbruch desselben: wie sind diese Figuren und Beziehungen alle zu rein künstlerischer komischer Wirkung gebracht!

Als einen Akt der Selbstbefreiung von quälender, hoffnungsloser Leidenschaft hatte Scheffel den Roman unternommen; und als er in der Gestaltung desselben soweit gelangt war, daß er seinen Helden gleiche Leidenschaft nachzuempfinden hatte, da fügte es sein Schicksal, daß er selbst vom Leben wiederum in diese Stimmung versetzt ward. Für den 10. August 1854 war Emma Heims Hochzeit anberaumt. Sie sollte in Freiburg stattfinden, wo der Apotheker Heim sich als Rentner angekauft hatte. Es ergingen dringende Einladungen an den Major Scheffel und die Seinen zur Teilnahme. Der alte Herr wollte bei dem Familienfeste nicht fehlen, und er forderte den Sohn auf, ihn zu begleiten. Joseph fuhr mit, in desperatester Stimmung, wie von einem Dämon getrieben. Das Haus der alten Heims in der Neuen Vorstadt war von Gästen überfüllt. Die Braut, so hat die Cousine als Greisin dem Herausgeber der Briefe Scheffels an sie erzählt, hatte zur Großmutter, des Apothekers Mutter, in den obersten Stock ziehen müssen. Am 9. August spät abends kam der Major mit Joseph an. Emma war schon zur Ruhe gegangen. Am nächsten Morgen versammelte sich alles im unteren Stock in dem großen Zimmer, um zur Kirche zu fahren. Nur Joseph Scheffel fehlte. Er suchte Emma im Hause und traf sie auf der Treppe, die vom obersten Stock herabführt, von Schleier und Brautkleid umwallt. Von seiner Empfindung überwältigt, kniete Scheffel auf den Stufen nieder und bedeckte Emmas Hände mit Küssen. Dann erhob er sich, drückte ihr die Myrten in die Haarflechten und küßte sie. Darauf schritten sie herunter zu den Gästen. Der Dichter blieb während des Hochzeitsfestes schweigsam; der Aufforderung, einen Toast auszubringen, kam er nicht nach. Längst vor dem Ende brach er ohne Abschied auf. Der aufregenden Nachwirkung dieses Erlebnisses verdankt wohl das Kapitel „Verstößung und Flucht“ seine innere Blut. Was er dann den Ekkehard alten Plane gemäß nach seiner Flucht vom T Wiel tun ließ, unternahm nun auch er. Er reiste über Singen, Konstanz, Sankt Gallen, Appenzell ins Weißbad, das zu Füßen der Herrlichkeit des Säntis liegt, und vom 1. bis zum 7. September wohnte er hoch oben, 4000 Fuß überm Meer, neben der Höhle des Wildkirchli unter der Ebenalp beim Ascherwirt. Dort dichtete er, umfriedet von den Bergriesen, die sich im Seealpsee spiegeln, von dem „alten Leid“ neugenesend, was die Schlußkapitel des Romans von Ekkehards Genesung bis zur Vollendung des Waltharilieds und von

seinem Abschiedsgruß an die Herzogin von Schwaben erzählen. Einige Zeit später hat Scheffel dem Züricher Maler und Dichter August Corrodi geschrieben: „Und wenn Ihr auf die Ebenalp kommt, grüßet mir meine alten lieben Bergwände, denen ich die beste Sommerfrische und den ungequälten Schluß des Büchleins zu danken habe — und grüßet mir auch die Bube Sefi Uhlmann, deren Sennhüttlein neben dem Wschervirtshaus steht, die ich als Benedicta in die letzten Kapitel versetzt, und saget dem kleinen braunen Geschöpf, wenn ich wiederkomme, woll' ich auch in stiller Mondnacht in Grubenmanns Einsiedelhöhle zum gedämpften Schall der Maultrommel mit ihr tanzen und kein so finster Gesicht machen . . .“ In's Fremdenbuch des Wschervirtshaus aber schrieb er (s. Nachgelassene Dichtungen) ein Abschiedslied; in ihm bekannte er von sich: „Er schleppete auf den Berg herauf Viel alte Sorg' und Qual; — Als wie ein Geißbub' jodelnd fährt Er fröhlich jetzt zu Tal.“

Nach alledem erklärt es sich leicht, was Adolf Stern in seiner „Geschichte der neueren Literatur“ von Scheffels „Ekkehard“ gesagt hat, daß die Art, wie hier der Dichter eine Fülle historischen Materials mit unmerklichem Zug in Fleisch und Blut verwandelt und für sich und den Leser ein Empfindungsverhältnis gewonnen hat, sich der Nachahmung entzieht. Und was Scheffel über das Waltharilied als Wert seines Ekkehard so treffend gesagt hat: „Wer von der alten Mutter Natur seine Offenbarung schöpft, dessen Dichtung ist wahr und echt,“ das gilt auch von diesem Roman. Er ist die höchste Leistung des künstlerischen Realismus in seiner Gattung. Was der junge Goethe so begeistert im „Werther“ geschildert, was Schiller in seinem letzten Drama, im „Tell“ als poetischer Landschaftsmaler gezeigt hat, das findet sich im „Ekkehard“ innigst verschmolzen: der ursprünglich empfindende Mensch in seinem Zusammenhang mit der Natur und ein Volk als Produkt seiner Bodenständigkeit in der heimatischen Landschaft. Alle die geistigen Neigungen und Kräfte, deren Widerstreit unsern Dichter vor seiner Romreise beunruhigt hatten, seine Liebe für die Ahnenheimat und ihre Vorzeit, seine Wanderlust mit dem Ziele der Alpenherrlichkeit, seine Freude an Burgen- und Höhlenromantik, sein historischer Sinn, der gleich sehr der Welt der Antike wie der deutschen Alttextumskunde zugewandt war, seine rechts-historischen Studien, sein Interesse für die altdeutschen Legenden, Sagen und Bräuche und sein starker Wirklichkeitszinn, der ihn sowohl zum Landschaftsmaler wie zum naturwissenschaftlichen Beobachter der Landschaft gemacht hatte, sein mit den alten Überlieferungen spielender Humor und sein großdeutscher Patriotismus, der schon vor 1848 „realpolitisch“ zu denken gelernt hatte: dieß alles hatte sich hier harmonisch vereinigt, um etwas Neues, Schönes, Großes im Reich der Poesie hervorzubringen! „Heimatkunst“ im höchsten Sinn des

Wortz hatte er hier geboten, aber eine solche, die aufs ganze deutsche Vaterland hinauswies, die wohl den alemannischen Heimatboden deutscher Kultur feierte, aber nicht dem engherzig eiteln Partikularismus das Wort rebete! Ekkehard, deutet der Schluß an, wird Kanzler beim Sachsenkaiser, dem er zu mannhaftem Auftreten gegenüber dem Landesfeind rät. Und nirgends schließlich hat Scheffels Naturandacht auf Bergeshöhen großartigeren Ausdruck gefunden als in dem Kapitel, das den freigetwordenen Mönch als Bergbruder der Sennen auf der Ebenalp schildert.

Im Februar 1855 schrieb Scheffel im Bewußtsein einer vollbrachten Großtat dichterischen Schaffens das Vorwort zum „Ekkehard“, das so stolzbescheiden mit dem Satz der geistlichen Komödiendichterin Großwirtha von Gandersheim ausklingt: „Wosern nun jemand an meiner bescheidenen Arbeit Wohlgefallen findet, so wird mir dies sehr angenehm sein; sollte sie aber wegen der Verleugnung meiner selbst oder der Rauheit eines unvollkommenen Stils niemandem gefallen, so hab' ich doch selber meine Freude an dem, was ich geschaffen.“

Er war nach Heidelberg gegangen, um hier, am Orte seiner vorbereitenden Quellenstudien, dem Roman noch den Anhang von historischen Nachweisungen anzufügen zur Erhärtung des geschichtlichen Charakters der Erzählung. Er behielt dabei die Möglichkeit im Auge, daß er sich auf Grund dieser Quellenstudien um die Zulassung zur Dozentenlaufbahn an einer Hochschule bewerben könne, wie er es im Herbst des vergangenen Jahres unter Einreichung seiner Übersetzung des Waltharilieds am Züricher Polytechnikum getan hatte, vergeblich, weil der übrigens auch von ihm hochgeschätzte Tübinger Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer den Vorzug erhielt.

Zu der mühsamen Arbeit holte er sich Erfrischung im „Engeren“ sowie an dem Schmezerschen Stammtisch im „Holländer Hof“, wo ein junger Sprachgelehrter aus Frankreich, E. Filliard, Scheffels Interesse für die Entstehung des Waltharilieds teilte.

Die Jahre 1853 bis 1855 waren des „Engeren“ Blütezeit. Jugendfrische Vertreter aller Wissenschaften verkehrten hier in kor-dialer Form miteinander. Schmezer hielt im Museum seine Vor-träge über Humboldts Kosmos und die neuere geologische Forschung, wie über die Fortschritte der Astronomie. Den Scherzgesprächen, die sich unter den Freunden daran knüpften, entkeimten in der Zeit vor und nach der Schöpfung des „Ekkehard“ die „naturwissenschaftlichen“ Kommerslieder Scheffels, die seinen tiefen ernstern Anteil an den geistigen Errungenschaften jener Epoche zur Voraussetzung haben, welche durch Forscher vom Range Liebig's, R. Wunsens, Agassiz', Karl Vogt's, A. Brehms u. a. ein naturwissenschaftliches Gepräge er-hielten. In jener fröhlichen Zeit nach Beendigung des Romans

erklang auch im „Engeren“ zuerst das Lied von der wilden Jagd des Rodensteiners, dessen Klage „Gibt's nirgends mehr 'nen Tropfen Wein des Nachts um halber Zwölf“ den Protest des Schmezerschen Kreises gegen die frühe Polizeistunde des noch herrschenden reaktionären Polizeiregiments zu drastischem Ausdruck brachte. Ein Gespräch über Wagners „Fliegenden Holländer“ weckte in dem Rechtsanwalt Maß die Erinnerung an die pfälzische Sage vom „Dick Enderlein von Ketsch“, und Scheffels Ballade vom „Enderle“ mit ihrem klirrenden „Kempfen“ gab dem Pfarrherrn von Ziegelhausen, der als „Augur von Tegelinum“ im „Pumpus von Perusia“ zu ewigem Leben erstand, den Stoff zu einer neuen Prachtleistung seiner Gesangsformik. Besonders intim verkehrte Scheffel mit Ludwig Knapp, dessen Schicksale als andauernder Privatdozent der Jurisprudenz ihn abgehalten hatten, sich auf gleiche Bahn zu wagen, und dessen kaustischer Witz von ihm als stets wirksames Heilmittel gegen die Anfälle seiner Melancholie empfunden wurde.

Seine Wohnung hatte er diesmal droben im Brückenhäuschen des Heidelberger Schlosses mit einem entzückenden Blick in den Schloßhof und auf die prächtige Schloßfassade, beim Kastellan, wo schon Otto Müller, der Herausgeber der „Deutschen Bibliothek“, vor ihm gewohnt hatte. Beim Frühlingsfest des „Engeren“ am 25. April 1855 konnte dann ein neues Lied vom Meister Josephus gesungen werden, in dem das freudige Aufatmen seiner Seele jubelnden Ausdruck gewann: „Des Engeren Maitwein- und Frühlingslied“ (s. Nachgelassene Dichtungen).

Mit solchen Eindrücken verließ der Dichter, noch ehe der „Eckehard“ erschienen war, nach Empfang des Honorars von 1200 Gulden, die ihm Meidinger für eine erste Auflage von 10000 Exemplaren und das Verlagsrecht auf 15 Jahre zahlte, die Heimat wieder, im Kopf und Herzen bereits den Plan zu einer neuen Dichtung. Sein Ziel war Venedig und sein Begleiter Anselm Feuerbach. Dieser junge reichbegabte Maler, ein Sohn des Archäologen, Neffe des Philosophen und Enkel des Kriminalisten Feuerbach, war drei Jahre jünger als Scheffel, und um die Zeit der Entstehung des „Trompeter“ aus der Schule Coutures in Paris als neuerungskühner Kolorist nach Karlsruhe gekommen. Während Scheffel dort am „Eckehard“ schrieb, vollendete Feuerbach sein Gemälde „Pietro Aretino“, das den merkwürdigen Tod des geistreichen Satirikers inmitten der Freuden eines Gastmahls bei Tizian darstellt. Der Spötter war an einem Lachkrampf erstickt. Dieses Bild tat es Scheffel an. Er suchte des Malers nähere Bekanntschaft. In Heidelberg, wo Anselms Mutter lebte, wurde die Freundschaft befestigt. Als der Maler vom Großherzog Friedrich von Baden den Auftrag erhielt, für ihn Tizians „Assunta“ („Mariä Himmelfahrt“) in der Accademia dell' arte von Venedig

zu kopieren, faßte der Dichter den Plan zu einem neuen Roman, der das venezianische Kulturleben zur Zeit Pietro Aretinos und Tizians zum Gegenstand haben sollte. Wie im „Ekkehard“ die Herzogin Hadwig als Freundin humanistischer Studien dargestellt ist, so sollte die Heldin des neuen Romans eine jener kunstbegeisterten Frauen sein, deren die italienische Renaissance eine ganze Anzahl hervorgebracht hat: die jugendschöne Schülerin Tizians, Irene di Spilimbergo, welche Tasso und andere hervorragende Dichter Italiens nach ihrem frühen Tode in Gedichten verherrlicht haben. Als Vorbild für diese Gestalt schwebte dem Dichter seine Schwester Marie vor, die als Meister Frommels Schülerin große Fortschritte gemacht und neuerdings manche Bewerbung ausgeschlagen hatte, um ihrer Kunst treu zu bleiben. Emil Frommel, der Sohn, hat in seinem Buch „Aus goldenen Jugendtagen“ ihr Bild entworfen als das Ideal eines jungen Mädchens, deren schöne Gestalt der ganze Reiz der Jungfräulichkeit übergießt. „Dazu strahlte eine Reinheit des Gemüths aus ihren blauen Augen, die keinen bösen Gedanken in ihr aufkommen ließ. Sie war eine echte, reichbegabte Künstlernatur.“

Wie die märchenhafte Schönheit der Lagunenstadt mit ihrer Stimmungsfülle und Farbenpracht zunächst auf Scheffels Schönheitsfornn wirkte, das spiegelt getreulich der längere Brief aus Venedig an die Seinen, der in die „Reisebilder“ (f. Bd. 3) Aufnahme gefunden hat; die ganze Reise schilderte er humoristisch in der „Venetianischen Epistel“ zur Belustigung für den „Engeren“ (f. Bd. 4). Aber diese Epistel vermerkt auch schon die feindliche Macht, welche den historischen Vorstudien für den Tizian-Roman, die Scheffel inzwischen in der Markusbibliothek begonnen hatte, ein frühes Ende bereitete. Die furchtbare Choleraepidemie, welche damals ganz Oberitalien verheerend überzog, setzte sich in Venedig fest. Eine Zeitlang trotzten die beiden Künstler, jener hinter der Staffelei, dieser hinter seinen Büchern und Exzerpten der Panik, während in ihrer nächsten Umgebung die Opfer der Cholera „wegstarben wie die Fliegen.“ Da, eines Abends, brach Feuerbach, wie er im „Vermächtnis“ erzählt, „buchstäblich vor Elend und Müdigkeit vor der Staffelei zusammen.“ Das war eine Mahnung in letzter Stunde. „Scheffel war zum Schatten geworden und konnte nicht mehr arbeiten. Ich hielt etwas länger stand. Endlich ging es aber auch nicht mehr.“ So beschlossen sie Ende Juli, die Stadt zu verlassen.

Auf der Heimfahrt durch das Sarccatal war den beiden das gar materisch in einem kleinen blauen See hineingebaute, von alten riesigen Zypressen bewachte *Castell Toblino* ungemein einladend erschienen; dorthin flüchteten die beiden Künstler, ohne bestimmt auf Unterkunft rechnen zu können. In diesem alten echt italienischen Schloßchen, auf dessen Weinbergen der köstliche *Vino santo* gedeiht, verlebten

sie dann das äußerst romantische Sommeridyll, das Scheffel in wechselfelder Stimmung für den „Engeren“ schilderte in dem „Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Toblino im Tridentinischen“, das in seiner ursprünglichen Fassung erst 1901 aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht worden ist (s. Bd. 4). Große Abschnitte aus diesem „Gedenkbuch“ bearbeitete er aber nach seiner Heimkehr auf Otto Müllers Bitte für das von diesem und Theodor Creizenach herausgegebene „Frankfurter Museum“, und diese Kapitel erschienen mit einer besonderen stimmungsvollen Einleitung im Jahrgang 1856 (Nr. 11—13) dieser neugegründeten vornehmen Zeitschrift unter dem Titel „Aus den Tridentinischen Alpen“, von wo sie nach Scheffels Tod in den Band seiner „Reisebilder“ übergingen.

Das „Tobliner Gedenkbuch“ ist das bedeutendste Prosatwerk von Scheffels für den „Engeren“ entfaltenen Humor. Manchmal an Sternes „Empfindsame Reise“ anklingend, offenbart es den ganzen Stimmungsreichtum von Scheffels Gemüt und die Meisterschaft seiner komischen Darstellungskunst. Von dem dunklen Hintergrund des fürchtbaren Waltens der Cholera in Venedig heben sich Bilder voll Glanz und Pracht italienischer Tal- und Tiroler Hochgebirgslandschaft, liebliche und heitere Abenteuer ab, die den Charakter ganz persönlichen Erlebnisses tragen. Das Phantasiestück „Der See von Toblino“, das 14. der Miniaturkapitel, ist den schönsten Stimmungsmalereien in Heines Reisebildern ebenbürtig. Ein Schleier von Wehmut liegt über dem Stilleben, das doch die Schönheit des Lebens feiert . . . „Lebet schön, denn die Welt ist schön!“ . . . Und am Schluß des Kapitels preist er, was den See so frisch und erquickend mache und vor allem Stagnieren bewahre: „l'aria tedesca, sorpassata dall'aria italiana“, die deutsche Luft überflutet von der Italiens.

Das Gedenkbuch ist jedoch ein Fragment und das letzte (20.) der Kapitelchen hat die Überschrift „Von vielem was noch zu erzählen wäre, aber was nicht mehr erzählt werden kann.“ Und drinnen steht verzeichnet: „Von dem Poetenwinkel, wo der Meister Josephus die Geschichte von der Irene von Spielberg zuweg bringen wollte. Wie der Meister Josephus stecken blieb und den Herrn Dietrich von Rodenstein nicht einmal bis nach Venedig brachte, wo er die Irene erst kennen lernen sollte.“ Und so weiter! So scherzte er, noch im sicheren Glauben, daß ihm das geplante große Werk zur rechten Zeit schon gelingen werde, gerade wie ihm jetzt dies „Gedenkbuch“ für den „Engeren“ gelungen war, das er für keine „Arbeit“ erachtete und das doch beinahe ein ganzes Buch war. Wie mag er im Geiste das Ergötzen der Heidelberger Freunde über die Kunde, daß ein Rodensteiner in dem vom Meister Josephus geplanten Roman eine Rolle spielen sollte, damit ein Element deutschen Krafthumors in

das venezianische Kulturbild aus der Hochrenaissance hineinkäme, vorausgenossen haben!

Der Gedanke an den „Engeren“ begleitete ihn auch nach Meran. Ein Zusammentreffen mit Häusser war verabredet. Aber als Scheffel ankam, hatte dieser, der in Begleitung seiner Frau reiste, Meran schon wieder verlassen, wodurch sein Vorhaben, von den mit Häusser geplanten Fahrten ins Elsaßland für das „Frankfurter Museum“ „heitere Briefe“ zu schreiben, vereitelt wurde. Mißmutig floh er die Geselligkeit, die sich ihm in den Kurhotels bot, und es kam nur zu jenem „Bericht aus Meran“ an den Engeren (s. Bd. 4), der von allerhand einsamen Fahrten auf die Schlösser und Burgen in der Umgebung Merans erzählt und von der famos illustrierten „Chronica“, die der auf Schloß Leobenberg ansässig gewesene, 1852 verstorbene Maler und Dichter Friedrich Lentner aus München in der von ihm zu einem stimmungsvollen Künstlerheim ausgestalteten Burg hinterlassen hatte. Da leitete nach Scheffels Besteigung des Hohen Pfinger eine schlagartige Blutkongestion nach dem Kopf eine Gehirnentzündung ein, die ihn nach der Heimkehr, wie er noch im gleichen Jahr an Schwanitz schrieb, „lange Wochen an den Abgründen einer furchtbaren Melancholie“ erhielt. Die Krankheit hatte schon während der ganzen Reise in ihm gespukt. Er suchte nach der Genesung in Briefen an Otto Müller, Schwanitz, Eisenhart, den Hauptgrund zu dem Leiden in der „übermäßigen Arbeit am Ekkehard“, „während welcher er gar nicht unter die Menschen ging, gar keine Erholung hatte.“ Auch hat er in dem eingehenden Brief an Schwanitz vom 24. Januar 1857 Diätfehler anderer Art in Betracht gezogen. Der eigentliche Keim zu dem Gehirnleiden, das sich zu einer schweren, Jahre andauernden Melancholie im Sinne der Seelenheilkunde auswuchs, schlummerte aber nach dem Urteil Rufmauls, der den Freund schon damals ärztlich beriet, schon längere in ihm und „hatte nichts mit Bier und Wein zu tun.“

Wie wenig Scheffels Geisteskraft als solche durch die akute Gehirnentzündung gelitten hatte, bewies er, halbgenesen, im Sommer 1856 auf einer mit Eisenhart und einem Freunde desselben, Dr. Hierl, unternommenen Erholungsreise nach Südfrankreich.

Gleich im Anfang der Reise, so erzählt Eisenhart in dem von seiner Frau herausgegebenen Buche „Scheffel und seine Familie“, im Schwarzwald und im Elsaß, wußte Scheffel jedem Ort, den sie berührten, eine launige Anekdote oder eine historische Notiz anzuhängen. „Es war erstaunlich, wie wohlbeschlagen er in der Geschichte war.“ Die traurigen Eindrücke einer furchtbaren Überschwemmung, die in Lyon herrschte, bewirkten jedoch einen Umschlag seiner Stimmung, und die Reisebilder, die er im nächsten Herbst und Winter für die damals gleichfalls neue Zeitschrift

„Westermanns Monatshefte“ schrieb, „Ein Gang zur großen Karthause in der Dauphiné“, „Avignon“, „Ein Tag am Duell von Vacluse“, so reizvolle Genrezüge sie enthalten, sind von düsterer Grundstimmung beherrscht. In dem ersteren Aufsatz erzählt er von dem unheimlichen Eindruck, den der nächtliche Gottesdienst in dem Kloster des ewigen Schweigens, der Grande Chartreuse, auf ihn machte: er kam sich vor, „als wäre er selber bald reif für den weißen Karthäuserhabit.“ Zum Überflus befiel ihn auf der Rückreise, bei Bordighera, ein hochgradiges Wechselfieber, bei dessen Anfällen ihn furchtbare Delirien plagten. (Vgl. „Dem Tode nah“ in „Gaudeamus“, Bd. 6.)

Heilung von der Malaria suchte und fand er nach der Heimkehr in Rippoldsau, wo der wackere Badearzt Dr. Feyerlin sein Vertrauen gewann und die Quelle ihn sympathisch ansprach. Und hier fand er nach einiger Zeit auch seinen Humor wieder. Das schalkhafte behagliche Waldidyll vom Bruder Rippold und der Gründung von Rippoldsau (s. „Gaudeamus“, Bd. 6) spiegelt seine eigene Genesungsfreude wieder.

Er war mit Mutter und Schwester nach Rippoldsau gegangen, und was diese ihm sehnlichst wünschten, hoffnungsfrohes Liebesglück, begann ihm in dem tannenduftigen Schwarzwaldtal zu lächeln. An Marie, die ihn während seines Krankenlagers im Elternhaus als sein guter Engel gepflegt hatte, schloß sich eine junge Straßburgerin an, die Tochter eines reichen elsässer Kaufmanns. Der Dichter verliebte sich in sie und fand Gegenliebe. Als er aber nach der Heimkehr, einer Einladung jenes Herrn folgend, in Straßburg erschien und bei diesem um das Mädchen in aller Form anhielt, sah er seine Bewerbung zurückgewiesen. Den Kaufherrn hatten die Auskünfte über des Freiers materielle Verhältnisse nicht befriedigt. Das Mädchen verhielt sich, wie es dem Melancholiker schien, passiv. In welchen Zorn ihn diese neue Demütigung versetzte, zeigen grell die satirischen Greiferungen über die „Laura von heute“ und das Schicksal, das die moderne Welt dem Dichter, der nicht „wenigstens bürgerlicher Realitätenbesitzer“ ist, zuweist, in dem Reisebild „Am Duell von Vacluse“, das von Petrarca's glänzendem Dichterlos handelt. Auch in dem Romanzenzyklus „Magnus vom finstern Grund“ (s. Bd. 6 „Frau Aventiure“) schwellt dieser Groll nach.

Die neue schwere Herzensenttäuschung und Demütigung wurde ihm aber auch zum Ansporn, sich um eine feste literarische Stellung umzutun, die seinen bisherigen Erfolgen als Dichter entspräche. Er durfte hoffen sie in München unter der Ägide des Königs Maximilian II. zu finden, unter der sich damals ja ein ganzer Kreis von Dichtern zusammengeschart hatte, zu dem Emanuel Geibel, Paul Heyse, Hermann Lingg, Franz v. Kobell, W. S. Kiehl, Felix

Dahn, Jul. Grosse, Fr. Bodenstein gehörten, lauter hervorragende Dichter, die im Verein der „Krokodile“ einen sehr anregenden Verkehr hatten. Schon im Anfang des Jahres 1856 hatte ihm aus München Paul Heyse geschrieben, daß man sich dort für ihn interessiere und ihm wohl demnächst eine Stelle anbieten werde. Der Dichter des „Ekkehard“, mit Ludwig Steub schon längst befreundet, fand bei den „Krokodilen“ wie bei seinen alten Bekannten in der Künstlerschaft, bei Moritz Schwind, Feodor Diez, Robert Vischer u. a., die herzlichste Aufnahme. Eisenhart, nunmehr Stadtgerichtsassessor in München, hatte sich mit der Tochter des gemütlich-geistreichen Dichters, Mineralogen und Gemsenjägers Franz v. Kobell verlobt, was dem Freunde dessen Haus öffnete.

Scheffel hielt sich für geheilt. Auch die gesuchte Stelle bot sich ihm. König Max hatte kurz vorher das große literarische Unternehmen „Bavaria“ angeregt und die Oberleitung dem Professor Riehl übertragen. Dieser fand sich bald in der Lage, Scheffel einzuladen, sich an dem Unternehmen als Redakteur und Mitarbeiter zu beteiligen, und Scheffel sagte zu. Auch die Mitarbeit an den „Fliegenden Blättern“ nahm er wieder auf; der Maler Eduard IIIc illustrierte für diese die „Altassyrische Ballade“ („Im schwarzen Walfisch“), „Des Kometen Jammer“, „Das wilde Heer“ mit großem Erfolg. Scheffels Hauptvorhaben aber war, nun ernstlich an den Lizian-Roman zu gehen. Dies sagte er auch dem König, als dieser ihn in einer Audienz empfing. Schon hatte er in der Staatsbibliothek, der gegenüber er in der Ludwigstraße wohnte, die Studien dafür aufgenommen, da regte sich in ihm das Verlangen, seine Schwester, das Vorbild für die Irene von Spielberg, bei sich zu haben; er wollte sie teilnehmen lassen an all der künstlerisch gehobenen Geselligkeit, die sich ihm darbot. Ein großartiges Künstlerfest war in Sicht. Die lebenslustige farbenprchtige Rubenszeit sollte erstehen. Er wurde in den Strudel der Vorbereitungen durch seine Freunde gezogen und lud Marie ein, auf einige Wochen zu ihm zu kommen und das Fest mitzumachen. Sie kam. Die Geschwister besuchten Galerien und Museen, Freunde und Bekannte, die Kostüme eines blämischen Bauernpaars wurden für den Rubensball ausgesucht, eine Partie nach Starnberg mit Eisenharts unternommen. Am Vorabend des Künstlerballes, am 13. Februar, fühlte sich Marie so unwohl, daß sie sich zu Bett legen mußte. Der damals noch in München grassierende Typhus brach bei ihr aus. Was ärztliche Hilfe vermochte, geschah, die Eltern wurden telegraphisch herbeigerufen, das liebe, schöne Mädchen erlag — zwei Tage nachdem Joseph seinen 31. Geburtstag unter verzweiflungsvoller Spannung verlebt hatte — der schrecklichen Krankheit! Das Wiedersehen Josephs mit den Eltern war furchtbar. Der Armste peinigte sich mit Selbstvorwürfen, durch

seine Einladung schuld an dem Unglück zu sein. Gebrochen an Leib und Seele kehrte er mit der Mutter über Stuttgart nach Karlsruhe zurück, während sein Vater und Karl Klose dem Sarg mit der Toten dorthin das Geleite gaben. (Vgl. „Louise v. Kobell, J. B. v. Scheffel und seine Familie“.)

Der entsetzliche Verlust brachte den Dichter um allen Gewinn dieser Genesungs- und Aufschwungszeit. Die poetischen Pläne, die das liebliche Bild Mariens zum Mittelpunkt hatten, mochte er nun nicht fortführen. Aber die Trauer um die Tote drückte ihm dennoch die Feder in die Hand. Während der Bildhauer Knoll in München Mariens Antlitz in Ton modellierte, während in Karlsruhe eine kunstbegabte Freundin der Verstorbenen, Sascha von Berkholz, demselben im Bilde die Farben des Lebens lieh, während später die Nachricht vom Tode der Holden den Maler Feuerbach zu seiner „Iphigenie auf Tauris“ begeisterte, verdichtete sich der Schmerz des Bruders zu einem poetischen Bilde. Die kleine Erzählung „Hugideo“ entstand.

Die Vorstellung von dem Einsiedler in der Höhle des Isteiner Klosters, der die Tage verbringt im schweigsamen Anschauen der schnee-weißen Marmorbüste seiner verlorenen Geliebten Benigna Serena, erwuchs ihm aus der eigenen Empfindungswelt. Ein Besuch, den er auf der Heimkehr aus Südfrankreich in Säckingen abgestattet hatte, ein im jetzt Basler Gebiet der alten Römerstadt Augusta Rauracorum gemachter archäologischer Fund hatten ihm den historischen Stoff für die „alte Geschichte“ geliefert. Wie der tragische Ausgang der Erzählung beweist, war an der Erfindung aber auch wieder „verschmähter Liebe Pein“ beteiligt. Benigna Serena ist nicht die Schwester Hugideos. Das kleine, wunderbar objektiv gehaltene, auf jeden Ausschmuck verzichtende, gleichsam Grau in Grau gemalte epische Miniaturbild erschien noch im selben Jahre (1857) in Westermanns „Monatsheften“, als Buch aber erst 1888.

Zwei ergreifende Gedichte aus dem Nachlaß tragen die Überschrift „Maria“; sie sind im Sommer 1857 auf einer Erholungsreise nach Nordfrankreich am Ufer der normannischen Seeküste entstanden, wo der Dichter zur Kräftigung seiner Gesundheit Seebäder nahm. Bei seinen Verwandten in Paris fand er auf dieser Reise nach Etretat viel warme Teilnahme.

Im Herbst dieses Jahres entschloß sich der Gemütskranke, nach einer anregenden Wanderfahrt mit Riehl an die schönsten Stätten des Rheingaus in seinem geliebten Alt Heidelberg das Winterquartier zu beziehen. Längst war er mit Sehnsucht und Spannung von den Freunden im „Engeren“ erwartet (vgl. „Der Pfarr“ von Abmannshausen sprach“, „Heimkehr“ in „Gaudeamus“; Scheffel hatte hier den Pfarrer von Ziegelhausen nach dem Orte versetzt, wo dessen

Lieblingswein herkam). Er sah sich mit einem Jubel empfangen, der später in dem Liede „Der Heini von Steier ist wieder im Land“ nachhallte. Julius Braun, dessen Entwicklungsgeschichte der alten Kunst 1856 in ihrem ersten Teile erschienen war, lebte jetzt wieder als Dozent in Heidelberg und stand im Begriff, sich mit Rosalie Artaria, der älteren Tochter des Mannheimer Kunsthändlers Stephan Artaria zu verloben, dessen Witwe mit den Töchtern und einer Schwester, der lebenslustigen, literarisch sehr gebildeten Witwe des Mannheimer Schauspielers Thürnagel, in Weinheim an der Bergstraße ein Landhaus bewohnte, im Winter aber, der jungen Töchter wegen, viel in Heidelberg war. In dieser Familie und ihrem Kreise, zu dem auch Anselm Feuerbach und seine Mutter gehörten, fand der Dichter ebenfalls eine sehr freundliche Aufnahme. Frau Julie Thürnagel, die „Zuletante“ (vgl. den Aufsatz von R. Artaria „Gartenlaube“ 1886), mußte auch die hafisische Seite von Scheffels Poesie zu schätzen, und sie war es, die ihn jetzt auf Hariri, den Hafis der Araber, aufmerksam machte, dessen von Rückert übersetzte „Makamen“ er noch nicht kannte. Dort findet sich der Wein als „der Glättstein des Trübfinns, der Weßstein des Stumpffinns“ gepriesen. So vereinigte sich alles, um in Scheffel die Erinnerung an die fröhliche Frankonenzeit wachzurufen, die ihm gerade vor zehn Jahren das Lied vom Perseo entlockt hatte. Im „Engeren“ hatte die Nummer der „Fliegenden Blätter“ mit Alles köstlicher Illustration zu dem Lied von des Rodensteiners „wilder Jagd“ Furore gemacht. Scheffel, der diesmal bei dem Geologen Geheimrat Leonhard am Klingentor wohnte, fühlte sich durch diese Eindrücke und einen erneuten Besuch der Geisterburg im Odenwald angeregt, wie er an Alle schrieb, „den Rodenstein zu einer typischen Gestalt zu machen“, und der durstige Ritter wurde durch die nun entstehenden Lieder von der „Drei-Dörfer-Vertrinkung“ zu einer solchen, die seitdem an Popularität mit Shakespeares „Falstaff“ wetteifert. In der Behfußschen Schrift „Die Herren von Rodenstein“ war ihm aufgefallen, daß einer der Herren seinen reichen Länderbesitz hatte verpfänden müssen, das Dorf Pfaffenbeersfurt aber dem Stifte Heidelberg vermacht hatte. Das wurde das Motiv zur Dichtung. Zu Heidelberg, wo Scheffel einst selbst im „Hirschen“ voll Jugendseligkeit kommerciert hatte, mußte jener zechlustige Rodensteiner seinen Besitz verneipt haben! Damit war der Anfang gegeben. Aber des Ritters Durst, der „größte, schönste Durst der Pfalz“, hatte früh „in Ruhstand sinken“ müssen; Pfaffenbeersfurt hatte er nicht mehr vertrinken können! So ergab sich die heitere Pointe, daß der gewaltige Becher jenes Dorf der Hochschule Heidelberg, seinen Durst aber „den Herrn Studenten“ vermacht. Das war eine so liebenswürdige Blüte von Scheffels Humor, daß sie allein schon die Beliebtheit der Lieder begründlich

macht, die sie sofort in der Studententwelt fanden. Im Schicksal des Rodensteiners spiegelte Schöffel ins Groteskegroße sein eigenes Mißgeschick, das ihn früh zu einem „zahmen Gast“ im Becherkreise gemacht hatte. Eine Verherrlichung des Trinkens ist der Balladenzyklus gewiß nicht; die drei prächtigen Genreszenen stellen ja, freilich ohne eine Spur von Philistrität, die üblen Folgen üppigen Zechertums dar. Aber der famose Niederzyklus bildet wie den Abschluß so auch die Krone von Schöffels „feuchtfröhlicher“ Dichtung, die der „Genius Loci Heidelbergs“ ihm eingab. (Vgl. auch Lorenzen, „Die Sage vom Rodensteiner“ S. 49 u. f.)

Der September 1857 sah aber auch unsern Dichter als Gast auf der Wartburg, die er seit dem Burschen-Pfingstfest im Jahre 1848 nicht wieder betreten hatte. Dieser neue Besuch auf der alten Thüringer Landgrafenburg, die der katholischen Welt durch die heilige Elisabeth, der protestantischen Welt durch Luther gleich teuer ist, bedeutet eine folgenreiche Wendung in Schöffels Leben.

Der kunstfinnige Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, der das alte Schloß seiner Ahnen mit historischer Treue und reicher künstlerischer Ausschmückung hatte neuherstellen lassen, trug nun, da das Werk dem Abschluß entgegenging, das Verlangen, neben der romantischen Oper Richard Wagners vom Sängerkrieg auf der Wartburg eine poetische Darstellung jener Begebenheit von historischer Echtheit entstehen zu sehen. Er hatte Schöffels „Ekkehard“ mit Entzücken gelesen und der Autor erschien ihm wie berufen zur Erfüllung seines Wunsches. Durch den Kommandanten der Wartburg, den kunstfinnigen Major Bernhard v. Arnswald, der, wie wir sahen, durch Schwanitz dem Dichter näher bekannt geworden war, ließ er diesen nach Weimar einladen, und noch im November dieses Jahres nahm er ihm im Sängersaal der Wartburg vor dem Gemälde Schwind's vom Sängerkrieg das Versprechen ab, einen kulturhistorischen Roman zu schreiben, der das Minnesängerleben am Hofe des Landgrafen Hermann ebenso treu schildern sollte, wie im „Ekkehard“ das Leben am Hofe der Herzogin Hadwig auf dem Hohen Twiel geschildert ist. Schöffel, der sich nach einer Ablenkung von den Erinnerungen an die Katastrophen der letzten Jahre sehnte, versprach es. Wie die Aufgabe ihn anlockte, zu welchen ausgreifenden historischen Forschungen er sich durch sie veranlaßt sah, ist von ihm in Kürze in der stimmungsvollen Vorrede zu „Frau Aventiure“ und mit näherem Eingehen auf die dabei verfolgten Probleme in den Anmerkungen zu diesen „Liedern aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“ dargelegt worden. Welchem verhängnisvollen Irrtum er bei Übernahme der verlockenden Aufgabe andererseits unterlag, und wie ihn sein Gemütsleiden hinderte, dieselbe trotz umfassender Vorarbeiten in der geplanten Weise zu lösen, das habe ich zuerst in meiner

größeren Biographie unter Mitteilung und Benutzung der vielen schönen Briefe nachweisen können, die Scheffel während all der Zeit an den Großherzog von Weimar und Bernhard v. Arnswald geschrieben hat.

Die von ihm zu bietende Schilderung der Persönlichkeiten des Sängerkriegs, ihrer Sitten und Lebensgewohnheiten, sollte in dem geplanten Roman aus der Blütezeit des deutschen Helden- und Minnefanges ebenso echt im Zeitkolorit, so „naturgetreu“ werden, wie es das Kulturkolorit im „Ekkehard“ war. Doch wie anders, wie verwickelt waren hier die Voraussetzungen! Dort wuchs die ganze Handlung aus den früheren Zuständen seiner alemannischen Ahnenheimat hervor. Der neue Stoff wies ihn nach Thüringen, nach Franken, der Heimat Wolframs von Eschenbach, nach der österreichischen Heimat des Ofterdingers an Donau und Traunsee u. s. w. Mit dem Leben und Wesen der ritterlichen Minnefänger, der Kreuzfahrer, der fahrenden Spielleute, dem Hofhalt auf der Wartburg verband ihn keine Familienüberlieferung. Kein so unmittelbar und naiv das damalige Leben schilderndes Chronikbuch bot seiner Phantasie jetzt die Hilfe dar, die ihm beim „Ekkehard“ die Casus Sancti Galli geleistet hatten. Er war sich des Unterschieds bei der Abgabe jenes Versprechens nicht klar und mochte die Annales Reinhardtsbrunnenses, das alte Gedicht „Die Thüringer vor Acon“ für ergiebigeren Ergänzungen des alten unklaren Gedichts vom Wartburgkrieg aus dem 13. Jahrhundert halten, als sie es tatsächlich waren. Wie er im September eine Reise durch den Thüringer Wald benutzt hatte, um auf seine Weise das dortige Volkstum zu studieren, das spiegelt gar anmutend sein Brief vom 19. März 1858 an Schwanitz.

Zur Entschliebung, den gewünschten Roman zu schreiben, wurde er nicht wenig durch den Umstand ermutigt, daß er kurz vorher die ihm angetragene Stelle eines Bibliothekars der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen vorläufig für ein Jahr angenommen hatte. Seine Hauptaufgabe sollte hier sein, die vom Fürsten Karl Egon von Fürstenberg für diese Bibliothek erworbene große Sammlung altdeutscher Dichtungen aus dem Nachlaß des berühmten Germanisten Joseph v. Laßberg, der 1855 auf Schloß Meersburg verstorben war, zu ordnen und zu katalogisieren. In dieser Sammlung fand er das beste Material, das er sich für die Vorstudien zum Wartburgroman wünschen konnte, beisammen.

Am 1. Dezember 1857 rückte Scheffel in die Stadt an den Quellen des Donaufstroms ein, und damit feste er wieder festen Fuß in dem Heimatland der Großmutter Krederer. Er fand beim Fürsten und der Fürstin Elisabeth, den Hofbeamten und Honoratioren, unter denen der Landstand Kirchner ihm anverwandt war und der Musikdirektor Kalliwoda die Kunst vertrat, die freundlichste

Aufnahme. Für ein paar größere Hoffestlichkeiten hatte er sich als Festdichter zu bewähren.

Donaueschingen liegt beinahe gleich weit von Oberndorf wie vom Hohentwiel, und als der Frühling ins Land kam, war für seine Phantasie der Zauber dieser Landschaft weit mächtiger als die alten Pergamente aus dem 13. Jahrhundert, soweit sie nicht, wie die Handschrift des Nibelungenlieds und so manche Bieder Sammlung, echte, ihn wahrhaft anziehende Poesie boten. Die auf ihm lastende Melancholie, neuerdings genährt durch ein Wiedersehen mit Emma Mackenrodt, deren Mann in Emmendingen bei Freiburg, also nicht gar weit von Donaueschingen, eine Kartonagefabrik betrieb, suchte in der freien Natur Trost und Heilung. Das Wiedersehen war in Freiburg im Hause von Emmas Vater erfolgt und hatte den Dichter in große Erregung versetzt. Bis an den Bodensee, an den Rheinfluss bei Schaffhausen, ins Gebiet der Quellen des Neckars erstreckten sich seine Wanderungen. Die alte Streitfrage, ob der ummauerte Donauquell im Donaueschinger Schloßhof, die Quellen im Ried von Allmendshofen oder die Flühlein Brigach und Breg Anspruch auf die Ehre haben, des Donauquells echter Ursprung zu sein, weckte sein reges Interesse. Das alte „Donauprotokoll“ in der Hofbibliothek mit Einträgen von solchen Gästen der Fürstenbergischen Herrschaft, die einst alter Sitte gemäß beim Besuch des Stromquells den „Willekomm“ tranken, gemahnte ihn an das Gesellenbuch seines Ahnen, des Schloßhauptmanns auf der Rüschachburg. Zu Pfingsten traf er sich mit dem Züricher Maler Corrodi und Ludwig Eichrodt, der jetzt in Stockach amtierte, auf dem Hohentwiel. Stockach war zur Zeit der Nellenburger Herrschaft die Hauptstadt der Hegauer Landschaft gewesen und weit zurück reichte der Ursprung des sogenannten „Narrengerichts“, eines Stockacher Faschingsbrauchs, in dessen Dienst Eichrodt jetzt seine humoristische Muse gestellt hatte. Wie einst die Trümmer des Hohentwiels, durchforschte er ferner die Burgruinen der wildromantischen Täler der Gutach, Wutach, Brigach und Gauchach. Auch auf den von Wachholder dicht überwachsenen Neuenhewen mit dem Stettener Schloßchen bei Engen, auf die Feste Blumenegg beim Lindentwirtschhaus von Achdorf und in die Ruinen der Stammburg derer von Urslingen bei Oberndorf gelangte er so. Von ganz besonderer Bedeutung wurde ihm die alte Benediktinerabtei Rheinau, auf der unterhalb des Rheinflusses gelegenen Insel. In den Zeiten, die er jetzt erforschte, war hier — wie einst in St. Gallen — eine hochgeschätzte Klosterschule gewesen und die Bücherei der ihn gastlich aufnehmenden Patres enthielt wertvolle Handschriften aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Von seiner guten Laune bei solchen Wanderfahrten zeugt die Epistel an den „Engeren“ über die Strafe, die er in Rheinau

erleiden mußte, nachdem die Patres „den Ekkehard gelesen“ (s. Bd. 4). Für allzu ernsthafte Leser, welchen Wesen und Walten solch schalkhaften Humors zur Ergözung gleichgesinnter Freunde etwas Angeläufiges ist, sei bemerkt, daß die dort erzählte Entziehung des famosen Rheinauer Schlaftrunks nur ein lustig Spiel fröhlicher Phantasie war, wie aus einem späteren Brief Scheffels an Arnswald hervorgeht (s. mein Buch „Scheffels Leben und Dichten“).

Das Kloster Rheinau bevölkerte sich ihm im Geiste mit Schülern, den Söhnen schwäbischer Ritter und Vögte auf den Schlössern der Gegend. Ein Mädchenname, Ruchtrut von Almisshofen, den eine Sage in Verbindung mit einer der Donauquellen nennt, weckte in ihm die Gestalt einer stolzen Schönen, die zwei dieser Klosterschüler zur Flucht aus dem Kloster und zur Lust am ritterlichen Wesen entflammt, ohne doch einem der beiden Gegenliebe zu schenken, während sie einem gezierten Vertreter der höfischen Ette den Vorzug gibt. Das Rauschen des Rheinflusses bei Schaffhausen und der Anblick der hier wild an den Felsen berstenden, hochaufschäumend sich überstürzenden Fluten des Rheins fügte zu diesen Vorstellungen des Melancholischen das kühne Bild eines Zweikampfs auf Leben und Tod zwischen den eifersüchtigen Junkern, einer Wettfahrt die Fluten des Rheinflusses hinab. Und wie seinem Ekkehard ließ er auch dem sangesfrohen Klosterschüler Gottfried von Hewen, dem er wegen seiner Vorliebe für den Wachholder des Hewenbergs den Namen Juniperus gab, Züge des eigenen Wesens, so den unruhigen Wandertrieb bei innigster Liebe zur Heimat. Auch daß er den Gottfried ein Lied zum Preise des Wutachtals, der Linde zu Achdorf und der Tochter des Wirts, des Gvetkleins, dichten ließ, lateinisch nach Klosterschülerart, war ein solcher Zug.

Er hatte sich ausgedacht, den Anfang des Wartburgromans ins Feldlager der Kreuzfahrer vor Akkon zu verlegen, die Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen, der Vorgänger und Bruder Hermanns, nach Syrien geführt hat, denn durch die Kreuzzüge hatte erst die deutsche Kultur jene höheren Impulse erhalten, die zur ersten Blüte unserer Nationalliteratur im 12. Jahrhundert geführt haben. Das Studium von Wilkens „Geschichte der Kreuzzüge“ genügte ihm aber nicht; seine Phantasie verlangte nach genauer Anschauung der damaligen Trachten u. s. w. So benutzte er seinen Sommerurlaub zu einer Fahrt nach Paris, wo einst Landgraf Hermann am Hofe Ludwigs VII. seine Jugend verbracht und sich für die Pflege der ritterlichen Dichtkunst begeistert hatte. Dort befand sich auch die kostbare Manesse'sche Liederhandschrift, deren farbige Kostümbilder damals nur teilweise zur Veröffentlichung gelangt waren. Einer der Verwandten seiner Familie, der Gatte von Frida Stolz, Herr Cadou, war als Beamter der Pariser Polizeipräfektur in der Lage, dem

emfigen deutschen Forscher nützlich zu sein. Ein Besuch der alten Städte in den Niederlanden folgte; in Brügge widmete er den Gemälden Hans Memlings eingehendes Studium. Nach der Rückkehr suchte er Ruhe und Erholung in Rippoldsau. Wie ihn dort wieder die Melancholie beherrschte, bezeugt das schwermutschöne Widmungsgebidt zu der inzwischen nötig gewordenen 2. Auflage des „Trompeter von Säckingen.“ Erfrischt und erholt kehrte er nach Donaueschingen zurück, bereit mit der Niederschrift der großen Wartburg-Dichtung anzufangen. Statt eines eigentlichen Romans wollte er eine chronikartige Sammlung von Geschichten schaffen, die scheinbar ein Reinhardtsbrunner Mönch niederschrieb, der Zeuge des Sängerkriegs auf der Wartburg gewesen war. In seinen Briefen an Arnswald nannte er den Cyklus die „Geschichten der Viola“, womit auf die Schöne hingewiesen wurde, an die der Osterdinger in Thüringen sein Herz verlieren sollte.

Dem neuen Plan entsprach die Einkleidung der kleinen Erzählung, die den Titel „Geschichte des Schwaben Juniperus“ (f. Bd. 3) erhielt, als Scheffel sie im Herbst 1859 dem Großherzog von Weimar auf der Wartburg vorlas. Diese erste der Geschichten konnte Scheffel erst ausarbeiten, als er Donaueschingen verlassen und dort das Werk „Die Handschriften altdeutscher Dichtungen der Fürstlich Fürstbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen. Geordnet und beschrieben von J. Vict. Scheffel“ vollendet hatte. Es geschah im Mai 1859 in seiner grünen Stube im Elternhaus, wo er sich aber durch den Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich-Sardinien und Osterreich auf das peinlichste überrascht sah. Beabsichtigte er doch, wegen nötiger Studien für sein Werk nach Beendigung der Juniperusgeschichte eine Reise über Passau die Donau hinauf nach Wien, Preßburg, zu unternehmen.

Ein herrliches Motiv hatte er, zurückgreifend auf die Episode von der Entstehung des Nibelungenlieds durch den Schreiber Konrad von Alzei am Hof des Bischofs Pilgrim von Passau im „Ekkehard“ (Kap. 25), für seinen Haupthelden, Heinrich von Osterdingen, ersonnen. Der „tanzreigekundige“ Osterdinger, der Verfasser des Sangs vom Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten in Tirol, erschien ihm im Sängerkrieg als Vertreter der volkstümlich deutschen Poesie mit heimatlischer Stoffwelt gegenüber der höfischen, nach französischen Mustern schaffenden Poesie, die vor allen Wolfram von Eschenbach, der Autor des Parzival, vertrat. Scheffel hatte nun geplant, der aus Osterreich, dem „freudigen Osterland“, stammende Osterdinger sollte in einem ersten Sängerkampf vor Landgraf Hermann von Meifter Wolfram ausgestochen werden; dann aber sollte er, von seinem Genius geleitet, zum Sänger des deutschen Nibelungenlieds werden, auf Grund des älteren lateinischen vom „Schreiber Konrad“,

das er zufällig in Passau entdeckt. Als süddeutscher Dichter den einst nordischen, dann an Rhein und Donau lokalisierten Stoff neugestaltend, sollte also in Scheffels Wartburgdichtung der Osterdinger die schöne Mission einer künstlerischen Versöhnung des alten Gegensatzes von Nord und Süd im Deutschland erfüllen.

Um diese wahrhaft geniale zeitgemäße Idee auszuführen, glaubte Scheffel aber erst ganz heimisch in des Osterdingers Heimat werden zu müssen. Trotz des ausgebrochenen Kriegs, der sich freilich, was allgemein bezweifelt worden war, auf Oberitalien beschränkte, trat er Anfang Juni die geplante Reise an. Zuerst gieng in die Schwäbische Alb, wo er die Staufengräber des Klosters Lorch besuchte und den Hohenstaufen bestieg. Am Tage der Schlacht bei Magenta, in der sein Freund Karl Klose als österreichischer Hauptmann mitkämpfte, war er in Passau. Er besuchte die Orte an der Donau, die das Nibelungenlied nennt, das alte Stift Melk, Bechlarern (Pöchlarn) u. s. w., auch Wien, gab aber, unfähig, in dieser Kriegszeit seinen Reiseplan auszuführen, die weitere Fahrt noch im gleichen Monat auf. „Ein Land, das leidet, soll man nicht als Tourist durchstreifen,“ schrieb er an Arnswald.

Um so ergiebiger war dann eine lange Wanderfahrt, die ihn von Nürnberg, wo das seit 1852 bestehende, von Hans v. Nussel gegründete Germanische Museum besucht ward, nach Bamberg und Würzburg, den alten geistlichen Hochschulen und Bischofsitzen des Frankenlands, in die Heimat Wolframs von Eschenbach und weiter in den Thüringer Wald nach Reinhardsbrunn, Friedrichroda, auf den Inselsberg brachte.

Die poetischen Ergebnisse waren aber nicht epischer, sondern lyrischer Art. Überall, wo eine interessante Ortlichkeit in Zusammenhang mit seiner poetischen Vorstellungswelt trat, regte sich in ihm der Drang, diese Beziehung in kurzer Romanzenform zu gestalten. Wie er schon in den „Juniperus“ das Gedicht „Laetitia silvestris“ als von Gottfried von Heven verfaßt, eingeflochten, wie er einst für den „Trompeter von Säckingen“ die Lieder Jung Werners und des Stillen Mannes gedichtet hatte, so legte er es jetzt darauf an, die einzelnen noch ungeschriebenen Geschichten der Chronik vom Sängerkrieg im voraus mit Gedichten auszustatten. Was seine eigene Seele empfand beim Nadelduftanhauch des Thüringer Waldes, beim Beschreiten des Rennstiegs, beim Verweilen am Grabmal des Landgrafen Ludwig, es quoll auf zum Lied, und verschmolz sich bei der Gestaltung mit der Ausdrucksweise und Empfindungsart der Personen, denen er ähnliche Situationen nachempfand. So ist ein Teil der Liederzyklen „Wolfram von Eschenbach“, „Reinmar der Alte“, „Biterolf“, „Der Vogt von Tenneberg“ in „Frau Aventiure“ (s. Bd. 6) entstanden. Sein eigenes Leben glich jetzt dem eines von

Fürstenhof zu Fürstenhof ziehenden Sängers der Vorzeit. Was er den die Stiraburg verlassenden, die Wartburg aufsuchenden Diterdingen als Abschiedsgruß in den Mund legte, war seit er den Fürstenbergischen Hof in Donaueschingen verlassen, sein eigen Empfinden. Eine lange, seiner Gesundheit gar heilsame Station machte er im „Land der Franken“ beim Gastwirt Schooner auf Schloß Banz, der einstigen Benediktinerabtei des Mainlands.

Den fahrenden Schülern, jenem lebensfrischen Element, das im Zeitalter der Hohenstaufen eine vermittelnde Rolle zwischen der lateinischen Klosterwissenschaft und der nach Frankreich schiefenden höfischen Kunstpflege gebildet hatte, war in der Wartburgdichtung eine bedeutungsvolle Rolle zugebracht. Die alten Freunde seiner Jugenträume sollten ihr lustiges Trivieren, ihre weltfrohen Spottlieder auch in das Hoflager des Landgrafen Hermann hineinklingen lassen. Der Zyklus „Exodus cantorum. Bambergischer Domchorknaben Sängerschaft“, dessen erste Nummer „Nun treibt der Frühling Blatt um Blatt und füllt die Welt mit Sonnen“ ein beliebtes Studentenlied wurde, entsproßte dieser Absicht. (S. Bd. 6, Frau Aventiure.) In Donaueschingen war ihm der von Schmeller herausgegebene Band alter lateinisch-deutscher Schülerlieder, der *Carmina burana*, zur Lieblingslektüre geworden. Aus der Seele eines fahrenden Scholaren des Mittelalters jubelte er in fröhlichster Wanderlust und im Gedenken an die Tage, da er als Student mit Braun und Stetten durchs Frankenland nach Thüringen gezogen, beim Besuch des Staffelbergs am Main sein unsterbliches „Wanderlied“ in die Lüfte, das seitdem Millionen von Wanderern lustbeschwingt ihm nachgesungen haben: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, Wer lange sitzt, muß rosten!“ (S. Bd. 6, *Gaudeamus*.) Auf Schloß Banz, das einem Mitglied des bairischen Königshauses gehörte, empfing er auch die Anregung zu dem „Waldbpsalm“ und dem humorvollen Genesungsgeicht vom Kampf mit den Rücken des Mönchs Nikodemus, sowie durch die Riesenjaurier, die im dortigen Bias beim Bau einer Straße einst ausgegraben wurden, das Motiv zu dem „Bericht vom Meerdrachen“ eben dieses Mönches. (S. Frau Aventiure.) Da konnte sich seine Phantasie zum Besten des „Engeren“ wieder einmal in der „Saurierei“ erlustieren. Anfang September zog er dann endlich auf der Wartburg ein, wo er bis in den November Gast des ihm sehr huldvollen Burgherrn blieb. In das Gastalbum trug er hier, wo er auch von seiten der Großherzogin Sophie freundliche Aufmunterung erfuhr, bald nach der Ankunft das stimmungsschöne Gedicht „Wartburg-Dämmerung“ und vor dem Aufbruch das in „Frau Aventiure“ „Wartburg-Abschied“ benannte Gedicht ein. Das stimmungsvolle lyrische Kulturbild „Wolfram von Eschenbach dem Landgrafen Hermann den Parzival überreichend“ versetzt uns auch auf die Wartburg.

In dieser freien Weise auf der Grundlage seiner Studien für das große erzählende Werk vom Wartburgkrieg sind im nächsten Jahre auch die „Bergpsalmen“ seiner Dichterseele entquollen. Dies aber geschah leider, wie der vorwiegend düstere Charakter dieser lyrisch-epischen Dichtung erhabenen Stiles verrät, in einem Zustand tiefster Gemüthsdepression.

Jetzt waren es wieder peinigende Herzenswirren, die seiner Melancholie neue Nahrung boten. Seit dem Wiedersehen mit Emma Mackenrodt, zu dem diese ihn um Ostern 1858 nach Freiburg eingeladen hatte, wo sie ohne ihren Mann bei ihrem Vater weilte, war ihm bekannt, daß sie sich in ihrer Ehe unglücklich fühle, daß sie bereue, nicht die Seine geworden zu sein. Schon die Einladung hatte sein Herz in einen Wirbelsturm der Leidenschaft versetzt, wie das glutvolle Gedicht „Wiedersehen“ (s. „Nachgelassene Dichtungen“) bezeugt. Beim Wiedersehen selbst kam es zu einer Aussprache. Aber gleich darauf überkam ihn auch das Bewußtsein von dem, was er nach seinen Grundsätzen und denen des Elternhauses dem Seelenfrieden Emmas schuldig war. Er versuchte sie zu meiden. Die ihn in Donaueschingen beherrschende Melancholie sah in dem neuen Verhältnis zu dem ihn dämonisch anziehenden Weibe nur das Demütigende. „Juniperus“ war unter dem Druck dieser Stimmung entstanden. Während der Wanderlust des folgenden Sommers hatte er es über sich vermocht, von der Höhe des Inselsbergs einen harmlos klingenden Gruß in heiteren Strophen nach Emmendingen zu senden. Jetzt, im Fasching 1860, erhielt er nach Zell, wo die Cousine bei Freunden ihrer Eltern zu Besuch war, von seiten der letztern eine Einladung, Emmas 25. Geburtstag dort mitfeiern zu helfen. Er schrieb darauf aus Baden-Baden, wo er gerade weilte, an diese in desperatester Stimmung, daß es ihm doch zu den „seltsamsten Prachtgedanken“ gehöre, „ist auf der Viberacher Straße als gratulationssehnsüchtiger Jüngling“ mitten im Winter einherzuschreiten. „Ich erinnere mich, daß wir einst einen Bergspaziergang zusammen machten, nach welchem mit Grund zu sagen war: No, aber bei dem Regen! — Wenn ich jetzt gen Zell aufbräche, würde jene Erinnerung durch ein: No, aber bei dem Schnee! gelöscht, und das wäre doch schade!“

Der von dem Gemüthsleiden längst in seiner Willenskraft Geschwächte ging aber doch nach Zell und nahm in sehr erregter Stimmung an dem im Hause des Fabrikanten Venz vorbereiteten Faschingsfest in einem für ihn bereit gehaltenen Kofokostüm teil. Dieses neue Wiedersehen gab ihm das bittersten Hohn atmende Gedicht „Irregang“ ein, das einen fahrenden Spielmann schildert, der die Braut eines andern liebt und nach dem letzten Kuß von ihr nach dem Aufspielen bei ihrer Hochzeit im Schneesturm untergeht (s. Frau Aventure).

Doch war es nicht diese Verstimmung, was den Dichter im

folgenden März zu einer fluchtähnlichen Reise nach dem stillen Eiland Frauenwörth im Chiemsee, und nach längerer Erholung dort hinauf in die Salzburger Alpen trieb. Vielmehr war es außer bestimmten Forschungszwecken in bezug auf die Entstehung des Nibelungenlieds der gescheiterte Versuch, sich durch die Verlobung mit einem jungen schönen Mädchen, das er schon länger kannte, der Schwester jener Rosalie Artaria in Heidelberg, die sich mit Julius Braun verlobt hatte, Julie Artaria, von dem Fluch der „Unsegensminne“ für Emma zu befreien. Er wußte sich in der Familie gern gesehen; aber es wiederholte sich zu seinem Unglück jetzt der Fall, daß das Herz der von ihm Erlorenen nicht mehr frei war. Durch die lange Winterarbeit hinter den Folianten, die ihm über die politischen Zustände in Bayern, Osterreich und am Rhein, die Beziehungen zwischen Passau, Wehlaren einer-, Worms, Speyer und Alzei andererseits in den Zeiten des Meisters Konradus Bescheid geben sollten, war sein Kopf-leiden wieder ungemein gesteigert, als dieser neue Schlag seinen Stolz traf. Zwei Monate, bis Mitte Mai, blieb er auf dem lieblichen Klostereiland und in der Umgebung des Chiemsees, seine Tage mit Studien zur Geschichte der Chiemgau Grafen, deren Geschlechte der Bischof Pilgrim von Passau angehört hatte, mit einsamen Fahrten im „Einbaum“, mit Zeichnen nach der Natur, mit Fischen und Angeln, mit Wanderungen ins Kaisertal und andere lockende Gebirgstäler verbringend. Hier entstand das wunderbar elegische Gedicht „Schweig-sam treibt mein morscher Einbaum“ mit dem Seelengruß an die Schwester, das er in das Künstler-Album des Frauenwörth-Wirtshauses, angeregt von einer Zeichnung des Wiener Malers Christian Ruben, schrieb. In „Frau Aventiure“ ist es unter der Aufschrift „Am Traunsee“ dem Osterdinger zugewiesen. Die „Seebilder“ spiegeln treulichst den idyllischen Aufenthalt. Er pries die Heilkraft, die das Ruhen in schöner Naturumgebung ausübt, und mahnte sich zur Geduld: „Still liegen und einsam sich sonnen Ist auch eine tapfere Kunst.“ Sein Pfalterbuch fahrender Schüler („Frau Aventiure“) wurde auch sonst noch bereichert. Er hatte festgestellt, welche Bedeutung einst die Benediktiner-abtei auf der Herreninsel im Chiemsee, deren alter Bau jetzt einer Brauerei diente, dank ihrer Lage zwischen Salzburg, der glänzenden Erzbischofsstadt, und den Bischofsstädten im heutigen Bayern mit ihren Domschulen zufiel. Im Salzburgischen hatten die Fahrenden Schüler unter Erzbischof Eberhard II. (1200—1249) gute Zeiten gehabt; Scheffel malte sich aus, wie diese liederfrohe Jugend aus Italien, von dortigen Hochschulen über die Alpen kommend, in Herren-Chiemsee Station machte. Nun kam auch die düstere Seite ihrer Lebensart zum Ausdruck, das Flüchtige, Unstete ihres Daseins. Der Verkehr mit einigen, ihm besonders gewogenen Münchner „Krokodilen“, zu denen jetzt auch Wilhelm Herz, der genaue Kenner unserer mittelhoch-

deutschen Poesie gehörte, wirkte gleichfalls anregend (s. Nachgelassene Dichtungen). Einen Teil der auf der Insel entstandenen Lyrik lieferte er, einer Bitte Heibels entsprechend, diesem für das von ihm und Schyde geplante „Münchener Dichterbuch“, das im Frühjahr 1862 im Verlag von A. Kröner in Stuttgart erschien. Für die Feier von Heibels hundertjährigem Geburtstag in Schopfheim, zu der er geladen war, dichtete er auf Frauendörth den einzig schönen „Festgruß“, wobei er sich als Meister im alemannischen Dialekt bewährte (s. Bd. 6, Gaudeamus).

Auf der nun folgenden Reise durch Salzburg, das Salzkammergut — Eisenhart war wieder sein Begleiter — gelangte er über Mondsee, wo die ehemalige Benediktinerabtei ihn anzog, nach St. Wolfgang am Obersee und beim Anblick der alten Einsiedlerhöhle in der Falkensteinchlucht, die zu Meister Konrads Zeit der Bischof Wolfgang von Regensburg fünf Jahre lang bewohnte, entstand ihm die Idee zu den „Bergpsalmen“ (s. Bd. 5). Bischof Wolfgang hatte sich zur Zeit des Bischofs Pilgrim von Passau um die Verbreitung des Christentums in Ungarn verdient gemacht. Er gehörte dem Geschlecht der Grafen von Nellenburg an, das im frühen Mittelalter den Hegau beherrschte, war also ein Alemanne vom Bodensee!

Die Vorstellung, daß ein mit allen Vorteilen mächtiger Stellung und höchster Bildung ausgestatteter Mann einst inmitten der großartigen Gebirgseinsamkeit hier eine kleine Einsiedelei bezog, ganz wie es Scheffel im „Ekkehard“ den weltflüchtigen Lehrer der Herzogin Hadwig hatte tun lassen, packte ihn mächtig. Er versenkte sich in das Seelenleben des „frommen deutschen Mannes“, der aus „Kaiserfehde und Fürstenstreit“ wirklich im zehnten Jahrhundert „zur Alpeneinsamkeit“ geflohen war. Die ersten Gesänge, die am unmittelbarsten das Gepräge epischer Poesie haben, sind in St. Wolfgang und auf dem Schafberg entstanden. „Landsjahriges Herz, in Stürmen geprüft, Im Weltkampf erhärtet, und oftmals doch Zerknittert von schämigem Kleinmut“ — das war sein eigener Seelenzustand. Der Bezug zur Welt des Nibelungenlieds trat im vierten Gesang, „Nebel“, direkt hervor, wo der Falkenschluchtklauzner, der frühere Fürstenberater, in einer daherjagenden Nebelwolke ein Weib auf weißem Roß zu erkennen glaubt, daß er einst im fernen Ungarlande, im heidnischen Königshause, gefannt hat.

Nach einer diesmal fruchtbareren Studienreise über Ischl, Gmunden, Steyer, Kremsmünster auf der Nibelungen- und Osterdingerfährte im Traungau und an der Donau, wo die alten Abteien besucht wurden — in der Wachau auch der „Aggstein“ (s. „Gaudeamus“) — und die Gedichte „Des Meisters Konrads Spur“ unter „Heinrich von Osterdingen“ in „Frau Aventiure“ entstanden,

ging der Dichter daheim an die Sichtung und Ordnung des neu-gewonnenen historischen Stoffes. Er war entzückt von der großartigen Kulturmission, welche Oesterreich als Bollwerk deutscher Kultur im Osten Europas in jener Verbeizeit erfüllt hat; ein ganzer Roman „von des Nibelungenlieds Anfängen“ stand ihm vor der Seele, den er der Chronik vom Wartburgkrieg voraussenden wollte; nach einem Besuch von Worms gestalteten sich die Anfangskapitel! Aber neue Aufregungen lenkten ihn ab von der Arbeit. Ein letztes Wiedersehen mit Emma Mackenrodt vor ihrer Abreise nach St. Petersburg, wo ihr Gatte auf Jahre hinaus eine vorteilhafte Stellung angenommen hatte, bewirkte, daß er sich wieder den „Bergpsalmen“ zuwandte. Mackenrodts verabschiedeten sich in Karlsruhe.

Es trieb ihn noch im Spätherbst ins Hochgebirg, diesmal nach der Schweiz. Auf dem bereits tief verschneiten Faulhorn und auf der Aussichtswarte von Seelisberg kam es zum Abschluß der „Bergpsalmen“, die großartigen Hochlandsstimmungsbilder „Nebel“ und „Gletscherfahrt“ verdanken wir dieser Reise. Voll Todessehnsucht hatte Scheffel im Gedanken an Emma auch unterwegs das in „Frau Aventiure“ dem „Einen aus Schwaben“ zugeschriebene Abschiedslied „Von Liebe und Leben scheidend“ gesungen. Da riß ihn eine neue Einladung ans Hoflager auf der Wartburg aus diesen poetischen Abschweifungen. Er sollte dort, wie ihm Arnswald schrieb, die bisher entstandenen weiteren Abschnitte des Sängerkrieg-Romans vorlesen! Und dabei steckte er mit seiner Arbeit noch immer im 10. Jahrhundert! Er meldete sich außer Stand, zu kommen. Ein Mißverständnis drängte ihm, als er wieder daheim war, die Vorstellung auf, der Großherzog Karl Alexander habe ihn aufgegeben. Da kam die Melancholie des Dichters zu einem kritischen Ausbruch. In der Kuranstalt Brestenberg am Hallwiler See im Kanton Aargau fand er seitens des Arztes Dr. Adolf Erismann vorzügliche Pflege (vgl. meine ältere Biographie und Frey, „Briefe J. W. v. Scheffels an Schweizer Freunde“). Der von der Krankheit benachrichtigte Großherzog entband den Dichter in freundlichster Form von der Aufgabe, die diesem so gegen alles Vermuten zum Verhängniß geworden war. Schnell besserte sich des Leidenden Zustand. Am 1. Januar 1861 dankte er dem Großherzog. „Ganz aufgeben,“ schrieb er in dem Briefe, „kann ich aber die Gestalten meiner Träume und die Arbeit meines Herzens erst dann, wenn die arme Seele für immer und jeder Arbeit unfähig geworden, und dies wird, so Gott will, noch nicht mein Fall sein, wenn zur Zeit auch ein wenig Bleistiftzeichnen und Herumsteigen im Schilf und an den flutumspülten Mauern des alten Hallwiler Schlosses schier meine einzige vernünftige Beschäftigung sein darf.“

Scheffel wollte bis in den März dieses Jahres in Brestenberg.

Wirklich genesen war er noch nicht, als er ins Vaterhaus zurückkehrte. Ein Dichter war er geblieben: ein Lyriker. Sein Zustand gestattete ihm auf lange hinaus nicht mehr das anhaltende Arbeiten und Beharren des Geists in einer bestimmten Welt fremder Zustände, wie es das Schaffen eines Romans erfordert. Schon am Hallwiler See, wo er auch den ganzen nächsten Sommer über wohnte — in dem Landhaus des ihm befreundeten Margauer Oberrichters und Dichters Döffel — war ihm manches Lied gelungen (s. „Nachgelassene Dichtungen“). Nach Ausflügen von Karlsruhe auf die Burgen der Rheinpfalz entstanden jetzt die Gedichte „König Richard von England“ und „Trifels“ (s. Bd. 6 „Frau Aventiure“ und „Gaudeamus“). Der wehmütige Schluß des letzteren, die Stauferzeit in klassisch schönen Bildern feiernden Gedichts ist bezeichnend für seine damalige resignierte Stimmung.

Auch im folgenden Jahr bekämpfte er sein Leiden hauptsächlich durch Wanderkuren. Im Frühjahr ging er von Tübingen — wo er beim greisen Uhlend vor sprach, ohne den schon schwer Kranken sprechen zu können — über die Schwäbische Alb, wo er auf dem Lichtenstein Wilhelm Hauffs Denkmal besuchte, und durch den Schwarzwald zum Hallwiler See, wo er wieder Station machte. Im Herbst marschierte er den Rhein hinauf ins Engadin. Er verweilte in Vulpera und Pontresina und hier reiste in ihm der Plan, die aus der Stoffwelt seines Nibelungen- und Wartburgromans ihm bisher erwachsenen Lieder, um weitere ergänzt, abrundend zu einem Ganzen zu vereinen. Am 17. September dieses Jahres dichtete er auf einem Steinblock am Fuße des Roseggjochs, wo er zehn Jahre zuvor mit Häuffer dem Piz Bernina und seinen Nachbarn ein burschikoses Schmollis zugetrunken hatte, das feierliche Bekenntnisgedicht seines Osterdingers „Auf wilden Bergen“, das in „Frau Aventiure“ das Schlußstück bildet. Der Muse des Abenteuers, der die alten Minnesänger gedient und die auch die seine geworden, brachte er jetzt den Becher als Weihetrunk dar. Nach ihr, der „spröden Unholdin“, die sein Sehnen so oft „irrfahrtwärts“ getrieben und der er doch als „treuester ihrer Ritter“ gedient, benannte er das Buch, das, wie er nun dem Burgherrn der Wartburg schrieb, den Eindruck machen sollte, „als hätte ein zur Zeit des Sängerkreits lebender Mann, der mit ritterlichen Sängern und Singerknaben, Mönchen und fahrenden Leuten bunten Verkehr hatte, eine Sammlung von Liedern der Zeitgenossen zusammengestellt.“

Anfang Juni 1863 erschien die Sammlung unter dem Titel „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Osterdingens Zeit“, dem Großherzog Karl Alexander, Burgherrn der Wartburg, gewidmet, in seiner ganzen Anlage als kulturhistorisch schildernde Poesie der Nation dargeboten. Welche Rückschlüsse die

Gedichte auf den von Schëffel nur im Geiste gestalteten Roman vom Sängerkrieg auf der Wartburg gestatten, das findet der Leser in der Volksausgabe meiner größeren Biographie auf Seite 331—333 zusammengestellt. Welche Fülle eigenen Erlebens dieser „historischen“ Poesie zugrunde liegt, lassen schon die hier gebotenen Andeutungen erkennen. Wüßten wir Näheres von seinen Aufenthalten im Elsaß und in Paris, in Nord- und Südfrankreich, so würde sich wohl auch ein persönliches Motiv für den Nieder-Zyklus „Des Meisters Geheimnis“ (Walter von der Vogelweide) nachweisen lassen.

Das Erscheinen der „Frau Aventiure“ war nicht nur äußerlich ein Markstein auf dem dornenvollen und doch auch wieder oft von duftigstem Rosenflor umwachsenen Lebenspfad unseres Dichters. Das neue Buch fand eine viel allgemeinere und günstigere Beachtung in der Presse als er erwartet hatte. So konnte er sich nunmehr auch rückhaltlos der großen Popularität freuen, zu der ohne sein Zutun und gegen seinen Willen neuerdings die humoristischen Zechlieder gelangt waren, die er in sorgloserer Zeit für die Heidelberger „Frankonen“ und dann für den „Engeren“ gedichtet hatte. Bereits 1856 waren die älteren derselben durch den für sie begeisterten Schwanitz dem Herausgeber des Magdeburger (späteren Leipziger) Kommerzbuohs mitgeteilt und von diesem in das letztere aufgenommen worden. Auch handschriftlich und mündlich hatten sie sich allenthalben auf den deutschen Hochschulen verbreitet. Etwa um dieselbe Zeit, da Schëffel in Rippoldsau 1858 das von Wehmut diktirte Geleitwort zur zweiten Auflage seines „Trompeter“ schrieb, hatte in Karlsruhe die Jahresversammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte dem an ihr teilnehmenden Pfarrer Schmeizer Gelegenheit geboten, die geologischen Kneiplieder seines lieben „Meister Josephus“ vor dem sachverständigsten Publikum aus ganz Deutschland zum Vortrag zu bringen. Die Aufnahme war ein Triumph von Schëffels Humor; die ernstesten Geologen mußten in jenen Spätabenditzungen ihrer Sektion sich vor Lachen schütteln, als sie die „Saurierei“ „zu tief in die Kreide“ geraten sahen und den Basalt als „geologischen Romeo“ zu begreifen gelehrt wurden. In Heidelberg beschloß dann der „Engere“ infolge der Nachfrage, die ihm im Laufe der Jahre von Schëffel gestifteten Nieder als „Ausgabe für Freunde“ drucken zu lassen. Der Dichter gab nur zögernd seine Einwilligung. Und er war noch in Brestenberg, als das Preisanschreiben des Verlegers des „Allgemeinen Deutschen Kommerzbuohs“, M. Schauenburg in Jähr, für die besten Kompositionen dieser Nieder im März 1860 zu dem „Preiszingen“ in Mannheim führte, bei welchem Häuffer einer der Preisrichter war. Ein Quartett, aus den Sängern Ditt, Stepan, Schlöffer und Rocke unter Vincenz Lachners Leitung bestehend, brachte die preisgekrönten der

neuen Melodien in Mannheim, Heidelberg und Karlsruhe zum Vortrag.

Als das Buch „Frau Aventiure“ erschien, kamen der Aufnahme, die dies Werk ernster Poesie fand, jene Erfolge zugute. Noch ein anderer Umstand begünstigte die Aufnahme. Der Wiederherstellung der Wartburg gab in diesem Sommer, den Scheffel wieder auf dem Land, diesmal zu Pienzenau in Oberbayern verbrachte, das Wartburgfest der deutschen Kunstgenossenschaft die Weihe, und der schwungvolle Festgruß, den Scheffel auf Ersuchen des Großherzogs von Weimar für das am 21. August stattfindende Fest dichtete, ließ ihn als den erklärten Dichter der Wartburg erscheinen. (S. Nachgelassene Dichtungen.)

Scheffel hatte in Pienzenau dem Münchener Kunstschriftsteller Ernst Förster sein Landhaus abgemietet und blieb bis in den Dezember in diesem erquicklichen Bergastl. Von Ludwig Steub wurde er hier oft abgeholt zu größeren Wanderfahrten an die oberbayerischen Seen und in die sich um diese ausbreitende Bergwelt. Noch hoffte er, den Roman vom Meister Konradus zustande zu bringen. Zu heiteren Symposien kamen die Maler Aug. Bischer, Casar Mez, Wilhelm Klose, der Komponist Robert v. Hornstein, die Dichter Wilh. Herz und Heinrich Leuthold aus München zu ihm herüber. Durch diesen Verkehr wurde sein guter Humor wieder wach: das Lied vom „Tazzelwurm“ ist damals für die Einweihung eines kleinen Gasthauses bei den Audorfer Almen entstanden, für das Aug. Bischer ein humoristisches Drachenbild in Anspielung auf die in der Gegend heimische Drachensage gemalt hatte. Auch mit Felix Dahn, der ihm als begeisterter Verehrer inzwischen näher getreten war, und mit Julius Braun und seiner Gattin feierte er hier ein Wiedersehen. Ebenso wurde er durch einen Besuch Ludwig Häußers, einen „Einfall“ mit Weinproben, in der ländlichen Stille erfreut, worüber er in vorzüglichem Mönchslatein dem „Engeren“ eine ausführliche Epistel sandte (s. „Scheffels Leben und Dichten“, S. 606).

Als er diesmal heimkehrte, durfte er sich für völlig hergestellt halten. Die Menschenseu war von ihm gewichen. Mit Genugtuung erlebte er, daß auch die Vaterstadt in ihm den Dichter zu schätzen wußte, dessen frischer Ruhm in ganz Deutschland wiederhallte. Die Karlsruher Künstlerkolonie, die seit der Berufung von Schirmer (1854), Karl Friedr. Lessing (1858), Adolf Schrödter (1859) und eben erst wieder von Feodor Diez unter dem Protektorate des mit Luise von Preußen verheirateten Großherzogs Friedrich einen wachsenden Aufschwung genommen hatte, veranstaltete zum 20. Februar 1864 ein Fest, in welchem lebende Bilder nach Gedichten aus „Frau Aventiure“ gestellt wurden, während Feodor Diez in einem großen Vortrag dieses Werk würdigte und pries. Ähnliches geschah auch in München, Nürnberg, Zürich und andern Kunststädten.

Die Mutter schrieb in höchster Freude nach dem Karlsruher Feste an Arnswald, daß dieser Abend einen Wendepunkt in Josephs ganzer Anschauung von seiner Vaterstadt hervorgebracht habe. Und ein paar Wochen später verlobte er sich in gehobener Stimmung mit einer jungen Freundin seiner Mutter, dem Freifräulein Karoline von Malsen, der einzigen Tochter des damaligen bairischen Gesandten in Karlsruhe, eines Wittwers. Gemeinschaftliche Beziehungen zur Münchner Kunst- und Künstlerwelt hatten die Annäherung bewirkt. Am 22. August erfolgte die Hochzeit im Hause der Braut. Die gleiche Liebe zur schönen Natur und zu ihrem Genuß in frischer Wanderung beselte das Paar. Scheffel hatte für das erste Ehejahr das Döffelersche Landhaus zu Seon am Hallwiler See wieder gemietet. Ehe sie dort ein idyllisches Leben begannen, führte die Hochzeitsreise die Neuvermählten über Säckingen, den Hohentwiel, den Bodensee, in die Schweiz und weiter nach den italienischen Seen. Die Mutter war selig über die guten Nachrichten, die sie im Laufe des nächsten Jahres aus Seon erhielt — es war ihre letzte Freude! Noch vor der Geburt des ersehnten Enkels, am 5. Februar 1865, starb Frau Josephine Scheffel an einem Gehirnschlag, tiefbetrauert von den Ihren, aber auch von dem großen Kreise derer, denen sie als Dichterin und Dichtermutter, als Mitstifterin des Karlsruher „Elisabethenvereins“ und Vorstandsdame des dortigen Frauenvereins lieb und wert war.

Scheffel hatte in Seon begonnen, in seinen beträchtlichen Vorrat noch ungedruckter Poesien Ordnung zu bringen. Ein junger Künstler, Anton v. Werner aus Frankfurt a. d. Oder, ein Schüler Schröders und an Scheffel von Frau v. Wartenberg in Berlin (s. S. 36) empfohlen, hatte sich ihm, ganz erfüllt von Begeisterung für den deutschen Geist, den liebenswürdigen Humor und das malerische Element in Scheffels Dichtung, innig angeschlossen, und Scheffel hatte ihm beim Großherzog von Weimar den Auftrag vermittelt, eine Reihe von Kompositionen in Aquarell nach Szenen aus „Frau Adventiure“ auszuführen. Jetzt verband er sich mit ihm zur Herausgabe des „Juniperus“ mit historischen Anmerkungen und historisch empfundenen Illustrationen, und als der schmucke Band unter dem Titel „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers“ gerade nach Ausbruch des Kriegs zwischen Preußen und den mit Osterreich verbündeten kleineren deutschen Staaten im Sommer 1866 fertig wurde, sprach er in der Vorrede den Wunsch aus, daß die gemeinsame Arbeit des Künstlers und Dichters Zeugnis ablegen möge von der guten Kameradschaft eines Mannes vom Oberrhein und eines Mannes von der Oder, „von deutschen Herzen, die nichts wissen und nichts wissen wollen von Haß, Trennung und Bruderzwist.“

Noch vor dem Tod seiner Mutter hatte Scheffel auch den Plan gefaßt, seine „feuchtfröhlichen“ Lieder für den „Engeren“ mit anderen

Gedichten zu vereinen, die in Italien wie in deutschen Wald- und Bergrevieren auf seinen Reisen entstanden waren. „Gaudeamus! Lieder aus dem Engeren und Weiteren“, sollte die Sammlung heißen, und noch in Seon begann er, die beiden Abteilungen durch neue Gedichte zu ergänzen. Die Trauer um die Mutter unterbrach dann die Vorbereitungen. Erst ein halbes Jahr später kam das Unternehmen wieder in Fluß; er hatte für den Deutschen Philologentag, der am 26. September 1865 in Heidelberg zusammenkam, seinem Freunde Professor Holzmann als Vertreter des Festausschusses versprochen, zum Festmahl im Bankettsaal des Schlosses ein Lied zu dichten; in diesem ließ er nun das Heidelberger Faß als „geleerte Größe“ die versammelten Germanisten feierlich begrüßen. Er selbst nahm an dem Feste teil. Das waren wieder Jubeltage für die „engeren“ Freunde, vor allem Häuffer und Schmezer — Knapp war schon 1859 gestorben — als Scheffel den Aufenthalt etwas verlängerte, und es wurde diese Auffrischung für ihn zum Ansporn, nun energisch an das Unternehmen zu gehen. Er dichtete noch nach einem Besuche bei Eduard Witter in Neustadt a. d. S. das Lied zum Preise des Pfälzer Weins („Der Fünfundsechziger“) wie er schon früher dem württembergischen Elfinger nach einem seiner wiederholten Besuche des kunstgeschmückten Klosters Maulbronn in der „Maulbronner Fuge“ ein Loblied gewidmet hatte, und dann nach einem Ausflug mit Anton v. Werner nach dem ihm durch das Waltharilied teuer gewordenen Wasgenstein das nach diesem benannte Lied, in dem noch einmal die patriotische Tendenz seiner Jugendpoesie prophetische Worte fand: „... Wann greift ihr wieder nach den Schilden? Wann grünt des Reichs verdorrter Baum?“ Auf Grund solcher auf Wanderfahrten gewonnener Lokaleindrücke waren auch die schon älteren Gedichte vom Aggstein an der Donau bei Kremsmünster, von Schloß Runglstein bei Bozen und dem crofusumblühten Zavelstein bei Teinach im württembergischen Schwarzwald entstanden. Schon war die neue Liederammlung im Druck, da starb — am 16. März 1867 — Ludwig Häuffer. So wurde das schöne Widmungsgebidicht, in welchem Scheffel vor der Welt bekannte, was ihm für die Entwicklung seiner Poesie Alt Heidelberg und der „Engere“ gewesen, für den von ihm innigst betraurten Präsidenten des letzteren zum „Requiem“. Es war auch eine Rechtfertigung seiner eigenen „Feuchtsfröhlichkeit“.

„Nun schau ich aus solidem Schwabenalter
 Auf dieser Lyrik jugendtollem Schwung
 Und reiche lächelnd meinen Liederpsalter
 Den Zechern allen, die im Herzen jung.
 Wer Spaß versteht, wird manchmal kräftigst lachen,
 Und wen manch Lied schier allzudurstig dünkt,
 Der tröste sich: 's war anders nicht zu machen,
 Der Genius Loci Heidelberg's ist feucht!“

Und der freundliche Anruf des Dichters: „Gaudeamus!“ (Laßt uns fröhlich sein!) fand ein tausendfaches Echo im Vaterlande. Der hier in mannigfachster Beleuchtung schillernde und funkelnde Humor war so echt deutsch, der weite Kreis der Zecher, die im Herzen jung, nahm die Gabe so dankbar auf, daß binnen Jahresfrist vier Auflagen des Buchs vergriffen waren und jedes folgende Jahr von ihm neue nötig wurden. Unter denen, die Scheffels Perkeo- und Rodenstein-Humor voll zu würdigen wußten, befand sich Graf Otto v. Bismarck, der Kanzler des Norddeutschen Bundes.

Doch der Sänger der Lieder konnte des starken Erfolges gerade dieses Buches nicht froh werden. Einige Zeit nach dem Tod seiner Mutter hatte Scheffel es für seine Pflicht gehalten, zu dem vereinsamten kränkenden Vater zu ziehen und sich des hilflosen blöden Bruders Karl anzunehmen. Das war für seine Nerven nicht gut, und stimmte nicht zu dem Lebensplan, den er bei seiner Werbung um Karoline v. Malsen hatte verwirklichen wollen. Die Geburt seines Sohnes Viktor am 20. Mai 1867 zu Clarenz am Genfer See schuf ihm noch eine große Freude. Doch bald darnach wurde der Tod des Freiherrn v. Malsen zum Anlaß, daß seine Tochter mit ihrem Kind zu ihrer Großmutter ins Salzburger zog. Es war der Beginn einer dauernden Trennung. Am 16. Januar 1869 starb dann auch der Vater Scheffels im 80. Lebensjahr. Dieser jähe Wechsel von frohen und traurigen Erlebnissen konnte gewiß nicht befruchtend zu neuem Schaffen auf den Dichter wirken. Wohl hörte er nicht auf, zu planen und zu hoffen, und manch echtes lyrisches Gedicht ist ihm selbst in dieser Zeit gelungen, so das schöne Trostgedicht „Maimorgengang“, das noch 1869 in der „Gartenlaube“ erschien und seine Versöhntheit mit Vaterstadt, Gegenwart und Vaterland besiegelte (s. „Nachgelassene Dichtungen“).

Nach dem Tod seines Vaters hatte er so manchen Freundschaftsbeweis von Freunden des Hauses erhalten, denen er sich entfremdet hatte. So mancher seiner Jugendfreunde, wie Kamm, Lepique, v. Preen, Ellstätter, Adrian Dingner, der 1879 aus Reichsgericht nach Leipzig kam, die Brüder Karl und Gustav v. Stoeffer und deren Vetter Ludwig v. Stoeffer, befanden sich in höheren Staats- und Justizämtern. Der Verkehr im Hause des Ministers v. Freyhof, dessen junge Frau Alberta als Tochter der Bühnenkünstlerin Wilhelmine von Cornberg seiner Mutter sehr nahe gestanden hatte, öffnete ihm die Augen über die patriotische Tendenz der preußenfreundlichen Politik des Großherzogs Friedrich, was seine Sympathie für Deutsch-Osterreich freilich nicht schmälern konnte. Der kunstsinige Landesherr und seine Gemahlin hatten schon früher ihre freudige Teilnahme an des Dichters Schaffen bekundet. Rudolph v. Freyhof war 1866 bei Bildung des Ministeriums Mathy Prä-

sident des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten geworden, auf welchem letzterem Posten er auch in Jolly's Ministerium blieb. Als im Sommer 1870 in Karlsruhe die 14. Versammlung deutscher Architekten und Ingenieure stattfinden sollte, schloß Scheffel den von ihm erbetenen „Festgruß der Stadt Karlsruhe“ mit der prophetischen Mahnung aus dem Munde Erwins von Steinbach, des 1840 schon von seiner Mutter zu patriotischem Zwecke heraufbeschworenen Erbauers des Straßburger Münsters: „Architektur: des Deutschen Reichstags Hallen! Ingenieurs: die Brücken über'n Main!“

In dem Jahrzehnt von 1866 bis 1876 wurde Scheffel der Lieblingsdichter der Generation deutscher Jugend, deren beste Kraft 1870 auf den Schlachtfeldern in Frankreich die großen Siege mit erstritt, dank denen am 18. Januar 1871 in Versailles die Gründung des neuen deutschen Reichs vollzogen werden konnte. Seine dreinschlagfröhlichen Lieder vom Jahre 1848 „Als die Römer frech geworden“ und „Am Grenzwall“, die ernste Ballade vom Rodenstein, die den Mann beschwört, der dessen Flammberg schwingen kann, hatten im Felde zu den beliebtesten Kriegsliedern gehört. In jener Zeit stieg die Zahl der Auflagen des „Trompeter“ auf fünfzig. Der Verleger O. Janke in Berlin, der aus der Konkursmasse des Meidingerschen Verlags das Verlagsrecht am „Eckehard“ bis zum Jahre 1870 erworben hatte, vertrieb mit dem größten Erfolg den von ihm veranstalteten Nachdruck; und von 1870 an erlebte der Roman von dem tapferen Kampf der alemannischen Mannen und Mönche gegen die feindlichen Landbedränger im Bonz'schen Verlag Auflage auf Auflage. „Frau Aventiure“ wurde in diesem Jahrzehnt in sieben, „Gaudeamus“ in einundzwanzig Auflagen verkauft. Ganz unabhängig hiervon fanden Scheffels Lieder aus dem „Engeren“ in flotten wirkungsvollen Melodien den Weg in immer weitere Kreise des Volkes; die schönsten Lieder aus dem „Trompeter“ und „Frau Aventiure“, von Abt, A. Jensen, Riedel, Reinthaler, Ignaz Heim, Kalliwoda, Nefler, R. Stocker u. v. a. komponiert, wurden zu Lieblingen der am Klavier singenden Jugend. In demselben Zeitraum eroberten sich die in ihrer Art klassischen Prachtausgaben mit A. v. Werners Bildern den Salon. Dem illustrierten „Juniperus“ folgte 1868 das große „Gaudeamus“ mit seinem reichen köstlichen Holzschnittschmuck. Weihnachten 1869 brachte als Neuheit die „Bergpsalmen“, begleitet von den sechs großen Stimmungsbildern Werners aus der Alpenwelt, und 1872 erschien der „Trompeter von Säckingen“ mit Werners meisterhaften, in Humor und Ernst echt Scheffelisch anmutenden Illustrationen und wurde in dieser Gestalt von Kritik und Publikum mit gleicher Wärme begrüßt.

Da Scheffel die „Bergpsalmen“ gleich als Prachtwerk und ohne jedes erläuternde Wort herausgab (erst später erfolgte die

kleinere Ausgabe), so kam diese Dichtung nur allmählich ins Publikum. Die Vielen, welche jetzt in Scheffel vor allem den Humoristen liebten, fanden sie zu düster und herb und begriffen nicht recht, wie ein Scheffel zu diesem Ton kam. Doch ihrer Würdigung kam die sich im deutschen Volke gerade nach 1870 immer mehr verbreitende Begeisterung für den Besuch der deutschen Alpenwelt entgegen, jene Bewegung, die erst zur Gründung, dann zum Zusammenschluß des deutschen und des österreichischen Alpenvereins führte. Ein besonderes Interesse nahm an diesem Hohenlied auf die Heilkraft der Alpennatur der königliche Einsiedler auf Hohenschwangau, Ludwig II. von Bayern, dessen Kabinettssekretär jetzt August v. Eichenhart war.

Noch einmal schrieb Scheffel „Reisebilder.“ Schon nach der Kapitulation von Straßburg hatte er 1870 seinem Freund und Verleger Adolf Bonz gemeldet: „Für den Fall, daß Deutschland das Elsaß behält, möchte ich in irgend einer Weise mit der Feder des Historikers und Poeten an der Deutschumstimmung der wiedergewonnenen welschen Brüder tätig sein. Wir dürfen alle Gott auf den Knien danken für die Geschehnisse dieses Sommers.“ Er plante eine volkstümliche historische Erzählung aus dem Elsaß und machte dafür Studienreisen in die ihm altvertraute Vogesenlandschaft. Die 1872 in „Über Land und Meer“ veröffentlichten „Skizzen aus dem Elsaß“, die sich besonders mit Rosheim, Büchelstein, Ratsamhausen, Girsbaden und dem Odilienberg beschäftigen (s. Bd. 3), waren das Resultat dieser von Freude am neuen Reich diktierten Wanderstudien. Freudigen Wiederhall im ganzen Vaterlande weckte sein Festlied für die Gründungsfeier der Universität Straßburg am 1. Mai des gleichen Jahres. Erneute Durchforschungen des Wasgensteins und der urkundlichen Papiere des Klosters Weißenburg mögen dem Dichter die Veranlassung gegeben haben, den alten Plan einer wissenschaftlich erläuterten Sonderausgabe seiner Übersetzung des Walthariliedes in Gemeinschaft mit Alfred Holder auszuführen. Die Vorrede und die vier ersten Kapitel der Erläuterungen enthalten Stellen, die an die frische Begeisterung anklingen, welche die schöne Vorrede zum „Ekkehard“ so anziehend macht. Die Ausgabe erschien 1874 und gleichzeitig brachte der Mehlersche Verlag als Prachtwerk „Das Waltharilied verdeutscht“ mit Illustrationen von Albert Baur. Im folgenden Jahr hat Scheffel als Gast seines Landesherren auf dessen herrlichem Sommeritz am Bodensee, dem Inselchloß Mainau, der Kaiserin Augusta ein Exemplar dieses Werks überreicht, dessen Widmung den Kriegsrühm der Sachsenkaiser zu Ekkehard's Zeit zu dem des neuen deutschen Kaiserhauses in Beziehung setzte (s. Nachgelassene Dichtungen). In dem 1875 für die Gründungsfeier der Universität Czernowiz gedichteten Festlied huldigte er dann dem neuen österreichischen Staatsgedanken. Nach Deutsch-Osterreich, wo man ihm

die poetische Verherrlichung der deutschen „Ostmark“ in „Frau Aventure“ und die der Salzburger Alpen in den „Bergpsalmen“ warm zu danken wußte, gelangte noch mancher poetische Gruß.

Die letzte größere Dichtung, die er schuf, bot er 1877 seinen Lesern in dem Prachtwerk „Waldeinsamkeit. Dichtung zu zwölf landschaftlichen Stimmungsbildern von Julius Marak, radiert von Eduard Willmann.“ Das anmutige Idyll, dessen epische Einkleidung recht leicht gesponnen ist, spielt „in der Gegenwart“ und reiht kleine landschaftliche Stimmungsbilder von poetischer Anschaulichkeit aneinander. In den ersten Partien fühlt man sich an die großartigeren „Bergpsalmen“, in den heiteren an den Schwank vom Bruder Rippold erinnert. Auch an dieser Dichtung war Scheffels Herz beteiligt. In dem Konflikt des kunstbesessenen Försters mit dem schönen Stadtfräulein, das einseitig für die Natur des Südens schwärmt, während er die Heimat über alles liebt, hat er wohl ein Motiv aus seiner eigenen Herzenserfahrung dargestellt. In der treu-sorgenden Mutter aber, die alles zum Guten lenkt, setzte er der eigenen ein Denkmal. Der Förster, der sich in der Einsamkeit so wohl fühlt und immer sein Skizzenbuch bei sich hat, war ein Bild seiner selbst auch äußerlich, naturgetreu bis auf die hohen Schaststiefel, die er auf seinem Landsitz auf der Mettnau wegen der Jagd auf das geflügelte Wild im Röhricht des Untersees zu tragen pflegte.

Schon 1872 hatte er sich inmitten der Gegend, die erst sein „Eckhard“ zu einer vielbesuchten Sehenswürdigkeit gemacht hat, in Radolfzell, zwischen dem Hohentwiel und der Reichenau, ein Stück Gartenland gekauft, das er „Seehalde“ nannte und auf das ihm der befreundete Karlsruher Baurat Durm ein Landhaus baute. 1876 kaufte er sich die zwanzig Minuten davon gelegene Mettnau dazu, eine auf die Reichenau zu gerichtete Landzunge, auf welcher er an das vorhandene alte Jagdhaus einen stattlichen altertümlichen Turm mit Holzgetäfelten Zimmern fügen ließ. Hier, wo einst in dem nicht mehr vorhandenen Herrenhaus der Bischof Wolfgang von Regensburg zur Welt gekommen war, führte er, dem Rat seiner Ärzte gemäß ein freies, vielbewegtes Leben als Gutsherr, Landwirt, Jäger, Fischer, das ihn nur wenig an den Schreibtisch kommen ließ. Gegen seine Besucher übte er, wie u. a. Berthold Auerbach gerühmt hat, eine homerische Gastfreundschaft. Hier feierte er in Behagen gar manches Wiedersehen mit altbewährten Freunden, unter denen Eisenhart und Schwanitz die ältesten waren; Julius Braun war schon 1869, Fritz Eggers, dessen Gedichte sein Bruder Karl herausgab, 1872 gestorben. Auch mit seiner Cousine Emma, der er sich nach dem Tode ihres Mannes als ritterlicher Helfer bewähren konnte, feierte er hier ein Wiedersehen, das ihm das verwundene Leid verklärte. Sie wohnte von 1877 an eine Zeitlang im nahen Waldshut, dem Wohnort ihres Bruders, eines Arztes.

Drüben auf dem Thurgauer Ufer in Schloß Eugensberg lebte ihm eine wohlgefinte Freundin, die Witwe eines seiner Schulfreunde, die Gräfin Wilhelm Reichenbach. Als er bei einem Besuch auf der Mainau beim Großherzog von Baden mit König Karl von Württemberg zusammentraf, lud ihn dieser zu Besuch in sein Seeschloß zu Friedrichshafen ein. Ringsum am See hatte er viele Verehrer; bezeichnend für seine Geschmacksrichtung in der Musik war seine Sympathie für die schlichten Weisen, in die ein jüngerer Beamter in Engen, der „Hegausänger“ Stocker, einige der Trompeterlieder gefetzt hatte. Besonders anregend empfand er den Verkehr mit Alberta v. Freyhof, die mit ihrer Familie wiederholt die Sommerferien der Kinder auf Seehalde und Mettnau verbrachte; ihr überließ er das dramatische Fragment „Die Rosen der heiligen Elisabeth“, das seine Mutter hinterlassen hatte, zur Vollendung. Von den Reisen, die Scheffel noch unternahm, sind besonders erwähnenswert die mit Anton v. Werner unternommenen an die Schweizer Schauplätze des „Ekkehard“, die nach Ilmenau zum Besuch des Oberamtsrichters Schwanitz, der ihn in Beziehung zu dem feuchtfröhlichen Verein der „Gemeinde Gabelbach“ brachte, die nach Rissingen zur Kur, wo er Bismarcks persönliche Bekanntschaft machte, die Zusammenkünfte mit Ferdinand Freiligrath im gastlichen Hause des „trinkbaren Manns“, des Amtsrichters und Dichters Wilhelm Ganzhorn zu Neckarsulm. Auch viele Verehrer aus dem Geschlecht der jüngeren Dichter und Schriftsteller besuchten ihn, die über das bei ihm Erlebte treulich in der Presse berichteten. So erfuhr alle Welt, daß aus dem Sänger des „Gaudeamus“ ein behäbiger Gutsherr geworden sei, der das Dichten Jüngeren überlassen wolle. Aber unzählige Verehrer hielten an der Hoffnung fest, daß der Dichter die Welt noch mit einem neuen Werk von der Art des Ekkehard erfreuen werde. Wenige wußten, wie heiß der Dichter in schwerer Leidenszeit darnach gerungen hatte, ein solches zu schaffen. Als 1883 die Novelle „Hugideo“ als Buch erschien, ohne einen Hinweis, daß sie schon 1857 entstanden war, belebte sich diese Hoffnung — vergeblich.

Die Feier seines fünfzigsten Geburtstags am 16. Februar 1876 brachte ihm großartige Huldigungen aus allen Kreisen der Nation. Deputationen, Lorbeer- und Edelweißkränze, Ehrungen, kunstvoll ausgeführte Adressen, Weinproben aus den schönsten Nebengauen des Rheins und der Donau, poetische Grüße von jüngeren Dichtern, die in ihm ihr Vorbild sahen, von älteren, die einen Koryphäen der gemeinsamen Kunst in ihm verehrten, waren die Symbole des herzhaften „Gaudeamus“, in das an diesem Tage die ganze deutsche Welt einstimmt. Freiligrath, der Sänger der 48er Volkserhebung, der jetzt in Cannstatt lebte, brachte in seinem Festgruß — es war sein letztes Gedicht — diese Stimmung zum Ausdruck. Namentlich

auch Deutschösterreich beging das Fest mit allgemeiner Begeisterung. Die Städte Karlsruhe, Säckingen, Radolfszell ernannten den Dichter zum Ehrenbürger. Dem großen Festbankett in Karlsruhe wohnte der Großherzog Friedrich bei, der ihn zur Feier des Tags in den erblichen Adelsstand versetzt hatte. Auch Fürst Bismarck war unter den Gratulanten. Schon vorher hatte Scheffel den bairischen Maximiliansorden, der nur an hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft nach Beschluß des Ordenskapitels verliehen wird, mit Genugtuung begrüßt, und durch die Ordensverleihung, die ihm König Karl von Württemberg hatte zuteil werden lassen, sah er in ehrender Form bestätigt, daß man im Geburtsland seiner Mutter das schwäbische Element in seiner Poesie erkannt und gewürdigt hatte. Ihm tat es in seiner Zurückgezogenheit wohl, solche Beweise starker Wirkung seines poetischen Schaffens zu empfangen; er, der abgelöst von der großen Welt und ihren Kämpfen lebte, sah darin einen erhebenden Beweis der Einigkeit im Vaterlande zugunsten der Anschauungen, die er standhaft als Poet in den Zeiten der Reaktion der fünfziger Jahre vertreten hatte.

Wie er sich den ihm wohlgesinnten Fürsten, dem Kaiser Wilhelm, so manchem Verein und Freunde im nächsten Jahrzehnt, seinem letzten, bei Gelegenheit als Festdichter dankbar erwies, namentlich auch seinem Landesherrn, dem Großherzog Friedrich von Baden, und dem Burgherrn der Wartburg, Karl Alexander von Weimar, wird in der Einleitung des Bandes „Nachgelassene Dichtungen“ zu lesen sein. Dort ist auch „Die Mär vom Rökertweibchen“ einzufügen, die er als Text zu lebenden Bildern 1875 für einen Wohltätigkeitsabend der badischen Frauenvereine in Karlsruhe dichtete und dann in Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ erscheinen ließ. Seine geistigen Interessen gehörten längst mehr der deutschen Geschichts- und Altertumswissenschaft als der Poesie an. Viel wurde er in archäologischen und ethnographischen Fragen um Rat angegangen. Für die 1878 in Radolfszell stattfindende Jahresversammlung des „Vereins für die Geschichte des Bodensees“ stellte er als literarische Festgabe die „Urkunden der Stadt Radolfszell von 1267 bis 1793 chronologisch geordnet“ zusammen (vgl. M. A. Souchay-Ravensburg im Scheffel-Jahrbuch 1905/6). Als 1880 der Württembergische Altertumsverein und die Anthropologische Gesellschaft in Karlsruhe zur Besichtigung der dortigen Sammlungen sich vereinten, befand sich Scheffel im Festausschuß, und zur Belebung des gemeinsamen Mahls im „Palmengarten“ trug, nach Julius Hartmanns Bericht, insbesondere die Anwesenheit des Dichters bei, der der Gesellschaft aus einer eben erst aus Italien ihm zugekommenen Kiste mit Capriwein eine reiche Probe vorsetzte und in seiner humoristischen Weise die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Weins erklärte.

Im allgemeinen aber mied er die Öffentlichkeit. Seine Kopfnerben waren äußerst reizbar geblieben. Als er im Herbst 1885 noch einmal nach Berlin fuhr — er begleitete seinen Sohn dorthin, der als Avantagieur bei den Garde-Ulanen eintrat — mußte er den Besuch des Hoftheaters ablehnen, wo man ihm zu Ehren eine Aufführung von Neßlers Oper „Der Trompeter von Säckingen“ veranstaltet hatte. Wenn er 1881 nach Stuttgart gefahren war, um einer Aufführung von J. Alberts Oper „Ekkehard“ beizuwohnen, so war das ein großes Zugeständnis seines Interesses. So hielt er sich auch fern vom politischen Leben. Um so zündender wirkte es, wenn er einmal einen Kernspruch in die deutsche Welt klingen ließ, wie die Beschwörung, die sich gegen den „Klassenhaß, Rassenhaß und Massenhaß“ wandte. Er hielt es auch hier mit Anakreon: „Doch meine Saiten tönen Nur Liebe im Erklingen.“

Sein letztes Festgedicht war für das fünfhundertjährige Jubiläum der Universität Heidelberg bestimmt. Er vollendete es in der geliebten Musestadt, die ihn an seinem 60. Geburtstag zum Ehrenbürger ernannte. Eine Jubiläumsausgabe des „Gaudeamus“ war in Vorbereitung, in welche die Lieder zu Ehren der Universitäten Heidelberg, Straßburg, Würzburg und Czernowitz, ein der „Gemeinde Gabelbach“ und ein dem „Hegausänger“ Stocker gewidmetes Lied Aufnahme fanden. Das Jubiläum der Universität erlebte er aber nicht mehr. Am 9. April 1886 schloß er in seiner Vaterstadt Karlsruhe die längst müde gewordenen Augen, die einst so schönheitskundig und so schönheitsfroh in die Welt geschaut hatten. Herzwasser sucht und Verkalkung der Arterien waren die Todesursache. Was er der Nation gewesen, trat hell und einmütig in dem hundertfachen Nachruf zu Tage, den die gesamte deutsche Presse ihm weihte.

Aus welchen schmerzlichen Krisen seine Dichtung erwachsen war, war damals noch nicht bekannt, aber allgemein empfand man die Echtheit ihrer Eigenart und ihr kerndeutsches Wesen. In Scheffels Poesie war an die Stelle der Romantik, die aus Vaterlandsliebe und Verzweiflung über das deutsche Elend vor und nach den Freiheitskriegen sich an unklaren Träumen von vermeintlich besseren vergangenen Zeiten berauschte, eine farbenfreudige kraftvolle Wirklichkeitskunst getreten, für welche Naturtreue und historische Wahrheit ebenso maßgebend waren wie das Gefühl für klassische Formschönheit, und deren Stimmungswelt doch eine romantische blieb. Was sie feierte, ist die kräftige Art im Denken, Fühlen, Handeln naturfrischer Menschen aus unserer Ahnenwelt, ist die Schönheit heimatlicher Landschaft und Natur, deren Frische sich mit jedem Frühling erneut. Selber mit romantischen Idealen aufgewachsen, hatte der Dichter 1848 schwer unter ihrem Bankrott in der politischen Welt gelitten, aber aus der tiefen Empfindung für den Widerspruch

zwischen Romantik und Wirklichkeit entwickelte sich sein Humor, der mit dem Lächeln der Toleranz das Unzulängliche an beiden bespöttelte und mit burlesker Reckheit gegen die Herrschaft des Abstrakten im Leben, die „ledernen“ Ideen, gegen den Ungeist der politischen Reaktion und die Annatur im gesellschaftlichen Leben einen fröhlichen Kampf führte. Jener Bankrott machte ihn aber auch im „Eckehard“ zum Propheten einer politischen Überzeugung, die nur von der kraftvollen Kampfbereitschaft eines Volks das Heil desselben in dem unvermeidlichen Kampf ums Dasein mit seinen Feinden erwartet. Schon 1848 hatte er einem Krieg Deutschlands mit Frankreich, wie er 1870 ausbrach, den siegreichen Ausgang und durch ihn die Lösung der „deutschen Frage“ prophezeit. Daß Scheffel unter den schweren Schicksalsschlägen, die ihn im frühen Mannesalter trafen, nicht ein Sängler des Welt Schmerzes wie Heine geworden ist, dessen Poesie freilich gerade dem Schmerz auch ihre vollsten Töne entrang, daß er vielmehr trotz alledem ein Sängler der Weltfreude geblieben ist, das gibt seinem Charakterbild einen Zug von Stolz und Kraft, der unsere Bewunderung fordert und der harmonisch zu dem Geist seiner Werke stimmt, der das Kraftvolle in Natur und Menschentum, im Kampf wie im Genusse der Freuden dieser Welt feiert. Als Dichter der Naturandacht, im Sinne von Goethes Spruch „Wenn wir in das Freie schreiten, Auf den Höhen da ist der Gott,“ hat er nicht seines Gleichen. Ein „treuer Eckart“ der modernen Kultur Menschheit, verweist er diese für ihre besonderen Leiden auf die Heilkraft der schönen Natur, die in seinem Leben so große Wunder gewirkt hat und so oft zum Quell seiner Poesie geworden ist, wie es besonders schön sein auf dem Chiemsee gesungenes Lied „Rahnfahrt“ ausdrückt:

„Kein Mensch kann das uns geben,
Die Minne selber nicht,
Das sonnenwarme Leben,
Das hier zur Seele spricht.

Daß unsern Rahn nur treiben!
Allum ist's fein und schön;
Hier ist vom Weltenbauherrn
Ein Meisterstück gesehn.

Hier prangen Gottes Wunder
In still beredter Pracht:
Fahr ab, verfluchter Plunder,
Der elend mich gemacht!“

Ekkehard

Erster Band.

Vorwort.

Dies Buch ward verfaßt in dem guten Glauben, daß es weder der Geschichtschreibung noch der Poesie etwas schaden kann, wenn sie innige Freundschaft miteinander schließen und sich zu gemeinsamer Arbeit vereinen.

Seit Jahrzehnten ist die Hinterlassenschaft unserer Vorfahren Gegenstand allseitiger Forschung; ein Schwarm fröhlicher Maulwürfe hat den Boden des Mittelalters nach allen Richtungen durchwühlt und in fleißiger Bergmannsarbeit eine solche Masse alten Stoffes zu Tage gefördert, daß die Sammelnden oft selber davor erstaunten; eine ganze schöne in sich abgeschlossene Literatur, eine Fülle von Denkmalen bildender Kunst, ein organisch in sich aufgebautes politisches und soziales Leben liegt ausgebreitet vor unseren Augen. Und doch ist es all der guten auf diese Bestrebungen gerichteten Kraft kaum gelungen, die Freude am geschichtlichen Verständnis auch in weitere Kreise zu tragen; die zahllosen Bände stehen ruhig auf den Brettern unserer Bibliotheken, da und dort hat sich schon wieder gedeihliches Spinnweb angefetzt, und der Staub, der mitleidlos alles bedeckende, ist auch nicht ausgeblieben, so daß der Gedanke nicht zu den undenkbaren gehört, die ganze altdeutsche Herrlichkeit, kaum erst ans Tageslicht zurückbeschworen, möchte eines Morgens, wenn der Hahn kräht, wieder versunken sein in Schutt und Moder der Vergessenheit, gleich jenem gespenstigen Kloster am

See, von dem nur ein leise klingendes Glöcklein tief unter den Wellen dunkle Kunde gibt.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, inwiefern der Grund dieser Entscheidung dem Treiben und der Methode unserer Gelehrsamkeit beizumessen.

Das Sammeln altertümlichen Stoffes kann wie das Sammeln von Goldkörnern zu einer Leidenschaft werden, die zusammenträgt und zusammenscharrt, eben um zusammen zu scharren, und ganz vergißt, daß das gewonnene Metall auch gereinigt, umgeschmolzen und verwertet werden soll. Denn was wird sonst erreicht?

Ein ewiges Befangenbleiben im Rohmaterial, eine Gleichwertschätzung des Unbedeutenden wie des Bedeutenden, eine Scheu vor irgend einem fertigen Abschließen, weil ja da oder dort noch ein Fezen beigebracht werden könnte, der neuen Anischluß gibt, und im ganzen — eine Literatur von Gelehrten für Gelehrte, an der die Mehrzahl der Nation teilnahmslos vorübergeht und mit einem Blick zum blauen Himmel ihrem Schöpfer dankt, daß sie nichts davon zu lesen braucht.

Der Schreiber dieses Buches ist in sonnigen Jugendtagen einstmals mit etlichen Freunden durch die römische Campagna gestrichen. Da stießen sie auf Reste eines alten Grabmals, und unter Schutt und Trümmern lag auch, von graugrünem Mauthus überrannt, ein Hause auseinandergerissener Mosaiksteine, die ehedem in stattlichem Bild und Ornamentenwerk des Grabes Fußboden geschmückt. Es erhob sich ein lebhaftes Gespräch darüber, was all die zerstreuten gewürfelten Steinchen in ihrem Zusammenhang dargestellt haben mochten. Einer, der ein Archäolog war, hob die einzelnen Stücke gegen's Licht und prüfte, ob weißer, ob schwarzer Marmor; ein anderer, der sich mit Geschichtsforschung plagte, sprach gelehrt über Grabdenkmale der Alten, -- derweil war ein dritter schweigsam auf dem Backsteingemäuer geseßen, der zog sein Skizzenbuch und zeichnete ein stolzes Viergespann mit schraubenden Rössen und Wettkämpfern und viele schöne jonische Ornamentik darum: er hatte in der Ecke des Fußbodens einen unscheinbaren Rest des alten Bildes erichaut: Pferdefüße und eines Wagenrades Fragmente, da stand das Ganze klar vor seiner Seele, und er warf's mit festen Strichen hin, derweil die andern in Worten frantem . . .

Bei jener Gelegenheit war einiger Anischluß zu gewinnen

über die Frage, wie mit Erfolg an der geschichtlichen Wiederbelebung der Vergangenheit zu arbeiten sei.

Gewißlich nur dann, wenn einer schöpferisch wiederherstellenden Phantasie ihre Rechte nicht verkümmert werden, wenn der, der die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Atemzug einer lebendigen Seele anhaucht, auf daß sie sich heben und kräftigen Schrittes als auferweckte Tote einher wandeln.

In diesem Sinn nun kann der historische Roman das sein, was in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung: ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung des Künstlers, der im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharfgezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben und Ringen und Leiden der einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt.

Auf der Grundlage historischer Studien das Schöne und Darstellbare einer Epoche umspannend, darf der Roman auch wohl verlangen, als ebenbürtiger Bruder der Geschichte anerkannt zu werden, und wer ihn achselzuckend als das Werk willkürlicher und fälschender Laune zurückweisen wollte, der mag sich dabei getrösten, daß die Geschichte, wie sie bei uns geschrieben zu werden pflegt, eben auch nur eine herkömmliche Zusammenschmiedung von Wahren und Falschem ist, der nur zu viel Schwerfälligkeit anklebt, als daß sie es, wie die Dichtung, wagen darf, ihre Lücken spielend auszufüllen.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist unsere Zeit in einem eigentümlichen Läuterungsprozeß begriffen.

In allen Gebieten schlägt die Erkenntnis durch, wie unfählich unser Denken und Empfinden unter der Herrschaft der Abstraktion und der Phrase geschädigt worden; da und dort Rüstung zur Umkehr aus dem Abgezogenen, Blässen, Begrifflichen zum Konkreten, Farbigen, Sinnlichen, statt müßiger Selbstbeschaung des Geistes Beziehung auf Leben und Gegenwart, statt Formeln und Schablonen naturgeschichtliche Analyse, statt der Kritik schöpferische Produktion, und unsere Enkel erleben vielleicht noch die Stunde, wo man von manchem Koloss seitheriger Wissenschaft mit der gleichen lächelnden Ehrfurcht spricht, wie von den Resten eines vorjüdischtlichen Riesengeieiers, und wo man ohne Gefahr, als Barbar verhöhrt zu werden, behaupten darf, in einem Steinkrug alten Weines ruhe nicht weniger Vernunft als in mancher umfangreichen Leistung formaler Weisheit.

Zur Herstellung fröhlicher, unbefangener, von Poesie verkürter Anschauung der Dinge möchte nun auch die vorliegende Arbeit einen Beitrag geben, und zwar aus dem Gebiet unserer deutschen Vergangenheit.

Unter dem unzähligen Wertvollen, was die großen Folianten der von Perz herausgegebenen „*Monumenta Germaniae*“ bergen, glänzen gleich einer Perlechnur die sanktgallischen Klostergeschichten, die der Mönch Ratpert begonnen und Ekkehard der Jüngere (oder, zur Unterscheidung von drei gleichnamigen Mitgliedern des Klosters der Vierte benannt) bis ans Ende des zehnten Jahrhunderts fortgeführt hat. Wer sich durch die unerquicklichen und vielfältig dünnen Jahrbücher anderer Klöster mühsam durchgearbeitet hat, mag mit Behagen und innerem Wohlgefallen an jenen Aufzeichnungen verweilen. Da ist trotz mannigfacher Befangtheit und Unbehilflichkeit eine Fülle anmutiger, aus der Ueberlieferung älterer Zeitgenossen und den Berichten von Augenzeugen geschöpfter Erzählungen, Personen und Zustände mit groben aber deutlichen Strichen gezeichnet, viel unbewusste Poesie, treuherzige brave Welt- und Lebensansicht, naive Frische, die dem Niedergeschriebenen überall das Gepräge der Echtheit verleiht, selbst dann, wenn Personen und Zeiträume etwas leichtsinnig durcheinander gewürfelt worden und ein handgreiflicher Anachronismus dem Erzähler gar keinen Schmerz verursacht.

Ohne es aber zu beabsichtigen, führen jene Schilderungen zugleich über die Schranken der Klostermauern hinaus und entrollen das Leben und Treiben, Bildung und Sitte des damaligen alemannischen Landes mit der Treue eines nach der Natur gemalten Bildes.

Es war damals eine vergnügliche und einen jeden, der ringende, unvollendete aber gesunde Kraft geleckter Fertigkeit vorzieht, anmutende Zeit im südwestlichen Deutschland. Anfänge von Kirche und Staat bei namhafter aber gemütreicher Noheit der bürgerlichen Gesellschaft, — der aller spätern Entwicklung so gefährliche Geist des Feudalweizens noch harmlos im ersten Entfalten, kein geschraubtes, übermütig und geistreich schwaches Rittertum, keine üppige unwissende Geistlichkeit, wohl aber ehrliche grobe Gesellen, deren sozialer Verkehr zwar oftmals in einem sehr ausgedehnten System von Verbal- und Realinjurien bestand, die aber in rauher Hülle einen tüchtigen, für

alles Edle empfänglichen Kern bargen, — Gelehrte, die morgens den Aristoteles verdeutschen und abends zur Erholung auf die Wolfsjagd ziehen, vornehme Frauen, die für das Studium der Klassiker begeistert sind, Bauern, in deren Erinnerung das Heidentum ihrer Vorväter ungetilgt neben dem neuen Glauben fortlebt, — überall naive, starke Zustände, denen man ohne rationalistischen Ingrimm selbst ihren Glauben an Teufel und Dämonenpuk zu gute halten darf. Dabei zwar politische Berflüstung und Gleichgültigkeit gegen das Reich, dessen Schwerpunkt sich nach Sachsen übertragen hatte, aber tapferer Mannesmut im Unglück, der selbst die Mönche in den Klosterzellen stiehlt, das Psalterbuch mit dem Schwert zu vertauschen und gegen die ungarische Verwüstung zu Feld zu rücken, — trotz reichlicher Gelegenheit zur Verwilderung eine dem Studium der Alten mit Begeisterung zugewandte Wissenschaft, die in den zahlreich besuchten Klosterschulen eifrige Jünger fand und in ihren humanen Strebungen an die besten Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts erinnert, leises Emporblühen der bildenden Künste, vereinzeltes Ausblühen bedeutender Geister, vom Wust der Gelehrsamkeit unerstickte Freude an der Dichtung, fröhliche Pflege nationaler Stoffe, wenn auch meist in fremdländischem Gewand.

Kein Wunder, daß es dem Verfasser dieses Buches, als er bei Gelegenheit anderer Studien über die Anfänge des Mittelalters mit dieser Epoche vertraut wurde, erging wie einem Manne, der nach langer Wanderung durch unwirtliches Land auf eine Herberge stößt, die, wohnsam und gut bestellt in Küche und Keller, mit liebreizender Aussicht vor den Fenstern, alles bietet, was sein Herz begehrt.

Er begann, sich häuslich drin einzurichten und durch mannigfaltige Ausflüge in verwandtes Gebiet sich möglichst vollständig in Land und Leute einzuleben.

Den Poeten aber ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genau bekannt macht.

Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit heraussäen, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdicht uns!

So kam es auch hier. Aus den naiven lateinischen Zeilen

jener Klostergeschichte hob und baute es sich empor wie Turm und Mauern des Gotteshauses Sankt Gallen, viele altersgraue ehrwürdige Häupter wandelten in den Kreuzgängen auf und ab, hinter den alten Handschriften saßen die, die sie einst geschrieben, die Klosterjünger tummelten sich im Hofe, Horasang ertönte aus dem Chor und des Wächters Hornruf vom Turme. Vor allen anderen aber trat leuchtend hervor jene hohe gestrenge Frau, die sich den jugendschönen Lehrer aus des heiligen Gallus Klosterfrieden entführte, um auf ihrem Klingsteinfels am Bodensee klassischen Dichtern eine Stätte sinniger Pflege zu bereiten; die schlichte Erzählung der Klosterchronik von jenem dem Virgil gewidmeten Stilleben ist selbst wieder ein Stück Poesie, so schön und echt, als sie irgend unter Menschen zu finden.

Wer aber von solchen Erscheinungen heimgesucht wird, dem bleibt nichts übrig, als sie zu beschwören und zu bannen. Und in den alten Geschichten hatte ich nicht umsonst gelesen, auf welche Art Natter, der Stammler, einst ähnlichen Visionen zu Leibe ging: er ergriff einen knorrigen Haselstock und hieb tapfer auf die Dämonen ein, bis sie ihm die schönsten Lieder offenbarten.*)

Darum griff auch ich zu meinem Handgewaffe, der Stahlfeder, und jagte eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenseherei, Valet und zog hinaus auf den Boden, den einst die Herzogin Hadwig und ihre Zeitgenossen beschritten; und saß in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus und fuhr in schaukelndem Wahn über den Bodensee und nistete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Feste behütet, und stieg schließlich auch zu den lustigen Alpenhöhen des Säntis, wo das Wildkirchlein fed wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Täler. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Teil niedergeschrieben.

Daß nicht viel darin gesagt ist, was sich nicht auf gewissehafte kulturgeschichtliche Studien stützt, darf wohl behauptet werden, wenn auch Perionen und Jahrzahlen, vielleicht Jahrzehnte

*) Ekkehardi IV. casus S. Galli cap. 3 bei Pertz, Mon. II. 98.

mitunter ein wenig einander verschoben wurden. Der Dichter darf sich, der inneren Dekonomie seines Werkes zulieb manches erlauben, was dem strengen Historiker als Sünde anzurechnen wäre. Sagt doch selbst der unübertroffene Geschichtschreiber Ma-caulay: Gern will ich den Vorwurf tragen, die würdige Höhe der Geschichte nicht eingehalten zu haben, wenn es mir nur gelingt, den Engländern des neunzehnten Jahrhunderts ein treues Gemälde des Lebens ihrer Vorfahren vorzuführen.

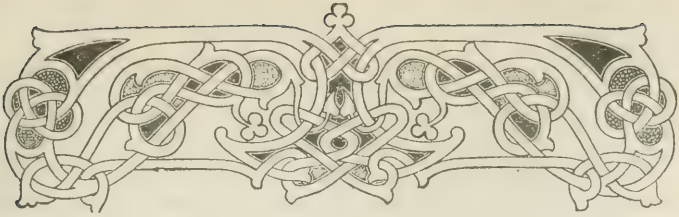
Dem Wunsche sachverständiger Freunde entsprechend, sind in Anmerkungen einige Zeugnisse und Nachweise der Quellen angeführt, zur Beruhigung derer, die sonst nur Fabel und müßige Erfindung in dem Dargestellten zu wittern geneigt sein könnten. Wer aber auch ohne solche Nachweise Vertrauen auf eine gewisse Echtheit des Inhalts setzt, der wird ersucht, sich in die Noten nicht weiter zu vertiefen; sie sind Nebensache und wären überflüssig, wenn das Ganze nicht als Roman in die Welt ginge, der die Vermutung leichtsinnigen Spiels mit den Thatfachen wider sich zu haben pflegt.

Den Vorwürfen der Kritik wird mit Gemütsruhe entgegen-gesehen. „Eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert?“ werden sie rufen, „wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“ Und steht's nicht im neuesten Handbuch der Nationalliteratur im Kapitel vom vaterländischen Roman gedruckt zu lesen: „Fragen wir, welche Zeiten vorzugsweise geeignet sein dürften in der deutschen Geschichte das Lokale mit dem Nationalinteresse zu ver-söhnen, so werden wir wohl zunächst das eigentliche Mittelalter ausschließen müssen. Selbst die Hohenstaufenzeit läßt sich nur noch lyrisch anwenden, ihre Zeichnung fällt immer düßeldorfsisch aus.“

Auf all die Einwände und Bedenken derer, die ein scharfes Benagen harmlosem Genießen vorziehen, und den deutschen Geist mit vollen Segeln in ein alexandrinißches oder byzantinisches Zeitalter hineinzurudern sich abmühten, hat bereits eine lite-rarische Dame des zehnten Jahrhunderts, die ehrwürdige Nonne Großwirtha von Gandersheim, im fröhlichen Selbstgefühl eigenen Schaffens die richtige Antwort gegeben. Sie sagt in der Vorrede zu ihren anmutigen Komödien: Si enim alicui placet mea de-votio, gaudebo. Si autem pro mei abiectioe vel pro viciosi sermonis rusticitate nulli placet: memet ipsam tamen iuvat quod feci. Zu deutsch: „Wofern nun jemand

an meiner bescheidenen Arbeit Wohlgefallen findet, so wird mir dies sehr angenehm sein; sollte sie aber wegen der Verleugnung meiner selbst oder der Rauheit eines unvollkommenen Stils niemanden gefallen, so hab' ich doch selber meine Freude an dem, was ich geschaffen."

Heidelberg, im Februar 1855.



Erstes Kapitel.

Hadwig, Herzogin von Schwaben.

Es war vor beinahe tausend Jahren. Die Welt mußte weder von Schießpulver noch von Buchdruckerkunst. Ueber dem Hegau lag ein trüber bleischwerer Himmel, doch war von der Finsternis, die bekanntlich über dem ganzen Mittelalter lastete, im einzelnen nichts wahrzunehmen. Vom Bodensee her wogten die Nebel über's Ries und verdeckten Land und Leute. Auch der Turm vom jungen Gotteshaus Radolfszelle war eingehüllt, aber das Frühglöcklein war lustig durch Dunst und Dampf erklungen, wie das Wort eines verständigen Mannes durch verfinsternden Nebel der Toren.

Es ist ein schönes Stück deutscher Erde, was dort zwischen Schwarzwald und schwäbischem Meer sich aufthut. Wer's mit einem falschen Gleichnis nicht allzu genau nimmt, mag sich der Worte des Dichters erinnern:

Das Land der Alemannen mit seiner Berge Schnee,
Mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee,
Mit seinen gelben Haaren, dem Aehrenschnuck der Auen,
Recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

— wiewohl die Fortführung dieses Bildes Veranlassung werden könnte, die Hegauer Berge als die Nase in diesem Antlitz zu preisen.

Düster ragte die Kuppel des hohen Tziel mit ihren Klingsteinzacken in die Lüfte. Als Denkstein stürmischer Vorgeschichte

unserer alten Mutter Erde stehen jene schroffen malerischen Berg-
 fegeln in der Niederung, die einst gleich dem jetzigen Becken des
 Sees von wogender Flut überströmt war. Für Fische und
 Wassermöwen mag's ein denkwürdiger Tag gewesen sein, da es
 in den Tiefen brauste und zischte und die basaltischen Massen
 glühend durch der Erdrinde Spalten sich ihren Weg über die
 Wasserspiegel bahnten. Aber das ist schon lange her. Es ist
 Gras gewachsen über die Leiden derer, die bei jener Umwälzung
 mitleidlos vernichtet wurden; nur die Berge stehen noch immer,
 ohne Zusammenhang mit ihren Nachbarn, einsam und trozig
 wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des
 Vorhandenen durchbrechen, und ihr Gestein klingt, als säße noch
 ein Gedächtniß an die fröhliche Jugendzeit drin, da sie zuerst der
 Pracht der Schöpfung entgegen gejubelt.

Zur Zeit, da unsere Geschichte anhebt, trug der hohe Thiel
 schon Turm und Mauern, eine feste Burg. Dort hatte Herr
 Burkhard gehaust, der Herzog in Schwaben. Er war ein fester
 Degen gewesen und hatte manchen Kriegszug getan; die Feinde
 des Kaisers waren auch die seinen, und dabei gab es immer
 Arbeit: wenn's in Welschland ruhig war, zogen oben die Nor-
 männer an, und wenn die geworfen waren, kam etwann der
 Ungar geritten, oder es war einmal ein Bischof übermütig oder
 ein Graf widerpenstig, — so war Herr Burkhard zeitlebens
 mehr im Sattel als im Lehnstuhl geessen. Demgemäß ist er
 klärlieh, daß er sich keinen sausten Leumund geschaffen.

In Schwaben sprachen sie, er habe die Herrschaft geführt,
 so zu sagen als ein Zwingherr, und im fernem Sachsen schrieben
 die Mönche in ihre Chroniken, er sei ein kaum zu ertragender
 Kriegsmann gewesen.¹⁾

Bevor Herr Burkhard zu seinen Vätern versammelt ward,
 hatte er sich noch ein Ehgemahl erlesen. Das war die junge
 Frau Hadwig, Tochter des Herzogs in Bayern. Aber in das
 Abendrot eines Lebens, das zur Reife geht, mag der Morgen-
 stern nicht freudig scheinen. Das hat seinen natürlichen Grund.²⁾
 Darum hatte Frau Hadwig den alten Herzog in Schwaben ge-
 nommen ihrem Vater zu Gefallen, hatte ihn auch gehegt und
 gepflegt, wie es einem grauen Haupt zutam, aber wie der Alte
 zu sterben ging, hat ihr der Kummer das Herz nicht ge-
 brochen.

Da begrub sie ihn in der Gruft seiner Väter und ließ ihm

vom grauen Sandstein ein Grabmal setzen und stiftete eine ewige Lampe über das Grab, kam auch noch etliche Male zum Beten herunter, aber nicht allzu oft.

Dann saß Frau Hadwig allein auf der Burg Hohentwiel; es waren ihr die Erbgüter des Hauses und mannigfalt Befugniß, im Land zu schalten und zu walten, verblieben, sowie die Schutvogtei über das Hochstift Konstanz und die Klöster um den See, und hatte ihr der Kaiser gebrieft und gesiegelt zugesagt, daß sie als Reichsverweserin in Schwaben gebieten solle, solange der Witwenstuhl unberrückt bleibe. Die junge Witib war von adeligem Gemüt und nicht gewöhnlicher Schönheit. Aber die Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab, und der holdselige Mund war ein wenig aufgeworfen, und das Kinn sprang mit kühner Form vor, also, daß das anmutige Grüblein, so den Frauen so innig ansteht, bei ihr nicht zu finden war. Und wessen Antlitz also geschaffen, der trägt bei scharfem Geist ein rauhes Herz im Busen und sein Wesen neigt zur Strenge. Darum flöhte auch die Herzogin manchem ihres Landes trotz der lichten Röthe ihrer Wangen einen sonderbaren Schreck ein.³⁾

An jenem nebligen Tag stand Frau Hadwig im Kabinett ihrer Burg und schaute in die Ferne hinaus. Sie trug ein stahlgrau Unterkleid, das in leichten Wellen über die gestickten Sandalen wallte, darüber schmiegte sich eine bis zum Knie reichende schwarze Tunika; im Gürtel, der die Hüften umschloß, glänzte ein kostbarer Beryll. Ein goldfadengesticktes Netz hielt das kastanienbraune Haar umfangen, doch unverwehrt umspielten sorgsam gewundene Locken die lichte Stirn.

Auf dem Marmortischlein am Fenster stand ein phantastisch geformtes dunkelgrün gebeiztes Metallgefäß, drin brannte ein fremdländisch Räucherwerk und wirbelte seine duftig weißen Wölklein zur Decke des Gemachs. Die Wände waren mit buntfarbigen gewirkten Teppichen umhangen.

Es gibt Tage, wo der Mensch mit jeglichem unzufrieden ist, und wenn er in den Mittelpunkt des Paradiesgartens gesetzt würde, es wär' ihm auch nicht recht. Da fliegen die Gedanken mißmutig von dem zu jenem und wissen nicht, wo sie anhalten sollen — aus jedem Winkel grinst ein Frazengesicht herfür, und wenn einer ein fein Gehör hat, so mag er auch der Kobolde Gelächter vernehmen. Man sagt dortlands, der schiefe Verlauf solcher Tage rühre gewöhnlich davon her, daß man frühmorgens

mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gesprungen sei, was bestimmtem Naturgesetz zuwider.

Die Herzogin hatte heute ihren Tag. Sie wollte zum Fenster hinausschauen, da blies ihr ein feiner Luftzug den Nebel ins Angesicht; das war ihr nicht recht. Sie hub einen zürnenden Husten an. Wenn Sonnenschein weit übers Land geglänzt hätte, sie würde auch an ihm etwas ausgekostet haben.

Der Kämmerer Spazzo war eingetreten und stand ehrerbietig am Eingang. Er warf einen wohlgefälligen Blick auf seine Gewandung, als wär' er sicher, seiner Gebieterin Augen heut auf sich zu lenken, denn er hatte ein gestickt Hemde von Glanzleinwand angelegt und ein saphirfarbiges Oberkleid mit purpurnen Säumen, alles nach neuestem Schnitt; erst gestern war des Bischofs Schneider von Konstanz damit herübergekommen. ⁴⁾

Der Wolfshund dessen von Fridingen hatte zwei Lämmer der Burgherde zerrissen, da gedachte Herr Spazzo pünktlichen Vortrag zu erstatten und Frau Hadwigs fürstliches Gutachten einzuholen, ob er in friedlichem Austrag sich mit dem Herrn des Schädigers vergleichen oder am nächsten Gaugericht Wehrgeld und Buße einklagen solle. ⁵⁾ Er hub seinen Spruch an. Aber eh' und bevor er zu Ende gekommen, sah er, daß ihm die Fürstin ein Zeichen machte, dessen Bedeutung einem verständigen Mann nicht fremd bleiben konnte. Sie fuhr mit dem Zeigefinger der Rechten erst nach der Stirn, dann wies sie mit gleichem Finger nach der Thür. Da merkte der Kämmerer, daß es seinem eigenen Wis anheimgestellt sei, nicht nur den Bescheid wegen der Lämmer zu finden, sondern sich mit möglichster Beschleunigung zu entfernen. Er verbeugte sich und ging.

Mit heller Stimme rief Frau Hadwig jetzt: Praxedis! — Und wie's nicht sogleich die Stufen zum Saal herauf huschte, rief sie noch einmal schärfer: Praxedis!

Es dauerte nicht lange, so schwebte die Gerufene ins Kabinett herein.

Praxedis war der Herzogin in Schwaben Kammerfrau, von griechischer Nation, ein lebend Angedenken, daß einst des Byzantiner Kaisers Basilus Sohn um Hadwigs Hand geworben. ⁶⁾ Der hatte das des Gesangs und weiblicher Kunstfertigkeit erfahrene Kind samt vielen Kleinodien und Schätzen der deutschen Herzogs Tochter geschenkt und als Gegengabe einen Korb erbeutet.

Man konnte damals Menschen verschenken, auch kaufen. Freiheit war nicht jedem zu eigen. Aber eine Unfreiheit, wie sie das Griechenkind auf der schwäbischen Herzogsburg zu tragen hatte, war nicht drückend.

Praxedis war ein blaßes feingezeichnetes Köpfschen, aus dem zwei große dunkle Augen unsäglich wehmütig und lustig zugleich in die Welt vorschauten. Das Haar trug sie in Flechten um die Stirn geschlungen; sie war schön.

Praxedis, wo ist der Star? sprach Frau Hadwig.

Ich werd' ihn bringen, sagte die Griechin. Und sie ging und brachte den schwarzen Gefellen, der saß so breit und frech in seinem Käfig, als wenn sein Dasein im Weltganzen eine klaffende Lücke auszufüllen hätte. Der Star hatte bei Hadwigs Hochzeit sein Glück gemacht.⁷⁾ Ein alter Fiedelmann und Gaukler hatte ihm unter langwieriger Mühsal einen lateinischen Hochzeitsgruß eingetrichtert; das gab einen großen Jubel, wie beim Festschmauß der Käfig auf den Tisch gestellt war und der Vogel seinen Spruch sprach: Es ist ein neuer Stern am Schwabenhimmel aufgegangen, der Stern heißt Hadwig, Heil ihm! und so weiter.

Der Star war aber tiefer gebildet. Er konnte außer dem gereimten Klingklang auch das Vaterunser hersagen. Der Star war auch hartnäckig und konnte seine Grillen haben, so gut wie eine Herzogin in Schwaben.

Heute mußte dieser eine Erinnerung an alte Zeit durch den Sinn gesloßen sein, der Star sollte den Hochzeitspruch sagen. Der Star aber hatte seinen frommen Tag. Und wie ihn Praxedis ins Gemach trug, rief er feierlich: Amen! und wie Frau Hadwig ihm ein Stück Honigkuchen in den Käfig reichte und schmeichelnd fragte: Wie war's mit dem Stern am schwäbischen Himmel, Freund Star? da sprach er langsam: Führe uns nicht in Versuchung! Wie sie aber zur Ergänzung seines Gedächtnisses ihm zuflüsterte: Der Stern heißt Hadwig, Heil ihm! — da fuhr der Star in seiner Melodie fort und intonierte würdig: Erlöse uns von dem Uebel!

Fürwahr, das fehlt noch, daß auch die Vögel heutigen Tages unverschämt werden, rief Frau Hadwig; Burgkaze, wo steckst du? und sie lockte die schwarze Kaze herbei, der war der Star schon lange ein Dorn im Auge; mit funkelnden Augen kam sie geschlichen.

Frau Hadwig erschloß den Käfig und überantwortete ihr den Vogel, der Star aber, dem schon die scharfen Krallen das Gefieder

zausten und etliche Schwungfedern geknickt hatten, ersah noch ein Belegenheitlein und entwischte durch einen Spalt am Fenster.

Bald war er verschwunden, ein schwarzer Punkt im Nebel.

Eigentlich, sprach Frau Hadwig, hätt' ich ihn auch im Käfig behalten können. Bragedis, was meinst du?

Meine Herrin hat bei allem recht, was sie tut, erwiderte diese.

Bragedis, fuhr Frau Hadwig fort, hol mir meinen Schmuck. Mich gelustet, eine goldene Armspange anzulegen.

Da ging Bragedis, die immerwillige, und brachte der Herzogin Schmuckkästchen. Das war von getriebenem Silber, mit starken unfertigen Strichen waren etliche Gestalten darin angebracht in erhabener Arbeit, der Heiland als guter Hirt und Petrus mit dem Schlüssel und Paulus mit dem Schwert, samt allerhand Blattwerk und reich verschlungener Zierat, als wenn es früher zur Aufbewahrung von Reliquien gedient hätte. Es war durch Herrn Burthard eingebracht worden, doch sprach er nie gern davon, denn er kam zu selber Zeit von einer Fehde heimgeritten, darin er einen burgundischen Bischof schwer überannt und niedergeworfen hatte.

Wie die Herzogin das Kästchen aufschlug, glänzten und glänzten die Kleinodien mannigfalt auf dem roten Samtsutter. Bei solchen Denkzeichen der Erinnerung kommen allerhand alte Geschichten herangeschwirrt. Auch das Bildnis des griechischen Prinzen Konstantin lag dort, zierlich, gelect und sonder Geiſt vom Byzantiner Meister auf Goldgrund gemalt.

Bragedis, sprach Frau Hadwig, wie wär's geworden, wenn ich deinem spitznägigen, gelbwangigen Prinzen die Hand gereicht hätte?

Meine Herrin, war Bragedis' Antwort, es wäre sicher gut geworden.

Si, fuhr Frau Hadwig fort, erzähl mir etwas von deiner langweiligen Heimat, ich möchte mir gern vorstellen, was ich für einen Einzug in Konstantinopoliſ gehalten hätte.

O Fürstin, sprach Bragedis, meine Heimat ist schön — wehmütig ließ sie ihr dunkles Aug' in die neblige Ferne gleiten — und solch trüber Himmel wenigstens wär' Euch am Ufer des Marmormeeres für immer erspart. Auch Ihr hättet den Schrei des Stammens nicht unterdrückt, wenn wir auf stolzer Galeere dahin gefahren wären: an den sieben Thürmen vorbei, da heben sich zuerst die dunklen Massen, Paläste, Stuppeln, Gotteshäuser,

alles im blendend weißen Marmor, aus den Brüchen der Insel Prokonnesos, groß und stolz steigt die Lilia des Meeres aus dem blauen Grunde auf, dort ein dunkler Wald von Zypressen, hier die riesige Wölbung der hagia Sophia, auf und ab das weite Vorgebirg des goldenen Horns; gegenüber am asiatischen Gestade grüßt eine zweite Stadt, und als blaugoldner Gürtel schlingt sich das schiffbelastete Meer um den Zauber — o Herrin, auch im Traum vermag ich hier im schwäbischen Land den Glanz jenes Anblicks nicht wieder zu schauen.

Und dann, wenn die Sonne niedergestiegen und über klimmernden Meereswellen die Nacht aufgeht, der Königsbraut zu Ehren alles im blaufahlen Glanz griechischen Feuers, — jetzt fahren wir in Hafen ein, die große Kette, die ihn sonst absperrt, löst sich dem Brautschiff, Fackeln sprühen am Ufer, dort steht des Kaisers Leibwache, die Waräger mit ihren zweischneidigen Streitärzten, und die blauäugigen Normänner, dort der Patriarch mit zahllosen Priestern, überall Musik und Jubelruf, und der Königssohn im Schmucke der Jugend empfängt die Verlobte; nach dem Palaste von Blacharnae walt der Festzug . . .

Und all diese Herrlichkeit habe ich versäumt, spottete Frau Hadwig. Pragedis, dein Bild ist nicht vollständig. Und schon des andern Tags kommt der Patriarch und erteilt der abendländischen Christin einen scharfen Glaubensunterricht, was von all den Ketzereien zu halten, die auf eurem verstandesdürren Erdreich aufsprießen wie Stechapfel und Bilsenkraut, — und was von den Bildern der Mönche und dem Konzilschluß zu Chalcedon und Nicaea; dann kommt die Großhofmeisterin und lehrt die Gezeze der Sitte und Bewegung: so die Stirn gefaltet und so die Schleppe getragen, diesen Fußfall vor dem Kaiser und jene Umarmung der Frau Schwiegermutter und diese Höflichkeit gegen jenen Günstling und jene gigantische Redensart gegen dieses Untier: Eure Gravität, Eure Eminenz, Eure erhabene und wunderbare Größe! — was am Menschen Lebenslust und Kraft heißt, wird abgetödet, und der Herr Gemahl gibt sich auch als geirnüßtes Püppchen zu erkennen, eines Tages steht der Feind vor den Thoren oder der Thronfolger ist den Blauen und Grünen des Zirkus nicht genehm, der Aufruhr tobt durch die Straßen, und die deutsche Herzogstochter wird geblendet ins Kloster gesteckt . . . Was kommt's ihr dann, daß ihre Kinder schon in der Wiege mit dem Titel Alleredelster begrüßt wurden? Pra-

redis, ich weiß, warum ich nicht nach Konstantinoplis ging.

Der Kaiser ist der Herr der Welt, sprach die Griechin; was der Wille seiner Ewigkeit ordnet, ist wohlgetan; so hat man mich gelehrt.

Hast du auch schon darüber nachgedacht, daß es dem Menschen ein kostbar Gut ist, sein eigener Herr zu sein?

Nein, sprach Praxedis.

Das angeregte Gespräch behagte der Herzogin.

Was hat denn, fuhr sie fort, euer Byzantiner Maler für einen Bescheid heimgebracht, da er mein Konterfei fertigen sollte?

Die Griechin schien die Frage überhört zu haben. Sie hatte sich erhoben und stand am Fenster.

Praxedis, sprach Frau Hadwig scharf, antworte!

Da lächelte die Gefragte mild und sagte: Das ist schon eine lange Zeit her, aber Herr Michael Thallelaios hat wenig Gutes von Euch gesprochen. Die schönsten Farben habe er bereit gehalten, so erzählt' er uns, und die feinsten Goldblättchen, Ihr seiet ein reizend Kind gewesen, wie man Euch zum Gemaltwerden vor ihn führte, und es hab' ihn feierlich angemutet, als sollt' er seine ganze Kunst zusammenehmen, wie damals, als er die Mutter Gottes fürs Athoskloster malte. Aber die Prinzessin Hadwig hätten geruht, die Augen zu verdrehen, und wie er eine bescheidene Einwendung erhoben, hätten Eure Gnaden die Zunge gewiesen und beide Hände mit gestreckten Fingern an die Nase gehalten und in anmutig gebrochenem Griechisch gesagt, das sei die rechte Stellung.

Der Herr Hofmaler nahm Veranlassung, vieles über den Mangel an Bildung in deutschen Landen dran zu knüpfen, und hat einen hohen Schwur getan, daß er zeitlebens dort kein Fräulein mehr malen wolle. Und der Kaiser Basilius hat auf den Bericht hin grimmig in den Bart gebrummt . . .⁸⁾

Daß seine Majestät brummen, sprach die Herzogin. Und siehe zum Himmel, daß er jeder andern die Geduld verleihen möge, die mir damals ausging. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, einen Affen zu sehen, aber allem zufolge, was glaubwürdige Männer erzählen, reicht Herrn Michaels Ahnentafel zu jenen Mitgliedern der Schöpfung hinauf.

Sie hatte inzwischen die Armspange angelegt, es waren zwei ineinander verstrickte Schlangen, die sich küssen, jede trug ein Krönlein auf dem Haupt.⁹⁾ Da ihr unter dem vielen Geschmucke

jetzt ein schwerer silberner Pfeil unter die Hände geraten war, so mußte auch er seinen Aufenthalt im Gefängnis des Schreins mit anderem Plaze vertauschen. Er ward in die Maschen des goldfadigen Haarnezes gezogen.

Als wollte sie des Schmuckes Wirkung prüfen, ging Frau Hadwig mit großen Schritten durchs Gemach. Ihr Gang war herausfordernd. Aber der Saal war leer: selbst die Burgkaze war von dannen geschlichen. Spiegel waren keine an den Wänden. Der Zustand wohnlicher Einrichtung überhaupt ließ damals manches zu wünschen übrig.

Praxedis' Gedanken waren noch bei der vorigen Geschichte. Gnädige Gebieterin, sprach sie, er hat mich doch gedauert.

Wer?

Des Kaisers Sohn. Ihr seid ihm im Traum erschienen, sagt er, und all sein Glück hab' er von Euch erhofft. Er hat auch geweint . . .

Laß die Toten ruhen, sprach Frau Hadwig ärgerlich. Nimm lieber die Laute und sing mir das griechische Liedlein:

Konstantin, du armer Knabe,
Konstantin, und laß das Weinen!

Sie ist zersprungen, war die Antwort, und alle Saiten zu Grund gerichtet, seit die Frau Herzogin geruhten, sie . . .

Sie dem Grafen Boso von Burgund an den Kopf zu werfen, ergänzte Hadwig. Dem ist nicht zu viel geschehen, 's war gar nicht notwendig, daß er uneingeladen zur Leichenfeier Herrn Burkhards kam und mir Trost zusprechen wollte, als wär' er ein Heiliger. Laß die Laute flicken.

Sag mir indes, du griechische Goldblume, warum hab' ich heut den festlichen Schmuck angelegt?

Gott ist allwissend, sprach die Griechin, ich weiß es nicht. Sie schwieg. Frau Hadwig schwieg auch. Da trat eine jener schwülen inhaltvollen Pausen ein, wie sie der Selbsterkenntnis vorangehen. Endlich sprach die Herzogin: Ich weiß es auch nicht!

Sie schlug mißmutig die Augen nieder: Ich glaube, es geschah aus Langerweile. Der Gipfel unseres Hohentwiel ist aber auch ein gar zu betrübtes Nest — zumal für eine Witib. Praxedis, weißt du ein Mittel gegen die Langerweile?

Ich habe einmal von einem weisen Prediger gehört, sprach

Pragedis, es gäb' mannigfaltige Mittel dawider: Schlafen, Trinken, Reisen — das beste sei Fasten und Beten.

Da stützte Frau Hadwig ihr Haupt auf die lilienweiße Hand, sah die dienstbereite Griechin scharf an und sprach: Morgen reisen wir!



Zweites Kapitel.

Die Jünger des heiligen Gallus.

Des andern Tages fuhr die Herzogin samt Pragedis und großer Gefolgschaft im lichten Schein des Frühmorgens über den Bodensee. Der See war prächtig blau, die Wimpel flaggten lustig, und war viel Kurzweil auf dem Schiff. Wer sollt' auch traurig sein, wenn er über die kristallklare Wasseroberfläche dahinschwebt, die baumumräumten Gestade mit Mauern und Türmen ziehen im bunten Wechsel an ihm vorbei, fern dämmern die schneeigen Firnen und der Widerschein des weißen Segels verzittert im Spiele der Wellen?

Keines wußte, wo das Ziel der Fahrt. Sie waren's aber so gewohnt.

Wie sie an der Bucht von Rorschach¹⁰⁾ anfuhr, hieß die Herzogin einlenken. Zum Ufer steuerte das Schiff, überschwankte Brett stieg sie ans Land. Und der Wasserzoller kam herbei, der dort den Welschlandfahrern das Durchgangsgeld abnahm, und der Weibel des Marktes und wer immer am jungen Hafensplatz sesshaft war, sie riefen der Landesherrin ein rauhes: Heil Herro! Heil Liebo!¹¹⁾ zu und schlangen mächtige Tannenzweige. Grüßend schritt sie durch die Reihen und gebot ihrem Kämmerer, etliche Silbermünzen auszuwerfen, aber es galt kein langes Verweilen. Schon standen die Kasse bereit, die waren zur Nachtzeit insgeheim vorausgeschickt worden; wie alle im Sattel saßen, sprach Frau Hadwig: Zum heiligen Gallus! Da schauten sich die Dienstleute verwundert an: Was soll uns die Wallfahrt? Zum Antworten war's nicht Zeit, schon ging's im Trab

das hügelige Stück Landes hinauf, dem Gotteshaus entgegen.

Sankt Benedikt und seine Schüler haben die bauliche Anlage ihrer Klöster wohl verstanden. Land ab, Land auf, so irgendwo eine Ansiedelung steht, die gleich einer Festung einen ganzen Strich beherrscht, als Schlüssel zu einem Tal, als Mittelpunkt sich kreuzender Heerstraßen, als Hort des feinsten Weinwuchses: so mag der Vorüberwandernde bis auf weitere Widerlegung die Vermutung aussprechen, daß Iotanes Gotteshaus dem Orden Benedicti zugehöre oder vielmehr zugehört habe, denn heutigentages sind die Klöster seltener und die Wirtshäuser häufiger, was mit steigender Bildung zusammenhängt.

Auch der irische Gallus hatte einen löblichen Platz erwählt, da er, nach Waldblust gierig,¹²⁾ in helvetischer Einöde sich festsetzte: ein hochgelegenes Tal, durch dunkle Bergrücken von den milderen Gestaden des Sees gesondert, steinige Waldbäche brausen vorüber, und die riesigen Wände des Alpsteins, dessen Spitzen mit ewigen Schnee umhüllt im Gewölke verschwinden, erheben sich als schirmende Mauer zur Seite.

Es war ein sonderbarer Zug, den jene Glaubensboten von Albion und Erin aus germanische Festland führte. Genau besehen ist's ihnen kaum zu allzu hohem Verdienst anzurechnen. „Die Gewohnheit, in die Fremde zu ziehen, ist den Briten so in die Natur gewachsen, daß sie nicht anders können,“¹³⁾ schrieb schon in Karls des Großen Tagen ein unbefangener schwäbischer Mann. Sie kamen als Vorfahren der heutigen Touristen, man kannte sie schon von weitem am fremdartig zugeschnittenen Felleisen.¹⁴⁾ Und ein mancher blieb haften und ging nimmer heim, wiewohl die ehrjamen Landesbewohner ihn für sehr unnötig halten mochten. Aber die größere Zähigkeit, das Erbteil des britischen Wesens, lebensgewandte Kunst, sich einzurichten, und beim Volk die mythische Ehrfurcht vor dem Fremden gab ihren Bestrebungen im Dienst der Kirche Bestand.

Andere Zeiten, andere Lieder! Heute bauen die Enkel jener Heiligen den Schweizern für gutes eidgenössisches Geld die Eisenbahn.¹⁵⁾

Aus der schmucklosen Zelle an der Steinach, wo der irische Einsiedel seine Abenteuer mit Dornen, Bären und gespenstigen Wasserweibern bestand, war ein umfangreich Kloster emporgewachsen. Stattlich ragte der achteckige Turm der Kirche aus schindelgedeckten Dächern der Wohngebäude; Schulhäuser und

Kornspeicher, Kellerei und Scheunen waren daran gebaut, auch ein klappernd Mühlenrad ließ sich hören, denn aller Bedarf zum Lebensunterhalt muß in des Klosters nächster Nähe bereitet werden, auf daß es den Mönchen nicht notwendig falle, in die Ferne zu schweifen, was ihrem Seelenheil undienstbar. Eine feste Ringmauer mit Turm und Thor umschloß das Ganze, minder des Raths als der Sicherheit halber, maßen mancher Gewaltige im Land das Gebot: Daß dich nicht gelüsten deines Nachbars Gut! dazumal nicht allzustrenge einhielt.

Es war Mittagszeit vorüber, schweigende Ruhe lag über dem Thal. Des heiligen Benedikt Regel ordnet für diese Stunde, daß ein jeder sich still auf seinem Lager halte, und wiewohl von der gliederlösenden Glut italischer Mittagssonne, die Menschen und Tier in des Schlummers Arme treibt, diesseits der Alpen wenig zu verspüren, folgten sie im Kloster doch pflichtgemäß dem Gebot.¹⁶⁾

Nur der Wächter auf dem Torturm stand, wie immer, treulich und aufrecht im mücchendurchsummten Stüblein.

Der Wächter hieß Romeias und hielt gute Wacht. Da hörte er durch den nahen Tannwald ein Hofsgetrabe; er spitzte sein Ohr nach der Richtung. Acht oder zehn Berittene! sprach er nach prüfendem Lauschen; er ließ das Fallgatter vom Thor hernieder-rasseln, zog das Brücklein, was über den Wassergraben führte, auf und langte sein Horn vom Nagel. Und weil sich einiges Spinnweb drin festgesetzt hatte, reinigte er dasselbe.

Jetzt kamen die vordersten des Zuges am Waldsaum zum Vorschein. Da fuhr Romeias mit der Rechten über die Stirn und tat einen sonderbarlichen Blick hinunter. Das Endergebnis seines Blickes war ein Wort: Weibervölker!? — er sprach's halb fragend, halb als Ausruf, und lag weder Freudigkeit noch Auf-erbauung in seinem Worte. Er griff sein Horn und blies dreimal hinein. Es war ein ungefügiger stiermäßiger Ton, den er hervorlockte, und war dem Hornblasen deutlich zu entnehmen, daß weder Musen noch Grazien die Wiege des Romeias zu Willingen im Schwarzwald umstanden hatten.

Wenn einer im Wald sich umgeschaut hat, so hat er sicher schon das Getrieb eines Ameisenhaufens angesehen. Da ist alles wohlgeordnet und geht seinen gemeinsamen Gang und freut sich der Ruhe in der Bewegung: ist fährst du mit deinem Stab darein und scheuchest die vordersten: da bricht Verwirrung aus,

Kennen und wimmelnder Zusammenlauf — alles hat der eine Stoß verstört. Also und nicht anders fuhr der Stoß aus Romeias Horn aufjagend ins stille Kloster.

Da füllten sich die Fenster am Saal der Klosterschulen mit neugierigen jungen Gesichtern, manch lieblicher Traum in einsamer Zelle entschwebte, ohne seinen Schluß zu finden, manch tief-sinnige Meditation halbwachender Denker desgleichen; der böse Sindolt, der in dieser Stunde auf seinem Schragen des Ovidius verboten Büchlein „Von der Kunst, zu lieben“ zu ergründen pflegte, rollte eiligst die pergamentnen Blätter zusammen und barg sie im schützenden Versteck seines Strohsacks.

Der Abt Cralo sprang aus seinem Lehnstuhl und reckte seine Arme der Decke seines Gemaches entgegen, ein schlastrunkener Mann; auf schwerem Steintisch stand ein prachtvoll silbernen Wasserbecken,¹⁷⁾ darein tauchte er den Zeigefinger und nekte die Augen, des Schlummers Nest zu vertreiben. Dann hinkte er zum offenen Söller seines Erkers und schaute hinab.

Und er ward betrüblich überrascht, als wär' ihm eine Walnuß aufs Haupt gefallen: Heiliger Benedikt, sei mir gnädig, meine Base, die Herzogin!

Sofort schürzte er seine Kutte, strich den schmalen Büschel Haare zurecht, der ihm inmitten des kahlen Scheitels noch stattlich emporkam gleich einer Fichte im öden Sandfeld,¹⁸⁾ hing das güldene Kettlein mit dem Klosterfigill um, nahm seinen Abtsstab von Apfelbaumholz, dran der reichverzierte Elfenbeingriff erglänzte, und stieg in den Hof hernieder.

Wird's bald? rief einer der Verrittenen draußen. Da gebot er dem Wächter, daß er die Angekommenen nach ihrem Begehre frage. Romeias tat's.

Jetzt ward draußen ins Horn gestoßen, der Kämmerer Spazzo ritt als Herold ans Tor und rief mit tiefer Stimme:

Die Herzogin und Verweserin des Reichs in Schwabenland entbeut dem heiligen Gallus ihren Gruß. Schaffet Einlaß.

Der Abt seufzte leise. Er stieg auf Romeias' Warte; an seinen Stab gelehnt gab er denen vor dem Tor den Segen und sprach:

Im Namen des heiligen Gallus dankt der unwürdigste seiner Jünger für den erlauchten Gruß. Aber sein Kloster ist keine Arche, drin jegliche Gattung von Lebendigem, Reines und Unreines, Männlein und Weiblein Eingang findet. Darum —

ob auch das Herz von Betrübniß erfüllt wird — ist Einlaßschaffen ein unmöglich Ding. Der Abt muß am Tag des Gerichts Rechenschaft ablegen über die seiner Hut vertrauten Seelen. Die Nähe einer Frau, und wär' sie auch die erlauchteste im Lande, und der hinsällige Scherz der Kinder dieser Welt wär' allzu große Versuchung für die, so zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten müssen. Beschweret das Gewissen des Hirten nicht, der um seine Lämmer Sorge trägt. Kanonische Satzung sperrt das Thor.

Die gnädige Herzogin wird in Trogen oder Rorschach des Klosters Villa zu ihrer Verfügung finden . . .

Frau Hadwig saß schon lange ungeduldig im Sattel; jetzt schlug sie mit der Reitgerte ihren weißen Zelter, daß er sich mächtig bäumte, und rief lachenden Mundes:

Spart die Umschweife, Better Cralo; ich will das Kloster sehen!

Behmütig hob der Abt an: Wehe dem, durch welchen Vergerniß in die Welt kommt. Ihm wäre heilsamer, daß an seinem Hals ein Mühlstein . . .

Aber seine Warnung kam nicht zu Erde. Frau Hadwig änderte den Ton ihrer Stimme. Herr Abt, die Herzogin in Schwaben muß das Kloster sehen! sprach sie scharf.

Da ward es dem Schwergeprüften klar, daß weiterer Widerspruch kaum möglich ohne große Gefahr für des Gotteshauses Zukunft. Noch sträubte sich sein Gewissen. Wenn einer in zweifelhafter Lage aus sich selber keine Auskunft zu schöpfen weiß, ist's dem schwanken Gemüt wohlthätig, andere zu gutem Rat beizuziehen, das nimmt die Verantwortung und deckt den Rücken.

Drum rief Cralo jetzt hinunter: Da Ihr hartnäckig darauf besteht, muß ich's der Ratsversammlung der Brüder vortragen. Bis dahin geduldet Euch!

Er schritt zurück über den Hof, im Herzen den stillen Wunsch, daß eine Sündflut vom Himmel die Heerstraße zerstören möge, die so leichtlich unberufenen Besuch herbeiführte. Sein hinkender Gang war eilig und aufgereggt, und es ist nicht zu verwundern, daß berichtet wird, er sei in selber Zeit in dem Klostergang auf- und abgeslattert wie ein Schwälblein vor dem Gewitter.¹⁹⁾

Fünffmal erklang jetzt das Glöcklein von des heiligen Othmar Kapelle neben der Hauptkirche und rief die Brüder zum Kapitelsaal. Und der einsame Kreuzgang belebte sich mit einherwandeln-

den Gestalten; gegenüber vom sechseckigen Ausbau, wo unter säulengetragenen Rundbogen der Springquell anmutig in die metallene Schale niederplätscherte, war der Ort der Versammlung, eine einfache graue Halle; auf erhöhtem Ziegelsteinboden hob sich des Abtes Marmorstuhl, dran zwei rohe Löwenköpfe ausgehauen, Stufen führten hinauf. Vergnüglich streifte das Auge von dort an den dunkeln Pfeilern und Säulen vorüber ins Grün des Gärtleins im innern Hofe; Rosen und Malven blühten drin empor; die Natur sucht gütig auch die heim, die sich ihr abgekehrt.

In scharfem Gegensatz der Farbe hoben sich die weißen Kutten und dunkelfarbigen Oberkleider vom Steinrau der Wände; lautlos traten die Berufenen ein, flüchtig Nicken des Hauptes war der gegenseitige Gruß; wärmender Sonnenstrahl fiel durchs schmale Fenster auf ihre Reihen.

Es waren erprobte Männer, ein heiliger und Gott wohlgefälliger Senat.²⁰⁾

Der mit dem schwächtigen Körper und dem scharfen, von Fasten und Nachtwachen geblähten Antlitz war Rotker, der Stammher; ein wehmütig Zucken spielte um seine Lippen, lange Uebung der Askesis hatte seinen Geist der Gegenwart entrückt. Früher hatte er gar schöne Singweisen erdacht, jetzt war er verdüstert und ging in der Stille der Nacht den Dämonen nach, mit ihnen zu kämpfen; in der Krypta des heiligen Gallus hatte er jüngst den Teufel erreicht und so darnieder geschlagen, daß er mit lautem Aufschrei in einen Winkel sich barg; und seine Weiber sagten, auch sein schwermütiges Lied *media vita* sei unheimlichen Ursprungs und vom bösen Feind geoffenbart als Lößgeld, da er ihn in seiner Zelle siegreich zusammengetreten unter starkem Fuße festhielt.

Aber neben ihm lächelte ein gutmütig ehrenfest Gesicht aus eisgrauem Bart hervor; der starke Tutilo war's; der saß am liebsten vor der Schweißbank und schnitzte die wunderfeinen Bildwerke in Elfenbein; noch gibt das Dipthychon mit Marias Himmelfahrt und dem Bären des heiligen Gallus Zeugnis von seiner Kunst. Aber wenn ihm der Rücken sich krümmen wollte von der Arbeit Last, zog er singend hinab auf die Wolfsjagd oder suchte einen ehrlichen Faustkampf zur Erholung; er focht lieber mit bösen Menschen als mit nächtlichem Spuk und sagte oft im Vertrauen zu seinem Freunde Rotker: Wer so manchem in Christen-

heit und Heidenchaft ein blaues Denkzeichen verabreicht, wie ich, kann der Dämonomachia entbehren.

Auch Ratpert kam herzu, der lang erprobte Lehrer der Schule, der immer unwillig aufuhr, wenn ihn das Kapitelglöcklein von seinen Geschichtsbüchern abrief. In vornehmer Haltung trug er das Haupt; er und die beiden andern waren ein Herz und eine Seele, ein dreiblättriger Klosterklee, so verschieden auch ihr Wesen.²¹⁾ Weil er unter den letzten in den Saal trat, kam Ratpert neben seinen Widersacher zu stehen, den bösen Sindolt, der tat, als sähe er ihn nicht, und flüsterte seinem Nachbar etwas zu; der war ein klein Männlein mit einem Gesicht wie eine Spizmaus und kniff den Mund zusammen, denn Sindolt hatte ihm soeben zugerannt, im großen Wörterbuch des Bischofs Salomo²²⁾ sei zu der Glosse: „Rabulista bedeutet einen, der über jeglich Ding der Welt disputieren will,“ von unbekannter Hand zugeschrieben worden: „Wie Radolt, unser Denkmann.“

Aus dem Dunkel im Saalesgrund ragte Sintram hervor, der unermüdlche Schönschreiber, dessen Schriftzüge die ganze cisalpinische Welt bewunderte;²³⁾ die größten von Sankt Gallus Jüngern an Maß des Körpers waren die Schotten, die am Eingang ihren Stand nahmen, Fortegian und Failan, Dubstan und Brendan und wie sie alle hießen, eine untrennbare Landsmannschaft, aber mißvergnügt über Zurücksetzung; auch der rothärtige Dabduin stand dabei, der trotz der schweren eisernen Bußkette nicht zum Propst gewählt ward und zur Strafe für seine beißenden Schmähverse auf die deutschen Mitbrüder drei Jahre lang den dürren Pflirsichbaum im Klostergarten begießen mußte.

Und Notker, der Arzt, stund unter den Versammelten, der erst jüngst des Abts hinkendem Fuß die große Heilkur verordnet hatte mit Einreibung von Fischgehirn und Umschlag einer frisch abgezogenen Wolfshaut, auf daß die Wärme des Pelzes die gekrümmten Sehnen gerade biege:²⁴⁾ sie hießen ihn das Pfefferkorn ob seiner Strenge in Handhabung der Klosterzucht; — und Wolo, der keine Frau ansehen konnte und keine reifen Äpfel,²⁵⁾ und Engelbert, der Einrichter des Tiergartens, und Gerhard, der Prediger, und Folkard, der Maler: Wer kennt sie alle, die löblichen Meister, bei deren Auszählung schon das nächstfolgende Klostergeschlecht wehmütig bekannte, daß solche Männer von Tag zu Tag seltener würden?

Jezo bestieg der Abt seinen ragenden Steinsitz, und sie ratschlagten, was zu tun sei. Der Fall war schwierig. Ratpert trat auf und wies aus den Aufzeichnungen vergangener Zeit nach, auf welche Art einst dem großen Kaiser Karl ermöglicht worden, in des Klosters Inneres zu kommen.²⁶⁾ Damals, sprach er, ward angenommen, er sei ein Ordensbruder, solange er in unsern Räumen weile, und alle taten, als ob sie ihn nicht kenneten; kein Wort ward gesprochen von kaiserlicher Würde und Kriegstaten oder demütigender Huldigung, er mußte einherwandeln wie ein anderer auch, und daß er des nicht beleidigt war, ist der Schutzbrief, den er beim Abzug über die Mauern hineinwarf, Zeuge.

Aber damit war das große Bedenken, daß jetzt eine Frau Einlaß begehrte, nicht gelöst. Die strengeren Brüder murrten, und Notker, das Pfefferkorn, sprach: Sie ist die Witib jenes Landverwüsters und Klosterschädigers, der den kostbaren Reich bei uns als Kriegsteuer erhob²⁷⁾ und höhrend dazu sagte: Gott ißt nicht und trinkt nicht, was nützen ihm die güldenen Gefäße? Laßt ihr das Tor geschlossen!

Das war jedoch dem Abt nicht recht. Er suchte einen Ausweg. Die Beratung war stürmisch, sie sprachen hin und her. Der Bruder Wolo, da er hörte, daß von einer Frau die Rede, schlich leis von dannen und schloß sich in seine Zelle.

Da hob sich unter den jüngeren einer und erbat das Wort. Sprechet, Bruder Ekkehard,²⁸⁾ rief der Abt.

Und das wogende Gemurmeln verstummte; alle hörten den Ekkehard gern. Er war jung an Jahren, von schöner Gestalt und fesselte jeden, der ihn schaute, durch sittige Anmut, dabei weise und beredt, von klugverständigem Rat und ein scharfer Gelehrter. An der Klosterschule lehrte er den Virgilius, und wiewohl in der Ordensregel geschrieben stund: zum Pörtner soll ein weiser Greis erwählt werden, dem gesetztes Alter das Irrlichtelieren unmöglich macht, damit die Ankommenen mit gutem Bescheid empfangen seien, so waren die Brüder eins, daß er die erforderlichen Eigenschaften besitze, und hatten ihm auch das Pörtneramt übertragen.

Ein kaum sichtbares Lächeln war über seinen Lippen gelegen, dieweil die Alten sich stritten. Jetzt erhob er seine Stimme und sprach:

Die Herzogin in Schwaben ist des Klosters Schirmvogt und gilt in solcher Eigenschaft als wie ein Mann. Und wenn in

unserer Sazung streng geboten ist, daß kein Weib den Fuß über des Klosters Schwelle setze: man kann sie ja darüber tragen.

Da heiterten sich die Stirnen der Alten, als wäre jedem ein Stein vom Herzen gefallen, beifällig nickten die Kapuzen, auch der Abt war des verständigen Wortes nicht unbewegt und sprach:

Fürwahr, oftmals offenbart der Herr einem Jüngerem das Dienstlichste,²⁹⁾ Bruder Ekkehard, Ihr seid sanft wie die Taube, aber klug wie die Schlange, so sollt Ihr des eigenen Rats Vollstrecker sein. Wir geben Euch Dispens.

Dem Pörtner schoß das Blut in die Wangen, er verbeugte sich, seinen Gehorsam anzudeuten.

Und der Herzogin weibliche Begleitung? frug der Abt weiter. Da wurde der Konvent eins, daß für diese auch die freimütigste Gesetzesauslegung keine Möglichkeit des Eintritts eröffne. Der böse Sindolt aber sprach: Die mögen indessen zu den Klausnerinnen auf den Frenhügel gehen; wenn des heiligen Gallus Herde von einer Landplage heimgesucht wird, soll die fromme Wiborad auch ein Teil daran leiden.

Der Abt pflog noch eine lange flüsternde Verhandlung mit Gerold, dem Schaffner, wegen des Wesperimbisses; dann stieg er von seinem Steinsiz und zog mit der Brüder Schar den Gästen entgegen. Die waren draußen schon dreimal um des Klosters Umfriedung herumgeritten und hatten sich mit Glimpf und Scherz des Wartens Ungeduld vertrieben.

In der Tonweise: justus germinavit kamen jetzt die ein-tönigen schweren Klänge des Lobliedes auf den heiligen Benedictus aus dem Klosterhof zu den Wartenden gezogen, das schwere Tor knarrte auf, heraus schritt der Abt, paarweise langsamen Ganges der Zug der Brüder, die beiden Reihen erwiderten sich die Strophen des Hymnus.

Dann gab der Abt ein Zeichen, daß der Gesang verstunme. Wie geht's Euch, Better Eralo, rief die Herzogin leichtfertig vom Hof, hab' Euch lange nicht gesehen. Hinket Ihr noch?

Eralo aber sprach ernst: Es ist besser, der Hirt hinke, als die Herde.³⁰⁾ Vernehmet des Klosters Beschluß.

Und er eröffnete die Bedingung, die auf den Eintritt gesetzt. Da sprach Frau Hadwig lächelnd: Solang ich den Zeppter führe in Schwabenland, ist mir ein solcher Vorschlag nicht gemacht worden. Aber Eures Ordens Vorschrift soll von uns kein Leides

geschehen; welchem der Brüder habt Ihr's zugewiesen, die Landesherrin über die Schwelle zu tragen?

Sie ließ ihr funkelnd Auge über die geistliche Heerschar streifen. Wie sie auf Rotker, des Stammers, unheimlich Schwärmerantlig traf, flüsterte sie leise der Griechin zu: Möglich, daß wir gleich wieder umkehren!

Da sprach der Abt: Das ist des Pörtners Amt, dort steht er.

Frau Hadwig wandte den Blick in der Richtung, die des Abts Zeigefinger wies; gesenkten Auges stand Ekkehard; sie erschaute die sinnige Gestalt im rotwangigen Schimmer der Jugend, es war ein langer Blick, mit dem sie über die gedankenbewegten Züge und das wallende gelbliche Haupthaar und die breite Tonsur streifte.

Wir kehren nicht um! nickte sie zu ihrer Begleiterin, und bevor der kurzhalsige Kämmerer, der meistens den guten Willen und das Zuspätkommen hatte, vom Gaul herab und ihrem Schimmel genahet war, sprang sie anmutig aus dem Bügel, trat auf den Pörtner zu und sprach: — So tut, was Cures Amtes!

Ekkehard hatte sich auf eine Anrede besonnen und gedachte mit Anwendung tadellosen Lateins die sonderbare Freiheit zu rechtfertigen, aber wie sie stolz und gebietend vor ihm stand, versagte ihm die Stimme, und die Rede blieb, wo sie entstanden — in seinen Gedanken. Aber er war unverzagten Mutes und umfaßte mit starkem Arm die Herzogin, die schmiegte sich vergnüglich an ihren Träger und lehnte den rechten Arm auf seine Schulter. Fröhlich schritt er unter seiner Bürde über die Schwelle, die kein Frauenfuß berühren durfte, der Abt ihm zur Seite, Kämmerer und Dienstmannen folgten, hoch schwangen die dienenden Knaben ihre Weihrauchfässer, und die Mönche wandelten in gedoppelter Reihe, wie sie gekommen, hinterdrein, die letzten Strophen ihres Loblieds singend.

Es war ein wundersam Bild, wie es vor und nachmals in des Klosters Geschichte nicht wieder vorkam, und ließen sich von Freunden unnützer Worte an den Mönch, der die Herzogin trug, erspriekliche Bemerkungen anknüpfen über das Verhältnis der Kirche zum Staat in damaligen Zeiten und dessen Aenderung in der Gegenwart . . .

Die Naturverständigen sagen, daß durch Annäherung lebender Körper unsichtbar wirkende Kräfte tätig werden, ausströmen,

ineinander übergehen und seltsamliche Beziehungen herstellen. Daß mochte sich auch an der Herzogin und dem Börtner bewähren; dieweil sie sich in seinen Armen wiegte, gedachte sie leise: „Fürwahr, noch keinem hat Sankt Benedikt's Kapuze anmutiger gefessen als diesem,“³¹⁾ und wie er im kühlen Klostergang seine Bürde mit schüchternem Anstand absetzte, fiel ihm nichts auf, als daß ihm die Strecke vom Tor bis hierher noch niemals so kurz vorgekommen.

Ich bin Euch wohl schwer gefallen? sprach die Herzogin sanft.

Hohe Herrin, Ihr möget keddlich sagen, wie da geschrieben steht: mein Joch ist sanft und meine Bürde ist leicht, war seine Erwiderung.

Ich hätte nicht gedacht, sprach sie darauf, daß Ihr die Worte der Schrift zu einer Schmeichelrede anwendet. Wie heißet Ihr?

Er antwortete: Sie nennen mich Ekkehard.

Ekkehard! ich danke Euch! sagte die Herzogin mit anmutvoller Handbewegung.

Er trat zurück an ein Bogenfenster im Kreuzgang und schaute hinaus ins Gärtlein. War's ein Zufall, daß ihm jetzt der heilige Christophorus vor die Gedanken trat?

Dem deuchte seine Bürde auch leicht, da er anhub, daß fremde Kindlein auf starker Schulter über den Strom zu tragen, aber schwer und schwerer senkte sich die Last auf seinen Nacken und preßte ihn hinab in die brausende Flut, tief, tief, daß sein Mut sich neigen wollt zu verzweifeln . . .

Der Abt hatte einen köstlichen Henkelkrug bringen lassen, damit ging er selber zum Springquell, füllte ihn und trat vor die Herzogin. Der Abt soll den Fremden das Wasser darbringen, ihre Hand zu neken, sprach er, und sich samt der ganzen Brüderschaft zur Fußwaschung —

Wir danken, fiel ihm Frau Hadwig in die Rede. Sie sprach's mit entschiedenem Ton. Indes hatten zwei der Brüder eine Truhe herabgeholt, sie stand geöffnet im Gang. Drein griff jetzt der Abt, zog eine funkelneue Kutte herfür und sprach: So ernenne ich denn unseres Klosters erlauchten Schirmvogt zum Mitglied und zugeschriebenen Bruder und schmück' ihn dessen zum Zeugnis mit des Ordens Gewandung.³²⁾

Frau Hadwig fügte sich. Leicht bog sie das Knie, da sie die Kutte aus seinen Händen empfing; sie warf das ungewohnte Kleidungsstück um, es stand ihr gut, faltig war's und weit, wie

die Regel besagt: Der Abt soll ein scharfes Auge haben, daß die Gewänder nicht zu kurz seien für ihre Träger, sondern wohlgemessen.

Reizend sah das lichte Frauenantlitz aus der dunkeln Kapuze.

Für Euch gilt das Gleiche! rief nun der Abt zu der Herzogin Gefolge. Da hatte der böse Sindolt seine Freude dran, Herrn Spazzo einzukleiden. Und wißt Ihr auch, raunte er ihm ins Ohr, was die Kutte für Euch zu bedeuten hat? — Daß Ihr die Gelüste der Welt abschwöret und einen mäßigen, armen und keuschen Wandel gelobet für immerdar!

Herr Spazzo war schon mit dem rechten Arm in das faltige Ordensgewand gefahren, schnell zog er ihn wieder zurück. Halt an, zürnte er, da muß ich Einsprache tun! Sindolt schlug ein Gelächter auf, da merkte der Kämmerer, es sei so ernst nicht gemeint, und sprach: Bruder, Ihr seid ein Schalk!

Bald prangten auch die Gefolgsmänner im Schmuck des Ordenskleides, manchem der neuerhoffenen Mönche hing der lange Bart ordnungswidrig bis an den Gürtel, und das sittige Niederschlagen des Blicks gelang noch nicht ganz nach Vorschrift.³³⁾

Der Abt geleitete seine Gäste zuerst zur Kirche.



Drittes Kapitel.

Wiborada Reclusa.

Einer von denen, die am wenigsten sich des unerwarteten Besuchs ergöhten, war Romeias, der Wächter am Thor. Er wußte ungefähr, was ihm bevorstand, aber nicht alles. Während der Abt die Herzogin empfing, kam Gerold, der Schaffner, zu ihm und sprach: Romeias, rüstet Euch, auszugehen! Ihr sollt auf den nächsten Meierhöfen ansagen, daß sie noch heut vor Abend die schuldigen Hühner³⁴⁾ zur Ausschmückung der Mahlzeit schicken, und sollt einen guten Bissen Wildbret beschaffen.

Deß war Romeias zufrieden. Es fügte sich nicht zum ersten Male, daß er das Gasthuhn zu heischen ging, und die Meier und Kellerer auf den Höfen duckten sich des Romeias Worten, denn er hatte eine kräftige Sprache zum Unbefehlen. Des Weidwerks aber freute er sich zu jeder Zeit. Darum nahm Romeias seinen Jagdspieß, hing die Armbrust über und wollte gehen, ein Rudel Hunde zu lösen. Gerold, der Schaffner, aber zupfte ihn am Gewand und sagte: Romeias, noch etwas! Ihr sollet auch der Herzogin Frauenzimmer, denen der Eintritt verwehrt ist, hinauf ins Schwarzatal führen und der frommen Wiborad vorstellen, daß sie bei ihr Kurzweil finden, bis der Abend kommt. Und sollet fein artig sein, Romeias, es ist eine Griechin dabei mit gar dunkeln Augen . . .

Da legten sich drei tiefe Falten über Romeias' Stirn, und er stieß den Jagdspieß auf den Boden, daß es klirrte. Weibervölker begleiten? rief er, — dazu ist der Wächter am Thor des heiligen Gallus nicht nutz!

Gerold aber nickte ihm bedeutungsvoll zu und sprach: Ihr müßt's versuchen, Romeias. Ist's nicht schon zugetroffen, daß Wächter, die ihren Auftrag getreulich erfüllten, des Abends einen großen Steinkrug Klosterwein in ihrem Stüblein vorfanden? Hallo, Romeias!

Des Mißmutigen Antlitz heiterte sich. Und er ging hinab in den Hof und löste die Hunde; der Spürhund und der Leit- hund sprangen an ihm hinauf, auch das Wiberhündlein klaffte vergnüglich und wollte mit ausziehen,⁸⁵⁾ aber verächtlich jagte er's heim, der Fischteich und seine Inassen gingen den Weidmann nichts an. Von seinen Rüden umbellt schritt er vors Thor.

Pragedis und die anderen dienenden Frauen der Herzogin waren von den Pferden gestiegen und saßen auf einem Rain im Sonnenschein und hatten viel miteinander zu schwätzen von Mönchen und Nuten und Bärten und sonderbaren Launen ihrer Herrschaft. Da trat Romeias vor sie hin und sprach: Vorwärts!

Pragedis musterte den wilden Jägersmann und war sich nicht klar, was sie aus ihm machen sollte; mit schnippischer Stimme fragte sie: Wohin, guter Freund? Romeias aber hob seinen Spieß und deutete nach einem nahen Hügel hinter dem Walde und sagte nichts. Da sprach Pragedis: Sind die Worte bei Euch in Sanct Gallen so teuer zu kaufen, daß Ihr keinen anderen Bescheid gebt?

Die Dienerinnen lachten.

Da sprach Romeias ernst: Möcht' euch doch allzusamt ein Donnerwetter sieben Kläster tief in Erdboden hinein verschlagen!

Pragedis erwiderte: Wir danken Euch, guter Freund! Hiemit war die schickliche Einleitung zu einem Gespräch gefunden. Romeias eröffnete seinen Auftrag, die Frauen folgten ihm willig.

Und allmählich fand der Wächter, daß es nicht der härteste Dienst sei, solche Gäste zu geleiten, und wie die Griechin ihn des Näheren über Wächtereier und Jagdhantierung befragte, ward seine Zunge gelöst, und er erzählte von Bären und Wildschweinen, daß es eine Freude war, und erzählte sogar sein großes Jagdstück von dem furchtbaren Eber, dem er einst den Speer in die Seite geworfen und ihn doch nicht zu erlegen vermocht, denn er hatte Kräfte, einer Wagenlast an Maß gleich, und Borsten, so hoch wie die Tannen des Forstes, und Zähne, zwölf Ellen lang,³⁶⁾ — und ward zusehends artiger, denn, wie die Griechin einmal ihren Schritt hemmte, um einer Drossel Schlag zu belauschen, hielt auch Romeias geduldig an, wiewohl ihm sonst ein Singvogel ein viel zu erbärmlich Stück Wild war, als daß er ihn großen Aufmerksamens gewürdigt. Und wie Pragedis sich nach einem schönen Goldkäfer bückte, der im rötlichen Moos herumkletterte, wollte ihr Romeias dienstwillig den Käfer mit schwerbefohlnem Fuß zur Hand schieben, und daß er ihn bei solcher Gelegenheit zertrat, war nicht seine Absicht.

Sie stiegen einen düsteren Bergpfad hinauf; über zerklüftete Nagelsuhfelsen rann die Schwarza zu Tale. An jenem Abhang war einst der heilige Gall in die Dornen gefallen und hatte zum Begleiter, der ihn aufrichten wollte, gesprochen: Daß mich liegen, hier soll meine Ruhe sein und mein Haus für alle Zeit!³⁷⁾

Sie waren nicht lang bergan gekommen, da kamen sie an einen freien, tanuwaldumsäumten Platz. An schirmende Felswand angelehnt, stand dort eine schlichte Kapelle in Form eines Kreuzes. Nah dabei war ein viereckig Häuslein gemauert, das mit der Rückseite auch an den Fels anstieß; nur eine einzige niedere Fensteröffnung, mit einem Holzladen verschließbar, war dvan zu schauen; nirgends eine Türe oder anderweiter Eingang, und war nicht abzusehen, wie ein Mensch in solch Gebäu Einlaß finden mochte, wofern er nicht durch eine Lucke im Dach von seiten der Felswand sich hinabließ. Gegenüber stand ein

gleiches Gefaß, so ebenfalls nur ein einzig Fensterlein hatte.

Es war ein häufiger Brauch dazumal, daß solche, die Neigung zum Mönchsleben verspürten und die sich, wie der heilige Benedikt sagt,³⁸⁾ stark genug fühlten, den Kampf mit dem Teufel ohne Beihilfe frommer Genossenschaft auf eigene Faust zu bestehen, sich in solch einen Gaden einmauern ließen. Man hieß sie Reclausi, Eingeschlossene, Klausner, und war ihre Nutzbarkeit und Lebensabsicht der der Säulenheiligen in Aegyptenland zu vergleichen; scharfer Winterzwind und Schneefall macht freilich diesseits der Alpen die Absperrung in frischer Luft unmöglich, das Anachoretengelüst war nicht minder stark.³⁹⁾

In den vier engen Wänden hier auf dem Trennhügel hauste nun die Schwester Wiborad,⁴⁰⁾ eine vielgepriesene Klausnerin ihrer Zeit.

Sie stammte aus Klingnau im Aargau und war eine stolze, spröde Jungfrau gewesen, in mancher Kunst bewandert, und hatte von ihrem Bruder Hitto alle Psalmen lateinisch beten gelernt und war ehemals nicht abgeneigt, einem Mann sein Leben zu versüßen, wenn sie den rechten finden mochte, aber die Blüte aargauischer Landeskraft fand keine Gnade vor ihren Augen, und sie tat eine Wallfahrt gen Rom. Und dort muß ihr unster Gemüt durchschüttelt worden sein, keiner der Zeitgenossen hat erfahren wie; — drei Tage lang raunte ihr Bruder Hitto das Forum auf und nieder, und durch die Hallen des Kolosseum und unter Konstantins Triumphbogen durch bis zum vierstirnigen Janus an der Tiber unten, und suchte seine Schwester und fand sie nicht; am Morgen des vierten Tags kam sie zum salarischen Thor herein und trug ihr Haupt hoch und ihre Augen leuchtend und sprach, es sei alles nichts auf der Welt, solange nicht dem heiligen Martinus die Ehre erwiesen werde, die seinem Verdienst gebühre.

Wie sie aber zurückkehrte in die Heimat, verschrieb sie ihr Hab und Gut der Bischofskirche zu Konstanz mit dem Bedingnis, daß die geistlichen Herren jeweils am eilften jedes Herbstmonats dem heiligen Martin ein besonderes Fest halten sollten; sie selber trat in ein eng Häuslein, wo die Klausnerin Zilia sich sesshaft gemacht, und führte ein klösterlich Leben. Und wie es ihr dort nimmer zuträglich war, verzog sie sich ins Thal des heiligen Gallus; der Bischof selbst gab ihr das Geleit und tat ihr den schwarzen Schleier um und führte sie an der Hand in die Zelle

am Frenhügel und sprach den Segen darüber; mit der Mauerfelle tat er den ersten Schlag auf die Steine, mit denen der Eingang vermauert ward, und drückte viermal sein Sigill auf das Blei, damit sie die Fugen löteten, und schied sie von der Welt, und die Mönche sangen dazu, als würd' einer begraben, dumpf und traurig.

Die Leute ringsum aber hielten die Klausnerin hoch in Ehren; sie sei eine hartgeschmiedete Meisterin,⁴¹⁾ sagten sie, und an manchem Sonntag stund Haupt an Haupt auf dem Wiesenplan, und Wiborad stund an ihrem Fensterlein und predigte ihnen, und andere Frauen siedelten sich in die Nähe und suchten bei ihr Anleitung zur Tugend.

Wir sind an Ort und Stelle, sprach Romeias. Da blickte Pragedis mit ihren Begleiterinnen um. Kein menschlich Wesen war zu erschauen; verspätete Schmetterlinge und Käfer summten im Sonnenschein, und die Grille zirpte flügelwehend im Gras. An Wiborads Zelle war der Fensterladen angelehnt, so daß nur ein schmaler Streif Sonnenlicht hineinfallen konnte. Dumpfes, langsam und halb durch die Nase gesungenes Psalmodieren tönte durch die Einsamkeit.

Romeias klopfte mit seinem Jagdspieß an den Fensterladen, der blieb, wie er war, angelehnt; das Psalmodieren tönte fort.

Da sprach der Wächter: Wir müssen sie anderweitig herausklopfen!

Romeias war ein Mann von ungeschliffener Lebensart, sonst hätte er nicht getan, was er jetzt tat.

Er begann ein Lied zu singen, womit er oftmals die Klosterschüler ergözte, wenn sie in seine Turmstube entwischten, ihn am Bart zu zupfen und mit dem großen Wächterhorn zu spielen. Es war eine jener Kantilenen, wie deren, seit daß es eine deutsche Zunge gibt, auf freier Heerstraße, an Wegscheiden und Waldecken und draus auf weiter Halbe schon manches gute Tausend in den Wind gesungen und wieder verweht worden, und lautete also:

Ich weiß einen Stamm im Eichenschlag,
Der steht im grünsten Laube,
Dort lockt und lacht den ganzen Tag
Eine schöne wilde Taube.

Ich weiß einen Fels, draus schillt und schallt
Nur Krächzen und Geheule,

Dort haust fahlgrau und mißgestalt
Eine heifre Schleiereule.

Des Jägers Horn bringt süßen Klang,
Des Jägers Pfeil Verderben:
Die Taube grüß ich mit Gesang,
Die Gul' muß mir ersterben!

Romeias' Lied hatte ungefähr die Wirkung, als wenn er einen Feldstein in Wiborads Laden geworfen. Als bald erschien eine Gestalt an der viereckigen Fensteröffnung, auf hagerem Halse hob sich ein blaßes, vergilbtes Frauenantlitz, in dem der Mund eine feindselige Richtung aufwärts gegen die Nase genommen; von dunklem Schleier verhummt, beugte sie sich weit aus dem Fensterlein, die Augen glänzten unheimlich. Schon wieder, Satanas? rief sie.

Da trat Romeias vor und sprach mit gutmütigem Ausdruck: Der böse Feind weiß keine so schönen Lieder wie Romeias, der Klosterwächter. Beruhigt Euch, Schwester Wiborad, ich bring ein paar feine Jungfräulein, die Herren im Kloster lassen sie Euch zu annehmlicher Unterhaltung empfohlen sein.

Hebet euch weg, ihr Truggestalten! rief die Klausnerin. Wir kennen die Schlingen, die der Versucher legt. Weichet, weichet!

Praxedis aber näherte sich der Zelle und neigte sich sittig vor der dünnen Bewohnerin: sie komme nicht aus der Hölle, sondern vom hohen Thiel herüber, setzte sie ihr auseinander. Ein wenig falsch konnte das Griechenkind auch sein, denn wiewohl ihre Kenntniß von der Klausen im Schwarzatal sich erst von heute herschrieb, fügte sie doch bei, sie hätte von dem außerbaulichen Wandel der Schwester Wiborad schon so viel vernommen, daß sie die erste Gelegenheit genutzt, bei ihr anzusprechen.

Da schien es, als wollten sich einige Runzeln auf Wiborads Stirn glätten. Reich mir die Hand, Fremde! sprach sie und reichte ihren Arm zum Fensterlein hinaus. Die Kutte streifte sich ein wenig zurück, da war er in seiner ganzen fleischlosen Magerkeit dem Sonnenschein ausgesetzt.

Praxedis reichte ihr die Rechte. Wie der junge, lebenswarme Pulsschlag der weißen Hand an der Klausnerin dürre Finger anschlug, war sie langsam von der Griechin Menschlichkeit überzeugt.

Romeias merkte die Wendung zum Besseren, er wälzte etliche

Felsstücke unter das Fenster der Zelle. In zwei Stunden hol' ich euch wieder ab; behüt' Gott, ihr Jungfräulein! sprach er. Und erschreckt nicht, wenn sie in Verzückung kommt, flüsterte er der Griechin zu.

Hiermit pfiß Romeias seinen Hunden und schritt ins Waldesdickicht. Er legte auch etwa dreißig Schritte ohne Hindernis zurück, aber dann drehte er sein struppig Haupt und wandte den ganzen Menschen um; auf den Spieß gestemmt, schaute er unverrückt nach dem Platz vor der Klause, als hätt' er etwas verloren. Hatte aber nichts zurückgelassen.

Pragedis lächelte und warf dem größten aller Wächter eine Fußhand zu. Da machte Romeias Kehrt, wollte seinen Spieß schultern, ließ ihn fallen, hob ihn auf, stolperte, erholte sich wieder und verschwand in gutem Trab jenseits der moosverwachsenen Stämme.

O Kind der Welt, das in Finsternis wandelt, schalt die Klausnerin herab, was soll die Bewegung deiner Hand?

Ein Scherz . . . sprach Pragedis unbesangen.

Eine Sünde! rief Wiborad mit rauher Stimme. Pragedis erschraf.

O Teufelswerk und Verblendung! fuhr jene predigend fort. Da laßet Ihr Eure Augen listig herumstreifen, bis sie dem Manne als wie ein Blitz ins Herz fahren, und werft ihm eine Fußhand zu, als wenn das nichts wäre. Ist das nichts, wenn einer rückwärts schaut, der vorwärts schauen sollte? Wer die Hand an den Flügel zu legen hat und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes!⁴² Ein Scherz?! O reichet mir Noß, Euch zu entzündigen, und Schnee, Euch rein zu waschen!

Daran hab' ich nicht gedacht, sprach Pragedis errötend.

Ihr denkt noch an vieles nicht, sprach Wiborad. Sie schaute Pragedis mit einem musternden Blick von oben bis unten an. Ihr denkt auch nicht, daß Ihr heut ein grüngelb Gewand traget, und daß solch herausfordernde Farbe weltabgewandten Augen ein Greuel ist, und daß Ihr den Gürtel so lose und nachlässig darum geschlungen habet, als wäret Ihr eine landsahrende Tänzerin. Wachtet und betet!

Die Klausnerin verschwand eine Weile, dann kehrte sie zurück und reichte einen grobgedrehten Strick heraus. Du dauerst mich, arme Dachtube, sprach sie. Reiß ab die seidegestickte Umwindung und empfab' hier den Gürtel der Entsagung aus Wibo-

rads Händen; der soll dir eine Mahnung sein, daß du unnützem Schwatzen und Tun den Abschied gebest. Kommt aber wieder eine Versuchung eitlem Herzens über dich, Wächtern Fußhände zuzuwerten, so wende dein Haupt gen Sonnenaufgang und singe den Psalm: Herr, zu meinem Beistand eile herbei! — und will auch dann der Friede nicht bei dir einkehren, so brenn ein Wachslicht an und halt den Zeigefinger über die Flamme, so wirst du sicher sein zur Stunde.⁴³⁾ Das Feuer heilt das Feuer.

Praxedis schlug die Augen nieder.

Eure Worte sind bitter, sprach sie.

Bitter! rief die Klausnerin, gelobt sei der Herr, daß auf meinen Lippen kein süßer Geschmack wohnt! Der Mund der Heiligen muß bitter sein. Da Pachomius in der Wüste saß, trat der Engel des Herrn zu ihm und brach die Blätter des Lorbeerbaums und schrieb die Worte des Gebets drauf und gab sie dem Pachomius und sprach: Verschling die Blätter; sie werden schmecken in deinem Mund wie Galle, aber dein Herz wird erfüllt werden vom Ueberschwall wahrer Weisheit. Und Pachomius nahm die Blätter und aß sie, und von Stund an blieb sein Mund bitter, sein Herz aber füllte sich mit Süße und er pries den Herrn.⁴⁴⁾

Praxedis schwieg. Es blieb eine Zeitlang still. Die andern Frauen der Herzogin waren nicht mehr zu sehen. Wie die Klausnerin ihren Gürtel herausreichte, hatten sie einand mit dem Ellbogen angestoßen und waren leise um das Häuslein geschlichen. Sie pflückten einen großen Strauß Heidekraut und Herbstblumen im Walde und kicherten dazu.

Wollen wir auch einen solchen Gürtel umlegen? sprach die eine.

Wenn die Sonne schwarz aufgeht, sprach die andere.

Praxedis hatte den Strick ins Gras gelegt. Ich will Euch Eures Gürtels nicht berauben, sprach sie jetzt schüchtern zum Fenster der Zelle hinauf.

O harmloses Gemüt, sprach Wiborad, der Gürtel, den wir tragen, ist kein Kinderspiel wie der, den ich dir reichte; der Gürtel Wiborads ist ein eiserner Reif mit stumpfen Stacheln und klrirt wie eine Kette und schneidet ein; — deine Augen erschauerten seines Anblicks.⁴⁵⁾

Praxedis schaute nach dem Wald, als wollte sie spähen, ob Romeias nicht bald zurückkehre. Die Klausnerin mochte bemerken,

daß es ihrem Gast nicht allzu behaglich war, sie reichte ein Brett aus ihrem Fensterlein, drauf war ein halb Duzend rotgrüner Äpfel gelegt.

Wird dir die Zeit lang, Tochter der Welt? sprach sie. Greif zu, wenn die Worte des Heils dich nicht sättigen. Backwerk und Süßigkeiten hab' ich nicht, aber auch diese Äpfel gefallen dem Herrn wohl, sie sind die Speise der Armen.

Die Griechin wußte, was der Anstand erheischt. Aber es waren Holzäpfel. Wie sie den ersten zur Hälfte verzehrt, verzog sich ihr anmutiger Mund, und unfreiwillige Tränen perlten in den Augen.

Wie schmecken sie? rief die Klausnerin. Da tat Praxedis, als ob des Apfels Rest zufällig ihrer Hand entfalle. Wenn der Schöpfer allen solche Herbigkeit anerschaffen, so hätte Eva nimmermehr vom Apfel gekostet, sprach sie mit sauersüßem Lächeln.

Wiborad war beleidigt! Gut! erwiderte sie, daß du der Eva Ungedenken nicht erlöscheln lässest. Die hat denselben Geschmack gehabt wie du, drum ist auch die Sünde in die Welt gekommen.⁴⁶⁾

Die Griechin blickte nach dem Himmel. Aber nicht aus Rührung. Ein Falke kreiste einsam über Wiborads Zelle. O könnt' ich mit dir über den Bodensee fliegen, dachte sie. Dann wiegte sie schalkhaft ihr Haupt.

Wie muß ich's anfangen, fragte sie, daß ich vollkommen werde, wie Ihr?

Der Welt gründlich entsagen, antwortete Wiborad, ist eine Gnade von oben; der Mensch kann sich's nicht geben. Fasten, Quellwasser trinken, das Fleisch abtöten, Psalmen beten, das sind nur Vorbereitungen. Das Wichtigste ist ein guter Schutzheiliger. Wir Frauen sind ein gebrechlich Volk, aber eindringlich Gebet ruft die Streiter Gottes an unsere Seite, die helfen. Schau her ans kleine Fenster, da steht er oft in nächtlicher Stille, der Erlesene meiner Gedanken, der tapfere Bischof Martinus, und hält Schild und Lanze wider die anstürmenden Teufel; ein blauer Strahlenglanz geht von seinem Haupte aus, es zuckt durchs Dunkel wie Wetterleuchten, wenn er naht, und grunzend entfliehen die Dämonen. Und wenn der Kampf geendet, dann pflegt er gar traulichen Zwiespruch; ich klag' ihm, was das Herz bedrängt, all die Not, die ich mit den Nachbarinnen habe, und alles Leid, das mir die Klosterleute zufügen, und der Heilige nickt und schüttelt die wallenden Locken und nimmt alles mit sich

himmelaufwärts und teilt es seinem Freund, dem Erzengel Michael, mit, der hat jeden Montag Wache am Thron Gott Vaters,⁴⁷⁾ so kommt's an den rechten Ort, und Wiborad, die letzte der letzten im Dienste des Hochthronenden, ist nicht vergessen . . .

Da will ich den heiligen Martinus auch zu meinem Schutzpatron erwählen, sprach Praxedis. Aber darauf hatte Wiborads Lobspruch nicht gezielt. Sie warf einen verächtlich eifersüchtigen Blick auf die roten Wangen der Griechin. Der Herr verzeih Euch Eure Anmaßung, sprach sie mit gefalteten Händen; — glaubt Ihr, das ist mit einem leichtfertigen Wort und mit einem glatten Gesicht getan? Unerhört! Viel lange Jahre hab' ich gerungen und die Falten der Askesis wie Narben auf der Stirn getragen und war noch nicht von ihm begnadigt, daß er mir nur einen Blick zuwarf. Es ist ein fürnehmer Heiliger und ein tapferer Kriegsmann vor dem Herrn, der schaut nur auf erprobte Streiterinnen.

Er wird mein Gebet nicht gröblich abweisen, warf Praxedis ein.

Ihr sollt aber nicht zu ihm beten, rief Wiborad zornig, Ihr dürft nicht zu ihm beten. Was hat er mit Euch zu schaffen? Für Euresgleichen sind andere Schutzheilige. Ich will Euch einen sagen. Nehmt Ihr den frommen Vater Pachomius zum Patron.

Den kenn' ich nicht, sagte Praxedis.

Schlimm genug, so lern ihn icht kennen. Der war ein ehrwürdiger Einsiedel in der thebaischen Wüste, aß Wurzeln und Heuschrecken und war so fromm, daß er schon bei Lebzeiten die Harmonie der Sphären und Planeten erklingen hörte, und sprach oft: Wenn alle Menschen das hören könnten, was meine Ohren zu hören gewürdigt sind, sie ließen Haus und Hof, und wer den rechten Schuh angezogen, ließe den linken und ließe in den Orient. In Alexandria aber war eine Maid, die hieß Thais, und niemand wußte, was unendlicher an ihr, die Schönheit oder der Leichtsinn. Da sprach Pachomius: Eine solche ist dem ganzen Land Aegypten eine Plage, und machte sich auf, schnitt seinen Bart, salbte sich und bestieg sein Krokodil, das er durch die Kraft des Gebets dienstbar gemacht, das trug ihn auf schuppigem Rücken den Nil hinab, und er ging zu ihr, als wär' er ein Liebhaber. Seinen großen Palmstock hatte er auch mitgenommen und erschütterte das Herz der Sünderin dermaßen, daß sie ihre Seidengewande verbrannte und

ihren Schmuck dazu und dem Pachomius folgte wie ein Zicklein dem Hirten. Und er schloß sie in ein Felsengrab ein, daran ließ er nur ein klein Fenster und unterwies sie im Gebet, und nach fünf Jahren war der Thais Läuterung zu Ende und vier Engel trugen ihre Seele gerettet gen Himmel.⁴⁸⁾

Aber Praxedis war nicht sehr auferbaut. Der alte Wüstenvater mit seinem struppigen Bart und den bitteren Lippen ist ihr nicht vornehm genug, da soll ich mit ihm vorlieb nehmen, dachte sie. Sie wagte nicht, es auszusprechen.

Jetzt tönte die Vesperglocke vom Kloster durch den Tannenwald herauf. Da trat die Klausnerin vom Fenster ab und schloß ihren Laden. Dumpfes Psalmbeten ward drinnen hörbar, untermischt mit einem Geräusch wie von niederfallenden Streichen. Sie geißelte sich.

Inzwischen hatte Romeias im fernen Gehölz das Gejaid begonnen und warf seinen Speiß; aber er hatte einen Eichstrunk für ein Rehlein angesehen. Bürend zog er sein Geschöß aus dem widerstrebenden Holz, — es war das erstemal in seinem Leben, daß ihm solches vorkam.

Vor Wiborads Klause war's lange still. Dann tönte ihre Stimme wieder, aber wie verwandelt, mit klangvoller Leidenschaft: Steig hernieder, heiliger Martinus, tapferer Kriegstribun, du meine Tröstensamkeit, Stern im Dunkel der Zeit! Steig hernieder, meine Seele ist gerüstet, dich zu erschauen, meine Augen dürsten nach dir.⁴⁹⁾

Und wieder war's still auf dem Plan — da schreckte Praxedis zusammen. Ein dumpfer Schrei klang in der Zelle auf. Sie sprang ans Fenster und schaute hinein: die Klausnerin war in die Knie gesunken, die Arme hoch erhoben, ihre Augen gläsern starrend. Neben ihr lag die Geißel, das Werkzeug der Buße.

Um Gottes willen! rief Praxedis, was ist Euch?

Wiborad fuhr empor und preßte der Griechin Hand krampfhaft. Menschenkind, sprach sie mit gebrochenem Ton, die du Wiborads Schmerzen zu sehen gewürdigt bist, klopf an deine Brust, es ist ein Zeichen geschehen. Ausgeblieben ist der Erwählte meiner Gedanken, er zürnt, daß sein Name von unheiligen Lippen entweiht ward, aber der heilige Gallus ist dem Aug' meiner Seele erschienen, er, der noch niemals Einkehr hier genommen — und sein Antlitz war das eines Dulders und sein Gewand zerrißen und brandig. Seinem Kloster droht ein Unheil.

Wir müssen eine Fürbitte tun, daß seine Jünger nicht straucheln auf dem Pfad der Gerechten.

Sie beugte sich aus dem schmalen Fenster und rief zur nachbarlichen Klause hinüber: Schwester Wendelgard!

Da schob sich drüben das Lädlein zurück, ein ättlich Antlitz erschien, das war die brave Frau Wendelgard, die dort um ihren Ehegemahl trauerte, der vom letzten Heereszug nimmer heimgekommen.

Schwester Wendelgard, sprach Wiborad, laß uns dreimal singen den Psalm: Sei mir gnädig, o Gott, nach deiner Huld.

Aber die Schwester Wendelgard hatte jußt mit träumender Sehnsucht ihres Eheherrn gedacht; sie wußte in festem Gottvertrauen, daß er dereinst noch heimkehren werde aus der Hunnen Landen, und hätte am liebsten jezt schon die Pforte ihrer Klause eingetreten, hinauszuschreiten in die wehende Luft, ihm entgegen.

Es ist nicht die Stunde des Psallierens, rief sie hinüber.

Desto lieblicher klingt freiwillige Andacht zum Himmel empor, sprach Wiborad. Und sie intonierte mit rauher Stimme den Psalm. Aber die Antwort blieb aus. Was stimmst du nicht in Davids Schallgesang?

Ich mag nicht, war Wendelgards einfache Antwort. Es war ihr in langjährigem Klausnertum allmählich schwül geworden. Viel tausend Psalmen hatte sie auf Wiborads Geheiß gesungen, daß der heilige Martinus ihren Ehegespons heraushaue aus der Feinde Gewalt, aber die Sonne ging auf, die Sonne ging nieder — noch immer blieb er aus. Und die hagere Nachbarin mit ihren Phantasmen war ihr verleidet.

Wiborad aber wandte ihre Augen unverrückt dem Himmel zu, gleich einem, der am hellen Tag einen Kometen zu entdecken gedenkt: O Gefäß voll Ungehorsam und Bosheit, rief sie, ich will für dich beten, daß die bösen Geister von dir gebannet werden. Dein Aug' ist blind, dein Sinn ist wirr.

Doch ruhig antwortete die Gescholtene: Richtet nicht, auf daß auch ihr nicht gerichtet werdet. Mein Aug' ist noch so scharf wie vor Jahresfrist, da es Euch in mondumglänzter Nacht erschauen konnte, wie Ihr aus dem Fenster der Klause stieget und hinausgewandelt seid, Gott weiß wohin, — und mein Sinn erwäget noch wohl, ob Psalmengesang aus solchem Munde ein Wunder zu wirken imstande.

Da verzog sich Wiborads bleiches Antlitz, als ob sie auf

einen Kieselstein gebissen hätte. Weh dir, Teufelgeblendete! schrie sie, ein Schwall scheltender Reden entströmte ihren Lippen; die Nachbarin blieb keine Antwort schuldig, schneller und schneller kam Wort auf Wort geflogen, verschlang sich, verwirrte sich; von den Felswänden klang unharmonischer Widerhall drein und schreckte ein Käuzleinpaar auf, das dort in den Spalten horstete und scharf krächzend von dannen flatterte . . . am Portal des Münsters zu Worms, da die Königinnen einander schalten, ging's säntlicher zu als jezo.

Mit stummem Erstaunen horchte Praxedis dem Lärm; gern wäre sie beschwichtigend dazwischen getreten, aber Sanftes taugt nicht, um Schneidiges zu trennen.

Da tönte vergnüglicher Schall des Hifthorns vom Walde her und kläffendes Rüdengebell; langsam kam des Romeias hohe Gestalt geschritten. Das zweitemal, da er den Spieß geworfen, war's kein Baumstrunk, sondern ein stattlicher Zehnder; der Hirsch hing ihm auf dem Rücken, sechs lebende Hasen, die der Klostermeier von Tablatt in Schlingen gefangen, trug er gefestigt am Gürtel.

Und wie der Weidmann die Klausnerinnen erschaute, freute sich sein Herz; kein Wörtchen sprach er, wohl aber löste er der lebenden Häslein zwei ihrer Bande; einen in der Rechten, einen in der Linken schwingend, warf er sie so sicher durch die engen Klausenster der Streitenden, daß Wiborad, vom weichen Fell elektrisch am Haupte berührt, mit lautem Aufschrei zurückfuhr. Der braven Wendelgard hatte sich in wärender Hitze des Zwiegesprächs der schwarze Habit gelöst, der Hase fuhr ihr so plötzlich zwischen Hals und Kapuze und verfing sich in der Gewandung und suchte einen Ausweg und wußte nicht wohin, daß auch sie ein jäher Schreck überfiel. Da stellten beide die Scheltung ein, die Fensterläden schlossen sich, ruhig ward's auf dem Hügel.⁵⁰⁾

Wir wollen heim, sprach Romeias zur Griechin, es will Abend werden. Praxedis war weder vom Gezänk noch von Romeias' Friedestiftung so auferbaut, daß sie länger zu bleiben gewünscht hätte. Ihre Begleiterinnen hatten bereits auf eigene Faust den Rückweg angetreten.

Die Hasen gelten bei Euch nicht viel, sprach sie zum Wächter, daß Ihr sie so grob in die Welt hinauswerfet.

Nicht viel, lachte Romeias, doch wär' das Geschenk eines Dankes wert.

Zu selber Zeit hob sich die Dachluke an Wiborads Zelle, die hagere Gestalt ward zur Hälfte sichtbar, ein mähtiger Feldstein flog über Romeias Haupt hin, er traf ihn nicht. Das war der Dank für den Hasen.

Man ersieht daraus, daß die Formen geselligen Verkehrs mannigfach von den heutigen verschieden waren.

Praxedis sprach ihr Befremden aus.

So etwas kommt alle paar Wochen einmal vor, erwiderte Romeias. Mähtiger Geifer und Zorn schafft alten Einsiedlerinnen neue Lebenskraft; es ist ein gut Werk, zu Erregung derselben beizutragen.

Aber sie ist eine Heilige, sagte Praxedis schen.

Da brummte Romeias in den Bart. Sie soll froh sein, sprach er, wenn sie's ist. Ich will ihr das Fell ihrer Heiligkeit nicht abziehen.⁵¹⁾ Aber seit ich in Konstanz meiner Mutter Schwester besucht, hab' ich allerhand erfahren, was mir nicht grün aussieht. Es ist dort noch nicht vergessen, wie sie vor des Bischofs Gericht sich verantworten mußte wegen dem und jenem, was mich nichts angeht, und die Konstanzer Kaufleute erzählen, ohne daß man sie fragt, wie ihnen die Klausnerinnen am Münster das Almosen geld, das fromme Pilgrime zutragen, gegen Wucherzins ausgeliehen.⁵²⁾ Was kann ich dafür, daß mir schon in Knabenzeit im Steinbruch ein seltsam großer Kiesel in die Hände kam? Wie ich den aufgehämmert, sah eine Kröte drin und machte verwunderte Augen. Seitdem weiß ich, was eine Klausnerin ist. Schnipp, schnapp — trari, trara!

Romeias geleitete seine neue Freundin zur Pforte des außer Klosterbann gelegenen Hauses, das zu ihrer Herbergung bestimmt war. Dort standen die Dienerinnen, der Strauß Waldblumen, den sie gepflückt, lag auf dem Steintisch am Eingang.

Wir müssen Abschied nehmen, sagte der Wächter.

Lebt wohl, sprach Praxedis.

Da ging er. Nach dreißig Schritten schaute er scharf zurück. Aber zweimal geht die Sonne an einem Tage nicht auf, am wenigsten für einen Wächter am Klostertor. Es ward ihm keine Rußhand mehr zugeworfen, Praxedis war ins Haus gegangen.

Da wandelte Romeias langsam zurück, griff, ohne anzufragen, den Blumenstrauß vom Steintisch und zog ab. Den Hirsch und die vier Hasen lieferte er der Klosterküche. Dann bezog er seine Wächterstube, nagelte den Strauß an die Wand und

malte mit Kohle ein Herz dazu, das hatte zwei Augen und einen langen Strich als Nase und einen Querstrich als Mund.

Der Klosterschüler Burkard kam herauf, mit ihm zu spielen. Den faßte er mit gewaltiger Hand, reichte ihm die Kohle, stellte ihn vor die Wand und sprach: Schreib den Namen drunter!

Was für einen Namen? frug der Knabe.

Ihren! sprach Romeias.

Was weiß ich von ihr und ihrem Namen, sagte der Klosterschüler verbrießlich.

Da sieht man's wieder, brummte Romeias, wozu das Studieren gut ist! Sitzt der Bub' jeden Tag acht Stunden hinter seinen Eßelhäuten und weiß nicht einmal, wie ein fremdes Frauenzimmer heißt! . . .



Viertes Kapitel.

Im Kloster.

Frau Hadwig hatte inzwischen am Grab des heiligen Gallus ihre Andacht verrichtet. Dann gedachte der Abt, ihr einen Gang im schattigen Klostergarten vorzuschlagen; aber sie bat, ihr zuvörderst den Kirchenschatz zu zeigen. Der Frauen Gemüt, wie hoch es auch genaturt sein mag, erfreut sich allzeit an Schmuck, Zierat und prächtiger Gewandung. Da wollte der Abt mit einiger Ausrede ihren Sinn ablenken, vermeinend, sie seien nur ein arm Klösterlein und seine Base werde auf ihren Fahrten im Reich und am Kaiserhof schon Preiswürdigeres erschaut haben: es half ihm nicht.

Sie traten in die Sakristei.

Er ließ die gebräunten Schränke öffnen, da war viel zu bewundern an purpurnen Meßgewändern, an Priesterkleidern mit Stickerei und gewirkten Darstellungen aus heiliger Geschichte. War auch manches darauf abgebildet, was noch nahe ans römische Heidentum anstriefte, zum Beispiel die Hochzeit des Merkurius mit der Philologie.

Hernach wurden die Truhen aufgeschlossen, da glänzte es vom Schein edler Metalle, silberne Ampeln gleißten herfür und Kronen, Streifen getriebenen Goldes zur Einfassung der Evangelienbücher und der Altarverzierung; ⁵³⁾ Mönche des Klosters hatten sie, um's Knie gebunden, aus welschen Landen über unsichere Alpenpfade sicher eingebracht; — köstliche Gefäße in seltsamen Formen, Leuchter in Delphinengestalt, säulengetragene Schalen, Leuchttürmen gleich, Weihrauchbehälter und viel anderes — ein reicher Schatz. Auch ein Kelch von Bernstein war dabei, ⁵⁴⁾ der schimmerte lieblich, so man ihn aus Licht hielt; am Rand war ein Stück ausgebrochen.

Als mein Vorgänger Hartmuth am Sterben lag, sprach der Abt, ward's gepulvert und ihm mit Wein und Honig eingegeben, das Fieber zu stillen.

Mitten im Bernstein saß ein Mücklein, so fein erhalten, als wär's erst neulich hineingeflogen, und hat sich dies Insekt, wie es in vorgeschichtlichen Zeiten vergnüglich auf seinem Grassalm saß und vom zähflüssigen Erdharz überströmt ward, auch nicht träumen lassen, daß es in solcher Weise auf die Nachwelt übergehen werde.

Auf derlei stummes Zeugnis wirkender Naturkraft ward aber damals kein aufmerkend Auge gerichtet; wenigstens war der Kämmerer Spazzo, der ebenfalls mit Sorgfalt alles musterte, mit andern Dingen beschäftigt. Er dachte, um wie viel ergötzlicher es sein möcht', mit diesen frommen Männern in Fehde zu liegen und, statt als Gastfreund einzureiten, Platz und Schatz mit stürmender Hand zu nehmen. Und weil er schon manchen Umschlag vornehmer Freundschaft erlebt, bereitete er sein Gemüt auf diese Möglichkeit, faßte den Eingang der Sakristei genau ins Aug' und murmelte: Also vom Chor die erste Pforte zur Rechten!

Der Abt mochte auch der Ansicht sein, daß lang fortgesetzter Anblick von Gold und Silber Hunger nach Besiz erzeuge; er ließ die letzte Truhe, welche der Kostbarkeiten vorzüglichste barg, nicht mehr erschließen und drängte, daß sie ins Freie kamen.

Sie lenkten ihre Schritte zum Klostergarten. Der war weit-schichtig angelegt und trug an Kraut und Gemüse viel nach Bedarf der Küche, zudem auch nützliches Arzneigewächs und heilbringende Wurzeln.

Beim Baumgarten war ein großer Raum abgeteilt für wild Getier und Gebögel, wie solches teils in den nahen Alpen hauste,

teils als Geschenk fremder Gäste dem Garten verehrt war.⁵⁵⁾

Da erfreute sich Frau Hadwig am ungeschlachten Wesen der Bären: in närrischen Sprüngen kletterten sie am Baum ihres Zwingers auf und nieder; daneben erging sich ein kurznaziger Affe, der mit einer Meerkatze zusammen an einer Kette durchs Leben tollte, — zwei Geschöpfe, von denen ein Dichter damaliger Zeit sagt, daß weder das eine noch das andere eine Spur nutzbringender Anlage als Berechtigungsgrund seines Vorhandenseins aufzuweisen vermöge.⁵⁶⁾

Ein alter Steinbock stund in seines Raumes Enge, der Sohn der Hochalpe senkte sein Haupt, still und geduckt; seit er die schneidige Luft der Gletscher entbehren mußte, war er blind geworden, denn nicht jedweder gedeiht in den Niederungen der Menschen.

In anderem Behältnis waren dickhäutige Dachs angebaut; der böse Sindolt lachte, wie sie vorüberkamen. Sei gegrüßt, du kleines, niederträchtig Getier, sprach er, du erlesen Wildbret der Klosterknechte!

Wieder anderswo piff es durchdringend. Ein Rudel Murmeltiere lief den Ritzen zwischen den künstlich geschichteten Felsen zu. Frau Hadwig hatte solch kurzweilig Geschöpf noch nicht erschaut. Da erklärte ihr der Abt deren Lebensart.

Die schlafen mehr als jede andere Kreatur, sprach er; auch wenn sie wachen, mögen sie ohne Phantasieren nicht sein, und so der Winter herzustreicht, legen sie allenthalb Halm und Heu zusammen, und eines von ihnen legt sich auf den Rücken, richtet die vier Füße ob sich, die andern legen auf es alles, so sie sammengeraspelt haben, nehmen es danach beim Schweiß und ziehen's wie einen geladenen Frachtwagen zu ihrer Höhle.⁵⁷⁾

Da sprach Sindolt zum dicken Kämmerer Spazzo: Wie schade, daß Ihr keine Bergmaus geworden, das wär' eine anmutige Verrichtung für Euch!

Wie der Abt sich abgewendet, hub der böse Sindolt eine neue Art der Erklärung an: Das ist unser Tutilo! sprach er und deutete auf einen Bären, der soeben seinen Nebenbär rücklings zu Boden geworfen, — das der blinde Thieto! er deutete auf den Steinbock; eben wollte er auch seinem Able die Ehre einer nicht schmeichelhaften Vergleichung erweisen, da fiel ihm die Herzogin in die Rede: Wenn Ihr alles zu vergleichen wisset, habt Ihr auch für mich ein Sinnbild?

Sindolt war verlegen. Zum guten Glück stand bei den Kranichen und Reihern ein schmucker Silberfasan und wiegte sein perlgrau glänzend Gefieder im Sonnenschein.

Dort! sprach Sindolt.

Aber die Herzogin wandte sich zu Ekkehard, der träumerisch in das Gewimmel der Tierwelt schaute. Einverstanden? frug sie. Er fuhr auf. O Herrin, sprach er mit weicher Stimme, wer ist so vermessen, unter dem, was da krecht und fleucht, ein Sinnbild für Euch zu suchen?

Wenn Wir's aber verlangen . . .

Dann weiß ich nur einen Vogel, sprach Ekkehard, wir haben ihn nicht und niemand hat ihn; in klaren Mitternächten fliegt er hoch zu unsern Häuptern und streift mit den Schwingen den Himmel. Der Vogel heißt Caradrion; wenn seine Fittiche sich zur Erde senken, soll ein siecher Mann genesen: da kehret sich der Vogel zu dem Manne und tut seinen Schnabel auf des Mannes Mund, nimmt des Mannes Unkraft an sich und fährt auf zur Sonne und läutert sich im ew'gen Licht: da ist der Mann gerettet.⁵⁸⁾

Der Abt kam wieder herbei und unterbrach weitere Sinnereden. Auf einem Apfelbaum saß ein dienender Bruder, pflückte die Äpfel und sammelte sie in Körbe. Wie sich die Herzogin zum Schatten der Bäume wandte, wollte er herniedersteigen, aber sie winkte ihm, zu bleiben. Jetzt ertönte es wie Gesang zarter Knabenstimmen in des Gartens Niederung: die Zöglinge der inneren Klosterschule kamen heran, der Herzogin ihre Huldigung zu bringen; blutjunge Bürschlein, trugen sie bereits die Kutte, und mancher hatte die Tonsur aufs eilfjährige Haupt geschoren. Wie sie aber in Prozession dahierzogen, die rotbackigen Nebtlein der Zukunft, geführt von ihren Lehrern, den Blick zur Erde niedergeschlagen, und wie sie so ernst und langsam ihre Sequenzen sangen, da flog ein leiser Spott über Frau Hadwigs Antlitz, mit starkem Fuß stieß sie den nahestehenden Korb um, daß die Äpfel lustig unter den Zug der Schüler rollten und an ihren Kapuzen emporsprangen. Aber unbeirrt zogen sie des Weges; nur der kleinsten einer wollte sich bücken nach der verlockenden Frucht, doch streng hielt ihn sein Nebenmännlein am Gürtel.⁵⁹⁾

Wohlgefällig sah der Abt die Haltung des jungen Volkes und sprach: Disziplin unterscheidet den Menschen vom Tier!⁶⁰⁾

und wenn Ihr der Hesperiden Äpfel unter sie werfen wolltet, sie blieben fest.

Frau Hadwig war gerührt. Sind alle Eure Schüler so gut erzogen? frug sie.

So Ihr Euch überzeugen wollt, sprach der Abt, die großen in der äußeren Schule wissen nicht minder, was Zucht und Gehorsam ist.

Die Herzogin nickte. Da führte sie der Abt zur äußern Klosterschule, wo zumeist vornehmer Laien Söhne und diejenigen erzogen wurden, die sich weltgeistlichem Stand widmen wollten.

Sie traten in die Klasse der Ältesten ein. Auf der Lehrkanzel stand Ratpert, der Vielgelehrte, und unterwies seine Jugend im Verständniß von Aristoteles' Logica. Geduckt saßen die Schüler über ihren Pergamenten, kaum wandten sich die Häupter nach den Eingetretenen. Der Lehrmeister gedachte Ehre einzulegen. *Notker Labeo!* rief er. Der war die Perle seiner Schüler, die Hoffnung der Wissenschaft; auf schwächlichem Körper ein mächtiges Haupt, dran eine gewaltige Unterlippe kritisch in die Welt hervorragte, das Wahrzeichen strenger Ausdauer auf den steinigten Pfaden des Forschens und Ursache seines Uebernamens.

Der wird brav, flüsterte der Abt, die ganze Welt sei ein Buch, hat er schon im zwölften Jahre gesagt, und die Klöster die klassischen Stellen drin.⁶¹⁾

Der Aufgerufene ließ seine klugen Neuglein über den griechischen Text hingleiten und übersezte mit-gewichtigem Ernst den flagiririschen Tieffinn:

. . . „Findest du an einem Holze oder Steine einen als Linie laufenden Strich, der ist der eben liegenden Teile gemeine March. Spaltet sich an dem Striche der Stein oder das Holz entzwei, so sehen wir strichweise zwei Durchschnitte an dem sichtbaren Spalte, die vorher nur e i n Strich und Linie waren. Und überdies sehen wir zwei neue Oberflächen, die also breit sind, als dick der Körper war, da man vor die neue Oberfläche nicht sah. Darum erhellet, daß dieser Körper vorhin zusammenhängend war.“⁶²⁾

Aber wie dieser Begriff des Zusammenhängenden glücklich herausgelaubt war, streckten etliche der jungen Logiker die Köpfe zusammen und flüsterten und flüsterten lauter, — selbst der Klosterschüler Hepidan, der unbeirrt von Notkers trefflicher Berdeutung seine ganze Mühe aufwandte, einen Teufel mit doppeitem Flügelpaar und Ringelschwanz in die Bank einzuschneiden,

stellte seine Arbeit ein . . . icht wandte der Lehrmeister sich an den Folgenden: Wie wird aber die Oberfläche eine gemeine March? Da las er seinen griechischen Text, aber die Bewegung in den Schulbänken ward stärker, es summte und brummte wie ferne Sturmglocken, zur Uebersetzung kam's nicht mehr, plötzlich stürmten die Böglinge Ratperts lärmend vor, sie stürmten auf die Herzogin ein, rissen sie von des Abts und des Kämmerers Seite: gefangen! gefangen! schrie die holde Jugend und begann sich mit den Schulbänken zu verschanzen: gefangen! wir haben die Herzogin in Schwaben gefangen! Was soll ihr Lösegeld sein?

Frau Hadwig hatte sich schon in mancherlei Lebenslagen befunden. Daß sie als Gefangene unter Schulknaben fallen könne, war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Weil die Sache neu war, hatte sie Reiz für sie; sie fügte sich.

Ratpert, der Lehrmeister, holte aus seinem Holzverschlag eine mächtige Rute hervor, schwang sie dräuend zur Umkehr und rief, ein zweiter Neptunus, die virgilischen Verse ins Getümmel:

„So weit hat das Vertrauen auf euer Geschlecht euch verleitet?
Himmel und Erde sogar, ohn' alles Geheiß von mir selber,
Wagt ihr zu mischen, ihr Winde, und solchen Tumult zu erheben?!
Quos ego!!“

Erneuter Halloruf war die Antwort. Schon war der Saal durch Schulbänke und Schemel abgesperrt. Herr Spazzo überlegte den Gedanken eines Sturms und kräftiger Faustschläge an die Hauptträdelsführer. Der Abt war sprachlos, die Redheit war ihm lähmend in die Glieder gefahren.

Die hohe Gefangene stand am unteren Ende des Hörsaals in einer Fensternische, umringt von ihren fünfzehnjährigen Entführern.

Was soll das alles, ihr schlimmen Knaben? frug sie lächelnd.

Da trat einer der Anführer vor, beugte sein Knie und sprach demütig: Wer als Fremder kommt, ist sonder Schutz und Friede, und friedlose Leute hält man gefangen, bis sie sich der Unfreiheit lösen.⁶³⁾

Lernt ihr das auch aus euern griechischen Büchern?

Nein, Herrin, das ist deutscher Brauch.

So will ich mich denn auslösen, lachte Frau Hadwig, erfaßte den rotwangigen Logiker und zog ihn zu sich heran, ihn zu küssen;

der aber riß sich von ihr los, sprang in den Kreis der lärmenden Genossen und rief:

Die Münze kennen wir nicht!

Was heißet ihr denn für ein Lösegeld? fragte die Herzogin. Sie war der Ungeduld nahe.

Der Bischof Salomo von Konstanz war auch unser Gefangener, sprach der Schüler, der hat uns drei weitere Vakanztage erwirkt im Jahre und eine Rekreation an Fleisch und Brot, und hat's in seinem Testament gebrieft und angewiesen.⁶⁴)

O nimmersatte Jugend! sprach Frau Hadwig, so muß ich's zum mindesten dem Bischof gleichthun. Habt ihr schon Feschen aus dem Bodensee verspeist?

Nein! riefen die Jungen.

So sollt ihr jährlich sechs Feschen zum Angedenken an mich erhalten. Der Fisch ist gut für junge Schnäbel.

Gebt Ihr's mit Brief und Siegel?

Wenn's sein muß!

Langes Leben der Frau Herzogin in Schwaben! Heil ihr! rief's von allen Seiten, Heil, sie ist frei! Die Schulbänke wurden in Ordnung gestellt, der Ausgang gelichtet, springend und jubelnd geleiteten sie die Gefangene zurück. Im Hintergrund flogen die Pergamentblätter der Logica als Freudenzeichen in die Höhe, selbst Rotker Labeos Mundwinkel neigten sich zu einem gröblichen Lachen, und Frau Hadwig sprach: Sie waren recht huldvoll, die jungen Herren; wollet die Rute wieder in Verschlag tun, Herr Professor!

An ein Weitererklären des Aristoteles war heut nicht mehr zu denken. Ob die Ausgelassenheit der Schüler nicht in nahem Zusammenhang mit ihrem Studium der Logik stand? Der Ernst ist oftmals ein gar zu dürrer blattloser hohler Stamm, sonst hätt' die Torheit nicht Raum, ihn üppig grün zu umranken . . .

Wie die Herzogin mit dem Abt den Hörsaal verlassen, sprach dieser: Es übrigst noch, Euch des Klosters Bücherei zu zeigen, die Arzneikammer lernbegieriger Seelen, das Zeughaus für die Waffen des Wissens. Aber Frau Hadwig war ermüdet, sie dankte. Ich muß mein Wort halten, sprach sie, und die Schenkung an Eure Schulknaben urkundlich machen. Wollet die Handfeste aufsetzen lassen, daß wir sie mit Unterschrift und Sigill versehen.

Herr Eralo führte seinen Gast nach seinen Gemächern. Den Kreuzgang entlang wandelnd, kamen sie an einem Gelaß vorüber,

deß Thür war offen. An kahler Wand stand eine niedere Säule, von der in halber Mannshöhe eine Kette niederhing. Ueber dem Portal war in verblaßten Farben eine Gestalt gemalt, sie hielt in mageren Fingern eine Rute. Wen der Herr lieb hat, züchtigt er; er stäupet einen jeglichen, den er zum Sohne annimmt (Hebr. XII. 6), war in großen Buchstaben darunter geschrieben.

Frau Hadwig warf dem Abt einen fragenden Blick zu.

Die Geißelkammer! ⁶⁵⁾ sprach er.

Ist keiner der Brüder zur Zeit einer Strafe verfallen, fragte sie, es möcht' ein lehrreich Beispiel sein . . .

Da zuckte der böse Sindolt mit dem rechten Fuß, als wär' er in einen Dorn getreten, rückte sein Ohr rückwärts, wie wenn von dort eine Stimme ihm rief, sprach: Ich komme sogleich, und enteilte ins Dunkel des Ganges.

Er wußte warum.

Notker, der Stammler, hatte nach jähriger Arbeit die Abschreibung eines Psalterbuchs vollendet und es mit zierlich feinen Federzeichnungen geziert; das hatte der neidische Sindolt nächsterweile zerschnitten und die Weinkanne darüber geschüttet. Drob war er zu dreimaliger Geißelstrafe verdammt, der letzten Vollzug stand noch aus: er kannte das Dertlein und die Bußwerkzeuge, die ihrem Rang nach an der Wand hingen, vom neunfältigen „Skorpion“ herab bis zur einfachen „Wespe“.

Der Abt drängte, daß sie vorüber kamen. Seine Brunkgemächer waren mit Blumen geschmückt. Frau Hadwig warf sich in den einfachen Lehnstuhl, auszuruhen vom Wechsel des Erschauten. Sie hatte in wenig Stunden viel erlebt. Es war noch eine halbe Stunde zum Abendimbiß.

Wer zu dieser Frist einen Rundgang durch des Klosters Zellen gemacht, dar hätte sich überzeugen mögen, wie kein einziger Bewohner des Stiftes unberührt vom Eindruck des vornehmen Besuchs geblieben. Auch die weltabgeschiedensten Gemüter fühlten, daß einer Frau Huldigung gebührt.

Dem grauen Tutilo war's beim Empfang schwer aufs Herz gefallen, daß der linke Ärmel seiner Rute mit einem Loch geschmückt war; sonst wär's wohl bis zum nächsten hohen Festtag ungeschlickt geblieben, aber igt galt kein Verzug; mit Nadel und Zwirn bewaffnet saß er auf dem Schragen und besserte den Schaden.

Und weil er gerade im Zug war, legte er auch seinen San-

dalen eine neue Sohle an und festigte sie mit Nägeln. Er summt eine Melodei, daß die Arbeit besser gedieh.

Radolt, das Denkmännlein, ging mit gerunzelter Stirn auf seiner Zelle auf und nieder, vermeinend, es werde sich eine Gelegenheit ergeben, in frei ersonnener Rede des hohen Gastes Ruhm zu preisen. Den Eindruck unmittelbaren Ergusses zu erhöhen, studierte er sie vorher. Er wollte des Tacitus Spruch von den Germanen⁶⁶⁾ zugrund legen: „Sie glauben auch, daß den Frauen etwas Heiliges und Zukunftsvoraussehendes inwohne, darum verschmähen sie niemals ihren Rat und fügen sich ihren Bescheiden.“ Es war dies fast das Einzige, was er aus Hörensagen von den Frauen wußte, aber er zwinkte mit den Eichhörnsaugen und war sicher, von dort unter etlichen bissigen Ausfällen auf seine Mitbrüder einen Uebergang zum Lob der Herzogin zu finden. Leider blieb die Gelegenheit zur Anbringung einer Rede aus, weil er sie nicht zu finden verstand.

In anderer Zelle saßen der Brüder sechs unter dem riesigen Elfenbeinkamm,⁶⁷⁾ der an eiserner Kette von der Decke herabhäng, — Abt Hartmuths nützliche Stiftung — die vorgeschriebenen Gebete murmelnd erwies einer dem andern den Dienst sorglicher Glättung des Haupthaars. Ward auch manch überwachsene Tonsur in jener Zeit zu strahlendem Glanze erneut.

In der Küche aber ward unter Gerold, des Schaffners, Leistung eine Tätigkeit entwickelt, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Jezo läutete das Glöcklein, dessen Ton auch von den frömmsten Brüdern noch keiner unwillig gehört: der Ruf zur Abendmahlzeit. Abt Eralo geleitete die Herzogin ins Refektorium. Sieben Säulen teilten den lustigen Saal hälftig ab, an vierzehn Tischen standen, wie Heerscharen der streitenden Kirche, des Klosters Mitglieder, Priester und Diakonen; sie erwiesen dem hohen Gast keine sonderliche Aufmerksamkeit.

Das Amt des Vorlesers⁶⁸⁾ vor dem Imbiß stund in dieser Woche bei Ekkehard, dem Pörtner. Der Herzogin zu Ehren hatte er den vierundvierzigsten Psalm erkoren, er trat auf und sprach einleitend: „Herr, öffne meine Lippen, auf daß mein Mund dein Lob verkünde,“ und alle sprachen's ihm murmelnd nach, als Segen zu seiner Lesung.

Nun erhob er seine Stimme und begann den Psalm, den die Schrift selber einen lieblichen Gesang nennet:

„Es quillet mein Herz eine schöne Rede, ich will reden

mein Gedicht dem Könige, meine Zunge sei der Griffel des Geschwindtschreibers.

Der Schönste bist du von den Söhnen des Menschen, Ammut ist gegossen über deine Lippen, denn Gott hat dich gesegnet ewig.

Gürte um die Hüfte dein Schwert, du Held, deinen Ruhm und deinen Schmuck. Und geschmückt zeuch aus, ein Hort der Wahrheit, Milde und des Rechts.

Ja, Wunder wird zeigen deine Rechte! Deine Pfeile seien geschärft, Völker sollen unter dir stürzen, die im Herzen Feinde des Königs sind.

Dein Thron vor Gott steht immer und ewig, ein gerechter Zepter ist der Zepter deines Reichs.

Du liebest das Recht und hassst das Unrecht, drum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit dem Del der Freude, mehr denn alle Genossen; Myrrhen, Aloe und Cassia duften all deine Kleider, aus elfenbeinernen Palästen erfreuen Saiten dich . . ." 69)

Die Herzogin schien die Huldigung zu verstehen; als wenn sie selber mit den Worten des Psalms angeredet wäre, hesteten sich ihre Augen auf Ekkehard. Aber auch dem Abt war's nicht entgangen, da gab er ein Zeichen abzubrechen, und der Psalm blieb unbeendet, als sich männiglich zu Tisch setzte.

Das aber konnte Herr Eralo nicht hindern, daß Frau Hadwig dem emsigen Vorleser befohl, an ihrer Seite Platz zu nehmen; es war zwar der Rangstufung folgend der Sitz zu ihrer Linken dem alten Dekan Gozbert zugedacht, aber dem war's schon lang zu Mute, als käm' er auf glühende Kohlen zu sitzen, denn er hatte mit Frau Hadwigs seligem Gemahl dereinst einen gräßlichen Wortwechsel gepflogen, wie er dem Klosterschatz das unfreiwillige Kriegsanlehen auslegte, und war von damals auch der Herzogin giftig gestimmt, — kaum merkte er die Absicht, so rückte er sich vergnüglich seitwärts und schob den Pörtner auf den Dekanssitz. Neben Ekkehard kam der Herzogin Kämmerer Spazzo zu sitzen, dem zur Seite der Mönch Sindolt.

Die Mahlzeit begann. Der Küchenmeister, wohl wissend, wie bei Ankunft fremder Gäste Erweiterung der schmalen Klosterkost gestattet sei, hatte es nicht beim üblichen Mus mit Hülsenfrüchten ⁷⁰⁾ bewenden lassen. Auch der strenge Küchenzettel des seligen Abts Hartmuth ward nicht eingehalten.

Wohl erschien zuerst ein dampfender Hirsebrei, auf daß, wer gewissenhaft bei der Regel ⁷¹⁾ bleiben wollte, sich daran er-

jättige; aber Schüssel auf Schüssel folgte, bei mächtigem Hirschziemer fehlte der Bärenschinken nicht, sogar der Viber vom obern Fischteich hatte sein Leben lassen müssen; Fasanen, Rebhühner, Turteltauben und des Vogelherds kleinere Ausbeute folgten, der Fische aber eine unendliche Auswahl, so daß schließlich ein jeglich Getier, watendes, fliegendes, schwimmendes und kriechendes, auf der Klostertafel seine Vertretung fand.

Und mancher der Brüder kämpfte damals einen schweren Kampf in seines Gemütes Tiefe; selbst Gozbert, der alte Dekan . . . des Hirsebreis war er gesättigt und hatte mit mächtigem Stirnrunzeln des Hirschzies Braten und des Bären Schinken weggeschoben, als wär's eine Versuchung des bösen Feindes; aber wie auch ein schön bräunlich gebraten Birchhuhn in seine Nähe gestellt ward, da schlug der Bratenduft träumerisch an seine Nase, mit dem Duft hielten die Geschichten seiner Jugend bei ihm Rückkehr: wie er selber vor vierzig Jahren dem Weidwerk oblag und in frühem Morgennebel dem balzenden Auerhahn nachstellte, und die Geschichte von des Försters Töchterlein, die ihm damals begegnet, und . . . zweimal noch kämpfte er des Arms Bewegung zurück, das drittemal hielt's nimmer, des Birchhuhns Hälfte lag vor ihm und ward in Eile verzehrt.

Der Kämmerer Spazzo hatte Beifall nickend der Schüsseln mannigfache Zahl erscheinen sehen, ein großer Rheinlanf,⁷²⁾ der Fische besten einer, war schier unter seinen Händen verschwunden, fragend schaute er sich nach einem Getränk um, da zog Sindolt, sein Nachbar, ein steinern Krüglein herbei, schenkte ihm den metallenen Becher voll, stieß mit ihm an und sprach: Des Klosterweins Auslese! Herr Spazzo gedachte einen mächtigen Zug zu tun, aber es schüttelte ihn wie Fiebersfrost, und den Becher absetzend, sagte er: Da möchte der Teufel Klosterbruder sein! Der böse Sindolt hatte ihm ein saures Apfelweinlein mit dem Saft von Brombeeren gemischt vorgesetzt. Wie aber Herr Spazzo ihm schier mit einem Faustschlag gelohnt hätte, holte er, ihn zu besänftigen, des dunkelroten Ballestiners einen Henkelrug. Der Ballestiner ist ein wackerer Wein, in dem schon der Kaiser Augustus seinen Schmerz über die Baruschlacht niedergetrunkn;⁷³⁾ und allmählich versöhnte sich Herr Spazzo, trank auch auf das Wohlergehen des Bischofs von Chur, dem das Kloster diesen Wein verdankte, ohne daß er ihm sonst näher bekannt war, seinen Becher leer, und Sindolt tat wacker Bescheid.

Was sagt euer Patron zu solchem Trinken? fragte der Kämmerer.

Sankt Benedikt war ein weiser Mann, sprach Sindolt. Darum schrieb er in sein Gesetz: Wiewohl zu lesen steht, daß der Wein überhaupt kein Trunk für Mönche sei, so mag dies doch heutigentags keinem einzigen mehr mit Ueberzeugung eingeredet werden. Darum, und schwächeren Gemüthes Hinsichtlichkeit erwägend, ordnen wir dem einzelnen eine halbe Maß für den Tag zu. Keiner aber soll trinken bis zur Sättigkeit, denn der Wein macht auch den Weisesten abtrünnig vom Pfade der Weisheit . . . 74)

Gut! sprach Spazzo und trank seinen Becher aus.

Wißt Ihr aber auch, frug Sindolt, was den Brüdern zu tun vorgeschrieben steht, in deren Gegend wenig oder gar kein Rebensaft gedeihen mag? Die sollen Gott loben und preisen und nicht murren.

Auch gut! sprach Spazzo und trank wiederholt seinen Becher aus.

Der Abt suchte inzwischen seine fürnehme Base nach Kräften zu unterhalten. Er fing an, Herrn Burkhard's trefflichen Eigenschaften einen Nachruf zu halten. Aber Frau Hadwigs Antworten waren karg und einsilbig. Da merkte der Abt, daß alles seine Zeit habe, namentlich die Liebe einer Witib zum verstorbenen Chemann. Er wandte das Gespräch und fragte, wie ihr des Klosters Schulen gefallen.

Mich dauert das junge Völklein, sprach die Herzogin, daß es in jungen Tagen so vieles erlernen muß. Ist das nicht wie eine Last, die Ihr ihnen ausbürdet, an der sie zeitlebens keuchend schleppen müssen?

Erlaubet, edle Base, erwiderte der Abt, daß ich Euch als Freund und Blutsverwandter gemahne, weniger in den Tag hinein zu reden. Das Studium der Wissenschaft ist dem jungen Menschen kein lästiger Zwang, es ist wie Erdbeeren; je mehr er genießt, desto größer der Hunger.

Was hat aber die heidnische Kunst Logica mit der Gottesgefahrtheit zu schaffen? frug Frau Hadwig.

Die wird in rechten Händen zur Waffe, die Kirche Gottes zu schützen, sprach der Abt. Mit ihren Künsten haben der Ketzer viele die Gläubigen angefochten, jetzt sechten wir mit gleichem Rüstzeug wider sie, und glaubet mir, ein sauber Griechisch oder

Latein ist eine feinere Waffe als unsere einheimische Sprache, die sich auch in des Gewandtesten Hand nur wie eine Keule schwingt.

Ei, sprach die Herzogin, müssen wir noch bei Euch lernen, was fein sei? Ich habe seither gelebt, ohne Latein zu sprechen, Herr Vetter.

Es möcht' Euch nicht schaden, wenn Ihr's noch lerntet, sprach der Abt. Und wenn die ersten Wohlklänge der Latinität Euer Gehör erquickt haben, werdet Ihr zugeben, daß unsere Muttersprache ein junger Bär ist, der nicht stehen und gehen lernt, wenn ihn nicht klassische Zunge beleckt.⁷⁵⁾ Zudem lernt alter Römer Mund Weisheit, fraget einmal den Mann zu Eurer Linken.

Ist's wahr? wandte sich Frau Hadwig an Ekkehard, der schweigend dem Zwiesprach gelauscht hatte.

Es wäre wahr, hohe Herrin! sprach er mit Feuer, so es Euch von nöten wäre, Weisheit zu lernen.

Frau Hadwig drohte mit dem Finger: Habt Ihr selber denn Erquickung aus den alten Pergamenten geschöpft?

Erquickung und Glück! sprach Ekkehard, und seine Augen leuchteten. Glaubet mir, Herrin, es tut in allen Lebenslagen wohl, sich bei den Klassikern Rats zu erholen; lehrt uns nicht Cicero auf den verschlungenen Pfaden weltlicher Klugheit den rechten Steg wandeln? schöpfen wir nicht aus Sallust und Livius Anweisung zu Mannesmut und Stärke, aus Virgils Gesängen die Ahnung unvergänglicher Schönheit? Die Schrift ist uns Leitstern des Glaubens, die Alten aber leuchten zu uns herüber wie das Spätrot einer Sonne, die auch nach ihrem Niedergang noch mit erquickendem Widerschein in des Menschen Gemüt strahlt . . .

Ekkehard sprach mit Bewegung. Die Herzogin hatte seit dem Tag, als der alte Herzog Burkhard um ihre Hand anhielt, keinen Menschen mehr gesehen, der für etwas begeistert war. Sie trug einen hohen Geist in sich, der sich leicht auch Fremdartigem zuwandte. Griechisch hatte sie in jungen Tagen der byzantinischen Werbung wegen schnell gelernt. Latein flößte ihr eine Art Ehrfurcht ein, weil es ihr fremd war. Unbekanntes imponiert, Erkenntnis führt auf den wahren Wert, der meist geringer ist, als der geahnte. Mit dem Namen Virgilius war auch der Begriff des Zauberhaften verbunden . . .

In jener Stunde stieg in Hadwigs Herz der Entschluß auf, Lateinisch zu lernen. Zeit dazu hatte sie. Wie sie ihren Nach-

barn Ekkehard noch einmal angeschaut hatte, wußte sie auch, wer ihr Lehrer sein sollte. . . .

Der stattliche Nachtiich, auf dem Pfirsiche, Melonen und trockene Feigen geprangt hatten, war verzehrt. Lebhaftes Gespräch an den andern Tischen deutete auf nicht unfleißiges Kreisen des Weinkrugs.

Auch nach der Mahlzeit, — so wollte es des Ordens Regel — war zur Erbauung der Gemüter ein Abschnitt aus der Schrift oder dem Leben heiliger Väter zu verlesen.

Ekkehard hatte am Tag zuvor das Leben des heiligen Benediktus begonnen, das einst Papst Gregorius abgefaßt. Die Brüder rückten die Tische zusammen, der Weinkrug stand unbewegt und es war still in der Runde. Ekkehard fuhr mit dem zweiten Kapitel ⁷⁶⁾ fort:

„Eines Tages aber, dieweil er allein war, nahte ihm der Versucher. Denn ein schwarzer kleiner Vogel, der gemeinlich Krähe geheißen ist, begann um sein Haupt zu flattern und setzte ihm so unablässig zu, daß ihn der heilige Mann mit der Hand hätte ergreifen mögen, so er ihn fangen gewollt.

Er aber schlug das Zeichen des Kreuzes, da wich der Vogel.

Wie aber derselbe Vogel verschwunden war, folgte eine so große Versuchung des Fleisches, wie sie der heilige Mann noch niemals erprobt. Denn vor langer Zeit hatte er eine gewisse Frau erschauet. Diese stellte ihm der böse Feind jezo vor die Augen des Geistes und entzündete das Herz des Knechtes Gottes durch jene Gestalt mit solchem Feuer, daß eine verzehrende Liebe in ihm zu glühen begann und er, von Lust und Sehnsucht bewältigt, seinen Einsiedelstand jäh zu verlassen gedachte.

Da warf plötzlich des Himmels Gnade einen Schein auf ihn, daß er zu sich selber rückkehrte. Und er sah ihm zur Seite ein dicht Gebüsch von Brennesseln und Dörnern stehen, zog sein Gewand aus und warf sich nackt in die Stacheln des Gedörns und den Brand der Messeln, bis daß er am ganzen Körper verwundet von dannen ging.

Also löschete er des Geistes Wunde durch die Wunden der Haut und siegte ob der Sünde. . . .“

Frau Hadwig war von dieser Vorlesung nicht erbaut; sie ließ ihre Augen gelangweilt im Saal die Runde machen. Der Kämmerer Spozzo — dachte auch ihm die Wahl des Kapitels unpassend, oder war ihm der Balthelliner zu Häupten gestiegen?

— schlug unversehens dem Vorleser das Buch zu, daß der holzbeschlagene Deckel klappte, hob ihm seinen Pokal entgegen und sprach: Soll leben der heilige Benedikt! und wie ihn Ekkehard vorwurfsvoll ansah, stimmte schon die jüngere Mannschaft der Klosterbrüder lärmend ein, sie hielten den Trinkspruch für ernst; da und dort ward das Loblied auf den heiligen Mann intoniert, diesmal als fröhlicher Bechgesang, und lauter Jubel klang durch den Saal.

Die weil aber Abt Eralo bedenklich umschaute und Herr Spazzo immer noch beschäftigt war, mit den jungen Mönchern auf das Wohl ihres Schutzpatrons zu trinken, neigte sich Frau Hadwig zu Ekkehard und frug ihn mit nicht allzulauter Stimme:

Würdet Ihr mich das Lateinische lehren, junger Verehrer des Altertums, wenn ich's lernen wollte? ⁷⁷⁾

Da klang es in Ekkehards Herz wie ein Wiederhall des Gelesenen: „Wirf dich in die Kesseln und Dornen und sag Nein!“ er aber sprach:

Befehlet, ich gehorche!

Die Herzogin schaute den jungen Mönch noch einmal mit einem sonderbar flüchtigen Blicke an, wandte sich dann zum Abt und sprach über gleichgültige Dinge.

Die Klosterbrüder zeigten noch kein Verlangen, des Tages günstige Gelegenheit unbenuzt verstreichen zu lassen. In des Abts Augen mochte ein gnädig milder Schein leuchten, und der Kellermeister schob auch keinen Riegel für, wenn sie mit leeren Krügen die Stufen hinab stiegen. Am vierten Tisch begann der alte Tutilo gemüthlich zu werden und erzählte seine unvermeidliche Geschichte mit den zwei Räubern; ⁷⁸⁾ immer lauter klang seine starke Stimme durch den Saal: Der eine also zur Flucht sich gewendet — ich ihm nach mit meinem Eichpfahl — er Spieß und Schild weg zu Boden, — ich ihn am Hals gefaßt — den weggeworfenen Spieß in seine Faust gedrückt; du Schlingel von einem Räuber, zu was bist auf der Welt? Fechten sollst mit mir! . . .

Aber sie hatten's schon allzu oft hören müssen, wie er dann dem Kampfgewaltigen den Schädel eingeschlagen, und zupften und nötigten an ihm, sie wollten ein schönes Lied anstimmen; wie er endlich mit dem Haupte nickte, stürmten etliche hinaus: bald kamen sie wieder mit Instrumenten. Der brachte eine Laute, jener ein Geiglein, worauf nur eine Saite gespannt, ein

anderer eine Art Hackbrett mit eingeschlagenen Metallstiften, zu deren Anschlag ein Stimmschlüssel dienlich war, wiederum ein anderer eine kleine zehnjaitige Harfe, Psalter hießen sie das seltsam geformte Instrument und sahen in seiner dreieckigen Gestalt ein Symbol der Dreieinigkeit.⁷⁹⁾

Und sie reichten ihm seinen dunkeln Taktstab von Ebenholz. Da erhob sich lächelnd der graue Künstler und gab ihnen das Zeichen zu einer Musica, die er selbst in jungen Tagen aufgesetzt; mit Freudigkeit hörten's die andern.⁸⁰⁾ Nur Gerold, dem Schaffner, ward's mit dem Aufklingen der Melodien melancholisch zu Gemüte, er überzählte die abgetragenen Schüsseln und die geleerten Steinkrüge, und wie ein Text zur Singweise flog's ihm durch den Sinn: Wie viel hat dieser Tag verschlungen an Klostergeld und Gut?⁸¹⁾ Weise schlug er mit sandalenbeschwertem Fuße den Takt, bis der letzte Ton verklang.

Zu unterst am Tische saß ein stiller Gast mit blaßgelbem Angesicht und schwarztrauem Gelock; er war aus Welschland und hatte von des Klosters Gütern im Lombardischen die Saumtiere mit Kastanien und Del herübergeleitet. In wehmütigem Schweigen ließ er die Flut der Töne über sich erbrausen.

Nun, Meister Johannes, sprach Folkard, der Maler, zu ihm, ist die welsche Feinfühligkeit jetzt zufrieden gestellt? Den Kaiser Julianus mutete einst unserer Vorfäter Gesang an wie das Geschrei wilder Vögel, aber seitdem haben wir's gelernt. Klingt's Euch nicht lieblicher als Sang der Schwanen?⁸²⁾

Lieblicher — als Sang der Schwanen — — wiederholte der Fremde wie im Traum. Dann erhob er sich und schlich leise von dannen. Es hat's keiner im Kloster zu lesen bekommen, was er in jener Nacht noch ins Tagebuch seiner Reise eintrug:

Diese Männer diesseits der Alpen, schrieb er, wenn sie auch den Donner ihrer Stimmen hoch gegen Himmel erdröhnen lassen, können sich doch nimmer zur Süße einer gehobenen Modulation erschwingen. Wahrhaft barbarisch ist die Rauheit solch abgetrunkener Kehlen; wenn sie durch Beugung und Wiederaufrichtung des Tons einen sanften Gesang zu ermöglichen suchen, schauert die Natur und es klingt wie das Fahren eines Wagens, der in Winterszeit über gefrorenes Pflaster dahin knarrt. . . .⁸³⁾

Herr Spazzo gedachte, was löblich begonnen, auch löblich zu enden, er schlich sich fort über den Hof in das Gebäude, wo Praxedis und die Dienerinnen waren, und sprach: Ihr sollet

zur Herzogin kommen, und zwar gleich — sie lachten erst ob seiner Rutte, folgten ihm aber zum Saal, und war keiner, der sie von der Schwelle zurückhielt. Und wie die Mägdelein an des Refektoriums Eingang sichtbar wurden, entstand ein Gemurmel und ein Kopfwenden im Saal, als sollte jeko ein Tanzen und Springen anheben, wie es diese Wände noch nicht erschaut.

Herr Eralo, der Abt, aber wandte sich an die Herzogin und sprach: Frau Base?! — und sprach's mit so dulddender Wehmut, daß sie aus ihren Gedanken auffuhr. Und sie sah auf einmal ihren Kämmerer und sich selber in der Mönchskutte mit andern Augen an denn zuvor, und schaute die Reihen trinkender Männer, dem entferntesten verdeckte der Kapuze vorstehender Rand das Antlitz, daß es ausjah, als werde der Wein in leeren Gewandes Abgrund geschüttet, und die Musik klang ihr gellend in die Ohren, als würde hier ein Mummenschanz gefeiert, der schon allzulang gedauert . . .

Da sprach sie: Es ist Zeit schlafen zu gehen! und ging mit ihrem Gefolg nach dem Schulhaus hinüber, wo ihr Nachtlager sein sollte.

Wißt Ihr auch, was des Tanzens Lohn gewesen wär? frug Sindolt einen der Mönche, der ob dieser Wendung der Dinge höchlich betrübt schien. Der schaute ihn starr an. Da machte ihm Sindolt eine unverkennbare Gebärde, die hieß „Geißelung“!



Fünftes Kapitel.

Ekkehards Auszug.

Früh morgens darauf saß die Herzogin samt ihren Leuten im Sattel, heimzureiten, und der Abt hatte keine Einwendung erhoben, da sie sich jegliche Abschiedsfeierlichkeit verbat. Darum lag das Kloster in stiller Ruhe, als drüben schon die Rosse wieherten, nur Herr Eralo kam pflichtschuldig herüber. Er wußte, was die Sitte gebot.

Zwei Brüder begleiteten ihn.

Der eine trug einen schönen Becher von Kristall, mit silbergetriebenem Fuß und Aufsatz geschmückt, und saß manches gute Stücklein Onyx und Smaragd in der silbernen Umfassung; der andere trug ein Krüglein mit Wein. Und der Abt schöpfte ein wenig in den Becher, wünschte seiner erlauchten Wase einen gesegneten Tag und bat, mit ihm des Abschieds Minne zu trinken und den Becher zu freundlichem Angedenken zu behalten.⁸⁴⁾

Für den Fall, daß das Geschenk nicht genügend befunden werden sollte, hatte er noch ein seltsam Schaustück im Rückhalt, das war silbern zwar, doch unansehnlicher Gestalt und täuschend einem schlichten Brote gleichgeformt, innen aber gefüllt mit güldenen Byzantinern bis zum Rande;⁸⁵⁾ — vorerst ließ der Abt nichts davon vermerken und trug's sorglich verborgen in der Kutte.

Frau Hadwig nahm den dargebotenen Becher, tat, als wenn sie daran nippte, gab ihn aber wieder zurück und sprach: Erlaubet, teurer Better, was soll der Frau das Trinkgefäß? Ich heische ein anderweitig Gastgeschenk. Habet Ihr nicht gestern von Quellen der Weisheit gesprochen?

Ihr sollet mir aus des Klosters Bücherei einen Virgilius verehren!

Immer zu Scherz geneigt, sagte Herr Eralo, der eine gewichtigere Forderung erwartet hatte, was soll Euch der Virgilius, so Ihr der Sprache nicht kundig seid?

Es versteht sich, daß Ihr mir den Lehrer dazu gebet, sprach die Herzogin ernst.

Da schüttelte der Abt bedenklich das Haupt: Seit wann werden die Jünger des heiligen Gall als Gastgeschenke vergeben?

Sie aber sprach: Ihr werdet mich verstanden haben. Der blonde Pörtner wird mein Lehrer sein, und heut am dritten Tage längstens wird der Virgilius und er sich bei mir einstellen! Gedenket, daß des Klosters Streit um die Güter im Rheintal und die Bestätigung seiner Freiheiten in Schwaben in meiner Hand ruhet, und daß ich nicht abgeneigt, auch auf dem Twieler Felsen den Jüngern Sankt Benedikts ein Klosterlein herzurichten . . .

Lebet wohl, Herr Better!

Da winkte Herr Eralo betrübt dem dienenden Bruder: Traget den Kelch in die Schatzkammer zurück. Frau Hadwig reichte ihm anmutig die Rechte, die Kofse stampften, Herr Spazzo schwang

den Hut — in leichtem Trab ritt der Zug aus des Klosters Bann heimwärts.

Von des Wächters Turmstube ward ein mächtiger Strauß in die Abreitenden geworfen, dran allein an Sonnenblumen die Hälfte eines Duzends prangte, der Aßtern nicht zu gedenken, aber niemand fing ihn auf, und der Rosse Huf brauste drüber hin . . .

Im trockenen Graben vor dem Thor hatten sich die Schüler der äußeren Klosterschule versteckt. Langes Leben der Frau Herzogin in Schwaben! Heil ihr! . . . und sie soll die Felchen bald schicken! Heil! Klang ihr Ruf gellend in der Scheidenden Ohr.

Wem für ein ungezogen Benehmen drei Feiertage und die besten Seefische bewilligt sind, der hat gut schreien, sprach Herr Spazzo.

Langsam ging der Abt ins Kloster zurück; er ließ Effehard, den Pörtner, zu sich rufen und sprach zu ihm: Es ist eine Fügung über Euch ergangen. Ihr sollet der Herzogin Hadwig einen Virgilius überbringen und ihr Lehrer werden.

„Die alten Lieder des Maro mögen mit lieblichem Sang die skythischen Sitten besänften,“ heißt's im Sidonius. Es ist nicht Euer Wunsch . . .

Effehard schlug die Augen nieder, seine Wangen röteten sich —

Aber den Mächtigen der Erde dürfen wir keinen Anstoß geben. Morgen reiset Ihr ab. Ich verliere Euch ungern; Ihr waret der brävsten und würdigsten einer. Der heilige Gallus wird Euch den Dienst gedenken, den Ihr seinem Stift leistet. Vergesst auch nicht, aus dem Virgilius das Titelblatt weg zu schneiden mit der Verwünschung gegen den, der das Buch dem Kloster verschleppt . . . ⁸⁶⁾

Was des Menschen Herzenswunsch ist, dazu läßt er sich gern befehligen.

Des Gehorsams Gelübde, sprach Effehard, heißt mich des Vorgesetzten Willen sonder Zagen und Aufschub, sonder Lauheit und Murren vollziehen.

Er beugte seine Knie vor dem Abte.

Dann ging er nach seiner Zelle. Es war ihm, als hätte er geträumt. Seit gestern war ihm fast zu vieles begegnet. Es geht noch andern ebenso; lang einjörnig schleicht das Leben, — wenn des Schicksals Wendungen kommen, folgt Schlag auf

Schlag. Er rüstete sich zur Reise. „Was du begonnen, laß unvollendet zurück, zieh ab deine Hand vom Geschäft, darin sie tätig war, zeuch aus im Schritt des Gehorsams,“ es war ihm kaum Not, sich diesen Satz seiner Regel vorzuhalten.

Auf seiner Zelle lagen die Pergamente des Psalmenbuchs,⁸⁷⁾ das Folkard mit Meisterhand geschrieben und mit seinen Bildwerken verziert hatte. Ekkehard war beauftragt, mit der wertvollen Goldfarbe, die der Abt jüngst von venezianischen Handelsleuten erkaufte hatte, die Anfangsbuchstaben auszumalen und den Figuren durch leisen Goldstrich an Krone, Zepter, Schwert und Mantelsaum die letzte Vollendung zu geben.

Er nahm Pergament und Farben und trug's seinem Gefährten hinüber, daß er statt seiner die letzte Hand ans Begonnene lege; Folkard war gerade daran, ein neues Bild zu entwerfen, wie David vor der Bundeslade tanzt und die Laute spielt, — er schaute nicht auf. Schweigend verließ Ekkehard seine Künstlerstube.

Er wandte sich zur Bibliothek, den Virgil auszulesen. Wie er droben stand im hochgewölbten Saal, einsam unter den schweigenden Pergamenten, da kam ein Gefühl der Wehmut über ihn; auch das Leblose stellt sich bei Abschied und Wiedersehen vor den Menschen, als trüg's eine Seele in sich und nähme Anteil an dem, was ihn bewegt.

Die Bücher waren seine besten Freunde. Er kannte sie alle und wußte, wer sie geschrieben; — manche der Schriftzüge erinnerten an einen vom Tode schon entführten Gefährten . . .

Was wird das neue Leben bescheren, das von morgen für mich anhebt? Eine Träne stand ihm im Auge. Jetzt fiel sein Blick auf das kleine in metallene Decke gebundene Glossarium, in dem einst der heilige Gallus, der am Bodensee üblichen Landessprache unkundig, sich vom Pfarrherrn zu Arbon die notwendigsten Worte hatte verdeutschen lassen.⁸⁸⁾ Da gedachte Ekkehard, wie des Klosters Stifter mit so wenig Ausrüstung und Hilfe dereinst ausgezogen, ein fremder Mann unter die Heiden, und wie sein Gott und sein unverzagt Herz in Not und Fährlichkeit ihn immerdar frisch gehalten . . . sein Mut stärkte sich, er küßte das Büchlein, nahm den Virgil aus dem Schrein und wandte sich, zu gehen. „Wer dieses Buch wegträgt, den sollen tausend Peitschenhiebe treffen und Lähmung und Aussatz dazu!“ stand auf dem ersten Blatte. Er schnitt's weg.

Noch einmal schaute er um, als wollten ihm vom Brett und Kasten die Bücher einen Gruß zuwinken. Da hub sich ein Knistern an der Wand, der große Bauriß,⁸⁹⁾ den der Architekt Gehring einst auf drei Schuh langer Tierhaut zu des Abts Hartmuth neuem Klosterbau angefertigt hatte, löste sich von dem festhaltenden Nagel und stürzte nieder, daß eine Staubwolke daraus emporstieg.

Ekkehard machte sich keine Gedanken drüber.

Wie er den Gang des oberen Stockwerks entlang schritt, kam er an einem offeneren Gemach vorüber. Das war der Winkel der Alten. Der blinde Thieto⁹⁰⁾ saß drin, einst des Klosters Abt, bis schwindendes Augenlicht ihn abzudanken nötigte. Ein Fenster war geöffnet, daß der Greis sich der sonnenwarmen Luft erfreue. Bei ihm hatte Ekkehard manche Stunde in traulichem Gespräch verbracht. Der Blinde kannte ihn am Schritt und rief ihn zu sich. Wohin? frug er.

Hinunter, — und morgen fort ins Weite. Gebt mir Eure Hand, ich komme auf den hohen Tüwel.

Schlimm, sprach der Blinde, sehr schlimm!

Warum, Vater Thieto?

Frauliendienst ist ein schlimm Ding für den, der gerecht bleiben will, Hosliendienst noch schlimmer — was ist Frauens- und Hosliendienst zugleich?

Es ist mein Schicksal, sprach Ekkehard.

Sankt Gallus behüte und schirme Euch, sagte Thieto. Ich will für Euch beten. Gebt mir meinen Stab.

Ekkehard wollte ihm seinen Arm bieten, den lehnte er ab; er erhob sich und schritt zu einer Nische in der Wand, dort stund ein schmucklos Fläschlein. Er nahm's herab und gab's ihm:

's ist Wasser aus dem Jordan, das ich selber einst geschöpft. Wenn Euch der Staub der Welt überflogen hat und Eure Augen trüb werden wollen, so läutert Euch damit. Meinen hilft's nicht mehr. Fahret wohl!

Am Abend desselben Tages ging Ekkehard auf den Berg, an den sich das Kloster anlehnt. Seit langer Zeit war das sein Lieblingsgang. In den Fischweihern, die dort zur Spendung klösterlicher Fastenspeise künstlich angelegt sind, spiegelten sich die Tannen; ein leiser Luftzug kräuselte die Wellen, die Fische tummelten sich. Lächelnd ging er vorüber: Wann werd' ich wohl wieder einen von euch verzehren?

Im Tannenwald oben auf dem Freudenberg war's feierlich

stills. Da hielt er an. Ein weites Rundbild tat sich auf.

Zu Füßen lag das Kloster mit all seinen Gebäuden und Ringmauern; hier sprang der wohlbekannte Springquell im Hofe, dort blühten die Herbstblumen im Garten — dort in langer Reihe die Fenster der Klosterzellen, er kannte jedwede und sah auch die feinige: „Behüt' dich Gott, stilles Gelaß!“

Der Ort, wo Tage strebsamer Jugend verlebt wurden, wirkt wie Magnetstein auf's Herz; es braucht so wenig, um angezogen zu sein, nur der ist arm, dem das große Treiben der Welt nicht Zeit vergönnt, sich örtlich und geistig an einem stillen Platz nieder zu lassen.

Ekkehard hob sein Auge. Hoch aus der Ferne, wie reiche Zukunft, glänzte des Bodensees Spiegel herüber, in verschwommenen Duft war die Linie des anderseitigen Ufers und seiner Höhenzüge gehüllt, nur da und dort hastete ein heller Schein und ein Widerschein im Wasser, die Niederlassungen der Menschen andeutend.

„Aber was will das Dunkel in meinem Rücken?“ Er schaute sich um, rückwärts hinter den tannigen Vorbergen reckte der Säntis seine Zacken und Hörner empor, auf den verwitterten Felswänden hüpfte warmer Sonnenstrahl unsterblich im Kampf mit dem Gewölke und strahlte vorüberfliegend auf die Massen alten Schnees, die in den Schluchten neuem Winter entgegenharrten . . . Ueber dem Ramor stand eine dunkle Wolke, sie dehnte und streckte sich, bald war die Sonne verdeckt, grau und matt wurden die Bergspitzen gefärbt, es schickte sich an, zu wetterleuchten . . .

Soll mir das ein Zeichen sein? sprach Ekkehard, ich verstehe es nicht. Mein Weg geht nicht zum Säntis.

Nachdenkend schritt er den Berg hinunter.

In der Nacht betete er am Grabe des heiligen Gallus. Frühmorgens nahm er Abschied. Der Virgilius und Thietos Fläschlein waren in die Reisetasche verpackt, sein übrig Gepäck kurz beisammen.

Wem selbst nicht der Körper, die Wünsche und Begierden zu eigener Verfügung stehen dürfen, soll auch weder an fahrender Habe noch an liegendem Gut ein eigen Besitztum ausüben.

Der Abt schenkte ihm zwei Goldschillinge und etliche Silberdenare als Zehr- und Notpfennig.

Mit einem Kornschiff des Klosters fuhr er über den See, — die Segel von günstigem Wind, die Brust von Mut und Wanderlust geschwellt.

Mittag war's, da rückte das Kastell von Konstanz und Dom und Mauerzinnen immer deutlicher vor den Augen der Schiffsfahrer auf. Wohlgemut sprang Ekkehard ans Land.

In Konstanz hätt' er sich verweilen, im Hof des Bischofs Gastfreundschaft ansprechen mögen. Er tat's nicht. Der Ort war ihm zuwider, zuwider von Grund seines Herzens, nicht wegen seiner Lage oder etwaigen Mißgestalt, denn an Schönheit wetteifert er kühnlich mit jeglicher Stadt am See, sondern wegen der Erinnerung an einen Mann, dem er gram.

Das war der Bischof Salomo, sie hatten ihn kürzlich mit großem Prunk im Münster begraben. Ekkehard war ein schlichter, gerader, frommer Mensch. Im Dienst der Kirche stolz und hochfahrend werden, schien ihm Unrecht, ihn mit weltlichen Kniffen und Ränken verbinden, verwerflich, — trotz aller Herzensverworfenheit ein weitberühmter Mann bleiben: sonderbar. Solcher Art aber war des Bischofs Salomo Treiben gewesen. Ekkehard erinnerte sich noch wohl aus den Erzählungen älterer Genossen, mit welcher Zudringlichkeit sich der junge Edelmann in das Kloster eingeschlichen, den Späher gemacht, sich beim Kaiser als unentbehrlicher Mann darzustellen gewußt, bis die Inful eines Abts von Sankt Gallen mit der Mitra eines Bischofs von Konstanz auf seinem Haupt vereinigt war.

Und vom großen Schicksal der Kammerboten sangen die Kinder auf den Straßen. Die hatte der ränkespinnende Prälat gereizt und gekränkt, bis sie in der Fehde Recht suchten und ihn fingen: aber wiewohl Herrn Erchangers Gemahlin Berchta ihn in der Gefangenschaft hegte und pflegte wie ihren Herrn und den Friedensfuß von ihm erbat und aus einer Schüssel mit ihm aß, war sein Gemüt der Rache nicht gesättigt, bis daß des Kaisers Gericht zu Abingen seinen rauhen Feinden die Häupter vor die Füße gelegt.

Und die Tochter, die dem frommen Mann aus lustiger Studentenzei erwachsen, war iht noch Nebtiffin am Münster zu Zürich.⁹¹⁾

All das wußte Ekkehard; in der Kirche, wo der Mann begraben lag, mocht' er nicht beten.

Es mag ungerecht sein, den Haß, der den Menschen gebührt, auf das Stück Land überzutragen, wo sie gelebt und gestorben, aber es ist erklärlich.

Er schüttelte den Konstanzer Staub von den Füßen und

wanderte zum Thor hinaus; dem sich kaum dem See entwindenden jungen Rhein blieb er zur Linken.

Von mächtiger Haselstaude schnitt er sich einen festen Wanderstab: wie die Rutte Narons, da sie im Tempel Gottes aufgrünte, sein Geschlecht schied von den abtrünnigen Juden, so möge dieser Stab, geweiht mit der Fülle göttlicher Gnade, mir ein Hort sein wider die Ungerechten am Wege, sprach er mit den Worten eines alten Stocksegens.⁹²⁾ Vergnügt schlug ihm das Herz, wie er einsam fürbaß zog.

Wie hoffnungsgrün und beseligt ist der Mensch, der in jungen Tagen auf unbekanntem Pfaden unbekannter Zukunft entgegenzieht, — die weite Welt vor sich, der Himmel blau und das Herz frisch, als müßt' sein Wanderstab überall, wo er ihn ins Erdreich einstößt, Laub und Blüten treiben und das Glück als goldnen Apfel in seinen Zweigen tragen. Wandre nur immer zu! Auch du wirst einstmal's müden Fußes im Staub der Heerstraße einherschleichen, und dein Stab ist ein dürrer Stecken, dein Antlitz welk, und die Kinder zeigen mit Fingern auf dich und lachen und fragen: wo ist der goldene Apfel? . . .

Ekkehard war in der That vergnügt. Wanderlieder zu singen, war für einen Mann geistlichen Standes nicht üblich, aber der Gesang Davids, den er jetzt anstimmte: „Jehova ist mein Hirt, mir mangelt nichts. Auf grünen Tristen läßt er mich lagern, zu stillen Gewässern führt er mich“ — mag ihm im Himmel in das gleiche Buch des Verdienstes verzeichnet worden sein, in das die Engel der Jugend fahrender Schüler und wandernder Gefellen Lieder einzutragen pflegen.

Durch Wiesen und an hohem Schilfgelände vorüber führte ihn sein Pfad. Land und niedrig streckte sich im See eine Insel, die Reichenau; Turm und Mauern des Klosters spiegelten sich im ruhigen Gewässer; Rebhügel, Matten und Obstgärten wiesen dem Auge den Fleiß der Bewohner.

Vor zweihundert Jahren war die Au noch wüst und leer gestanden, in feuchtem Grunde die Herberge von Gewürm und bösen Schlangen. Der austrasische Landvogt Sintlaz aber wies den wandernden Bischof Birminius hinüber, der sprach einen schweren Segen über das Eiland, da zogen Schlangen und Würmer in vollem Heereshaufen aus, die Tausendsüßler im Plänklerzug voran, Dyrklemmer, Skorpione, Lurche und was sonst krecht, in geordneten Säulen mit, Kröten und Salamander

in der Nachhut: des Birminius Spruch konnten sie nicht bestehen, zum Gestade, wo später die Burg Schopfeln gebaut ward, wälzte sich der Schwarm, dann hinab in die grüne Seeflut — und der Fisch weitem hat damals einen guten Tag gehabt . . .

Seither war des Birminius Stift aufgeblüht, eine Pflanzstätte klösterlicher Zucht von gutem Klang in deutschen Landen.

Reichenau, grünendes Eiland, wie bist du vor andern gesegnet, Reich an Schätzen des Wissens und heiligem Sinn der Bewohner, Reich an des Obstbaums Frucht und schwellender Traube des Weinbergs:

Zimmerdar blüht es auf dir und spiegelt im See sich die Lilie, Weithin schallet dein Ruhm bis ins neblige Land der Britannen

hatte schon in Ludwigs des Deutschen Tagen der gelehrte Mönch Ermenrich⁹³⁾ gesungen, da ihn auf seiner Abtei Ellwangen Heimweh nach den schimmernden Fluten des Bodensees beschlich.

Ekkehard beschloß, dieser Nebenbuhlerin seines Klosters einen Besuch abzustatten. Am weißsandigen Gestad von Ermatingen stand ein Fischer im Rahn und schöpfte das Wasser aus. Da deutete Ekkehard mit seinem Stab nach dem Eiland: Führt mich hinüber, guter Freund!

Mönchshabit verlieh damals jeder Aufforderung Nachdruck.

Der Fischer aber schüttelte verdrossen das Haupt: Ich fahre keinen mehr von euch, seit ihr mich am letzten Ruggericht um einen Schilling gebüßt . . .

Warum haben sie Euch gebüßt?

Wegen dem Kreuzmann!

Wer ist der Kreuzmann?

Der Allmann.

Auch der ist mir unbekannt, sprach Ekkehard, wie sieht er aus?

Aus Erz ist er gegossen, brummte der Fischer, von zweier Spannen Höhe, und hält drei Seerosen in der Hand. Der stund im alten Weidenbaum zu Allmannsdorf, und 's war gut, daß er dort stund, aber seit dem letzten Ruggericht haben sie ihn aus dem Baum gehauen und ins Kloster verschleppt. Jetzt steht er auf des welschen Bischofs Grab in Niedercell, was soll er dort? Toten Heiligen Fische fangen helfen?! . . .⁹⁴⁾

Da merkte Ekkehard, daß des Fischers Christenglaube noch nicht felsenfest stand, und mochte sich erklären, warum das eiserne Gözenbild ihm die Schillingsbuße eingetragen — er hatte ihm

ein Zicklein nächtlieh als Opfer geschlachtet, damit seine Fischzüge mit Felchen, Forellen und Braxmannen gesegnet würden, und die Kugmänner hatten nach kaiserlicher Verordnung solch heidnisch Rükkerinnern geahndet.

Seid vernünftig, alter Freund, sprach Ekkehard, und ver-gesst den Allmann. Ich will Euch ein gut Teil Eures Schil-lings geben, so Ihr mich übersehet.

Was ich rede, sprach der Fischer, soll sich nicht drehen lassen wie ein Ring am Finger. Ich fahre keinen von euch. Mein Bub kann's tun, wenn er will.

Er pfiff durch die Finger, da kam sein Bub, ein hochstämmiger Ferge, der führte Ekkehard hinüber.

Wie sie das Schifflein angelegt, ging Ekkehard dem Kloster zu, das zwischen Obstbäumen und Rebhügeln versteckt inmitten des Eilandes aufgebaut steht. Es war die Zeit des Spätherbstes, alt und jung auf der Insel mit der Weinlese beschäftigt, da und dort hob sich die Kapuze eines dienenden Bruders dunkel vom rotgelben Reblaub ab. Auf der Hochwarte standen die Väter der Insel truppweise beisammen und ergöhten sich am Getrieb der traubensammelnden Leute; sie hatten unter Umtragung eines mächtigen Marmorgefäßes, das für einen Krug von der kana-näischen Hochzeit galt, die Einsegnung des neuen Weines⁹⁵⁾ abgehalten. Fröhlicher Zuruf und fernes Sauchzen klang aus den Rebbergen.

Unbemerkt kam Ekkehard zum Kloster, auf wenig Schritte war er ihm genacht, da erst ragte der schwerfällige Turm mit seinen Vorhallen, deren Rundbogen abwechselnd mit grauen und roten Sandsteinquadern geschmückt sind, vor ihm auf.

Im Klosterhof war alles stumm und still. Ein großer Hund wedelte am fremden Gast hinauf, ohne Laut zu geben, er bellte keine Rutte an; die Einwohner allesamt hatte der linde Herbsttag hinausgelockt.⁹⁶⁾

Da trat Ekkehard in die gewölbte Fremdenstube am Eingang. Auch des Psörtners Gelaß nebenan war leer. Offene Fässer standen aufgepflanzt, manche schon mit süßem Moste gefüllt. Hinter ihnen war ein steinern Bänklein an der Wand; Ekkehard war frisch ausgeschritten und die Seelust hatte ihm zehrend ums Haupt geweht, da kam ein Zug des Schlummers mächtig über ihn, er lehnte den Wanderstab an den Arm, streckte sich ein wenig und nickte ein.

Derweil zog sich's mit langsamem Schritt in die kühle Stube, das war der ehrenwerte Bruder Rudimann, des Klosters Kellermeister. Er trug ein steinern Krüglein in der Rechten und ging seines Amtes nach, Mostprobe zu halten. Das Lächeln eines mit der Welt und sich veröhnten Mannes lag auf seinen Lippen und sein Bauch war fröhlich gediehen, wie das Hauswesen des Fleißigen, einen weißen Schurz hatte er darüber geschlungen, gewichtiger Schlüsselbund klapperte an seiner linken Seite.

„Zum Kellermeister soll erwählt werden ein weiser Mann von reinen Sitten, nüchtern und nicht vieler Speise gierig, kein Zänker und kein Schelmer, kein Träger und kein Bergender, sondern ein Gottesfürchtiger, der der gesamten Bruderschaft sei als wie ein Vater“⁹⁷⁾ — und soweit es des Fleisches Schwäche hienieden möglich macht, war Rudimann bemüht, solche Kellermeisterseigenschaften in sich zu vereinen. Dabei aber trug er das herbe Amt eines Strafvollziehers, und wenn einer der Brüder der Geißelung sich schuldig gemacht, band er ihn an die Säule und konnte sich keiner über die Milde seines Armes beklagen. Daß er außerdem mit boshafter Zunge dann und wann boshaftige Gedanken aussprach und den Abt mit Verdächtigung der Mitbrüder zu unterhalten wußte, wie das Eichhörnchen Katatöskr der Edda,⁹⁸⁾ das auf- und abrennt an der Esche Yggdrasil und des Ablers zürnende Worte im Wipfel herniederträgt zu Nidhögg, dem Drachen in der Tiefe: das war nicht seines Amtes, das tat er aus freien Stücken.

Heute aber schaute er gar vergnüglich drein, daß trug die Güte der Weinlese schuld. Und er tauchte sein Krüglein in ein offenes Faß, hielt's gegen das Fenster und schlürfte bedächtig den unklaren Stoff. Des schlafenden Gastes nahm er nicht wahr.

Auch dieser ist süß, sprach er, und kommt doch vom mitternächtigen Abhang der Hügel. Gelobt sei der Herr, der vom Notstand seiner Knechte auf dieser Au eine billige Einsicht nahm und nach so viel magern Jahren ein fettes schuf, und frei von Säure!

Inzwischen ging draußen Kerhildis, die Obermagd, vorüber, sie trug eine traubengefüllte Butte zur Kelter. Kerhildis, sprach der Kellermeister leise, getreueste aller Mägde, nimm mein Krüglein und füll es mit dem Neuen vom Wartberg, der drüben an der Kelter steht, auf daß ich ihn mit diesem vergleiche.

Kerhildis, die Obermagd, stellte ihre Last ab und ging und kam und stand vor Rudimann, reichte ihm das Krüglein, schaute

schalkhaft an ihm hinauf, denn er überragte sie um eines Kopfes Länge, und sprach: Wohl bekomm's!

Rudimann tat einen langen, frommen, vergleichenden Zug, so daß ihm der Neue auf den Lippen schmelzen mochte wie Schnee in der Morgensonne; alle miteinander werden süß und gut, sprach er, und seine Augen hoben sich gerührt, und daß sie an der Obermagd strahlendem Antlitz haften blieben, daran trug der Kellermeister kaum Schuld, denn diese hätte sich inzwischen auch zurückziehen können.

Da fuhr er mit Salbung fort: So ich aber Euch anschau, Kerhildis, so wird mein Herz doppelt froh, denn auch Ihr gedeihet wie der Klosterwein in diesem Herbst, und Eure Bäcklein sind rot, wie Granatäpfel, die des Pflückenden harren. Preiset mit mir des Jahrgangs Güte, getreuste aller Mägde!

Und der Kellermeister schlang seinen Arm um der schwarzbraunen Obermagd Hüfte,⁹⁹⁾ die wehrte sich dessen nicht groß — was liegt an einem Ruß im Herbst? — und sie wußte, daß Rudimann ein Mann von reifen Sitten war und alles mäßig tat, wie es einem Kellermeister geziemt.

Da fuhr der Schläfer auf der Steinbank aus seinem Schlummer. Ein eigentümlich Geräusch, das von nichts anderem herühren kann als von einem wohlausegesetzten verständigen Ruß, schlug an sein Ohr, er schaute zwischen den Fässern durch, da sah er des Kellermeisters Gewandung und ein Paar fliegende Böpfe, die nicht zu diesem Habit gehörten . . . er richtete sich auf, ein ungestümer Born kam über ihn, denn Ekkehard war jung und eifrig, und in Sankt Gallen war strenge Sitte, und es hatte ihm noch nie als möglich vorgeschwebt, daß ein Mann im Ordenskleid ein Weib küssen möge.

Sein wuchtiger Haselstock ruhte ihm noch im Arm; igt sprang er vor und schlug dem Kellermeister einen wohlgefügen Streich, der zog sich von der rechten Schulter nach der linken Hüfte und saß fest und gut wie ein auf Bestellung gelieferter Rock — und bevor sich jener der ersten Ueberraschung erholt, folgte ein zweiter und dritter von gleichem Schrot . . . er ließ sein steinern Geschirr fallen, daß es am Pflaster zerschellte; Kerhildis entfloh.

Beim Krug von der Hochzeit zu Rana! rief Rudimann, was ist das? und wandte sich gegen den Angreifer. Jetzt erst schauten sich die beiden von Angesicht zu Angesicht.

Ein Gastgeschenk ist's, sprach Ekkehard ingrimmig, das der heilige Gall dem heiligen Birmin sendet! ¹⁰⁰⁾ und er erhob seinen Stab von neuem.

Dacht' ich's doch, schalt der Kellermeister, sankt gallische Holzäpfel! Man kennt euch an den Früchten: Boden hart, Glaube roh, Leute grob! ¹⁰¹⁾ Wartet des Gegengeschenk's.

Er sah nach etwas Greifbarem um, ein namhafter Besen stand in der Ecke, mit dem waisnete er sich und gedachte auf den Störer seines Friedens einzubringen . . .

Da rief's gebietend von der Pforte her: Halt! Friede mit euch! Und eine zweite Stimme frug mit fremder Betonung: Was ist hier für ein Holofernes aus dem Boden gewachsen?

Es war der Abt Wazmann, der mit seinem Freund Simon Barbo, dem ehemaligen Protospathar ¹⁰²⁾ des griechischen Kaisers, von der Einsegnung der Weinlese zurückkehrte. Das Geräusch des Streits unterbrach eine gelehrte Auseinandersetzung des Griechen über die Belagerung der Stadt Hai durch Josua und die strategischen Fehler des Königs von Hai, da er mit seinem Heer auszog wider die Wüste. Der alte Griechenfeldherr, der die Heimat verlassen, um im byzantinischen Ruhestand nicht an Mattigkeit der Seele zu ersterben, lag in seinen Mußestunden im deutschen Kloster eifrig dem Studium der Taktik ob; sie hießen ihn scherzweise den Hauptmann von Kapernaum, wie wohl er das Ordenskleid genommen.

Gebt dem Streite Raum, sprach Simon Barbo, der mit Bedauern den Zweikampf unterbrochen sah, zum Abte: ich hab' heut im Traume ein Sprühen von Feuerfunken erschaut, das deutet Schläge . . .

Der Abt aber, in dessen Augen die Eigenmacht jüngerer ein Greuel war, gebot Ruhe und ließ den Streitfall zur Schlichtung vortragen.

Da hob Rudimann an zu erzählen, was geschehen und verschwiegen nichts.

Leichtes Vergehen, murmelte der Abt; Hauptstück sechs und vierzig: von dem, was bei der Arbeit, beim Gärtnern oder Fischfang, in Küche oder Keller gesündigt wird — alemannisches Gesetz: von dem was mit Mägden geschieht . . . der Gegner spreche!

Da trug auch Ekkehard vor, wie er die Sache angeschaut und im gerechten Zorn dreingefahren.

Berwickelt! murmelte der Abt, Hauptstück siebenzig: kein Bruder nehme sich heraus, den Mitbruder sonder Ermächtigung des Abts zu schlagen, Hauptstück zwei und siebenzig: von demjenigen Eifer, der einem Mönch wohl ansteht und zum ewigen Leben führet . . . Wie viel Jahre zählt Ihr?

Drei und zwanzig!

Da sprach der Abt ernsthaft: Der Streit ist aus. Ihr, Bruder Kellermeister, habt Eure Streiche als wohlverdient Entgelt Eurer Zerstreutheit aufzunehmen; — Euch, Fremdling des heiligen Gallus, vermöchte ich süglic anzuweisen, Eures Weges weiter zu ziehen, denn es stehet geschrieben: Wenn ein fremder Mönch aus anderweiten Provinzen ankommt, soll er zufrieden sein mit dem, was er im Kloster vorfindet, sich nur einen demütigen Tadel erlauben und sich in keiner Weise überflüssig machen. In Erwägung Eurer Jugend und untadeligen Beweggrundes aber mögt Ihr zur Sühnung am Hauptaltar unserer Kirche eine einstündige Abendandacht verrichten: dann seid als Gastfreund willkommen!

Dem Abte erging es mit seinem Schiedspruch wie manchem gerechten Richter. Keiner der Beteiligten war zufrieden; sie gehorchten, aber unversöhnt. Wie Ekkehard in der Kirche sein Sühngebete tat, mochten ihm allerlei Gedanken durch die Sinne ziehen von gutem Herzen, von rechtzeitigem Eifer und von andrer Leute Urteil drüber. Es war eine der ersten Lehren, die er im Zusammenstoß mit Menschen erlitt. Durch eine Seitenspforte ging er ins Kloster zurück.

Was Kerhildis, die Obermagd, an jenem Abend den dienstbaren Frauen im Nähssaal zu Oberzell erzählte, allwo sie beim flackernden Scheine des Rienspans ein Duzend neue Mönchsgewänder zu fertigen hatten, war mit so beleidigenden Ausfällen gegen die Jünger des heiligen Gallus untermischt, daß es besser verschwiegen bleibt . . .



Sechstes Kapitel.

Moengal.

Um dieselbe Zeit, da Ekkehard in der Klosterkirche der Insel eine unfreiwillige Andacht abhielt, war Frau Hadwig auf dem Söller von Hohentwiel gestanden und hatte lange hinausgeschaut — aber nicht nach der untergehenden Sonne. Die ging ihr im Rücken, hinter den dunkeln Bergen des Schwarzwalds zur Ruhe. Frau Hadwig aber schaute erwartungsvoll nach dem Untersee und nach dem Pfad, der von seinem Ausgang sich dem Hohentwielser Fels entgegen zog. Die Aussicht schien ihr nicht zu genügen; wie's dunkel war, ging sie unwillig¹⁰³⁾ zurück, ließ ihren Nämmerer rufen und verhandelte lang mit ihm . . .

Am frühen Morgen des andern Tages stund Ekkehard gerüstet zu weiterer Fahrt an der Schwelle des Klosters. Der Abt war auch schon wach und machte einen Frühgang im Gärtlein. Der Richterernst des gestrigen Tages lag nicht mehr auf seiner Stirne. Ekkehard sagte ihm Valet. Da raunte ihm der Abt lächelnd ins Ohr: Seliger, der du eine solche Schülerin die Grammatik lehren darfst! Das schnitt in Ekkehard's Herz. Eine alte Geschichte stieg in seiner Erinnerung auf, — auch in den Klostermauern gab's böse Zungen und überlieferte Stücklein, die von einem zum andern die Runde machten.

Ihr gedenket wohl der Zeit, heiliger Herr, sprach er höhnlisch, da Ihr die Nonne Clotildis in der Dialektik unterrichtet? ¹⁰⁴⁾

Damit ging er hinab zu seinem Schiffe. Der Abt hätte lieber ein Büchlein mit Pfeffer zum Frühmahl eingenommen, als diese Erinnerung. Glückliche Reise! rief er dem Scheidenden nach.

Von dieser Zeit hatte Ekkehard es mit den Reichenauer Klosterleuten verdorben. Er ließ sich's nicht kümmern und fuhr mit seinem Ermatinger Fergen den Untersee hinab.

Träumerisch schaute er aus seinem Schifflein hinaus ins Weite. Im durchsichtigen Duft des Morgens wogte der See, zur Linken hoben sich die schlanken Thürmchen von Eginos Klause Niederzell, — dort streckt das Eiland seine letzten Spizen ins

Gewässer hinaus, eine steinerne Pflanz schaute aus den Weidenbüschen vor — aber Ekkehard's Blick haftete auf der Ferne, der er zusteuerte; groß, stolz, in steiler fester Linie trat ein felsiger Berggrücken aus dem Gehügel des Ufers vor, gleich dem Gedanken eines Geistesgewaltigen, der wuchtig und taten schwer flache Umgebung überragt, die Frühsonne warf helle Streiflichter auf Felskanten und Gemäuer. Fern zur Rechten hoben sich etliche niedere Kluppen von gleicher Form, bescheiden, als wären sie Felswachen, die der Große ausgesendet.

Der Hohentwiel! sprach der Fährmann zu Ekkehard. Der hatte das Ziel seiner Fahrt in früheren Tagen noch niemals erschaut, aber es brauchte des Schiffers Wort nicht, um's ihm zu sagen. So mußte der Berg sein, den sie zu ihrem Sitze erkoren. Eine ernste Stimmung kam über Ekkehard. Züge des Gebirges, weite Flächen Wasser und Himmel, große Landschaft wirkt jederzeit Ernst im Gemüt, nur des Menschen Getrieb ruft ein Lächeln auf des Beschauers Lippe. Er gedachte des Apostels Johannes, wie der einst der Felseninsel Patmos entgegengefahren, und wie ihm dort die Offenbarung aufgegangen . . .

Der Fährmann steuerte rüstig vorwärts. Schon waren sie dem Ufervorsprung, der die Zelle Radolfs und die wenig umliegenden Behausungen trägt, nahe. Da trieb ein seltsam Schifflein im See, roh, ein hohler Baumstamm, aber ganz verdeckt und überbaut mit grünem Gezweig und Schilfrohr, und war kein Ruderer zu erschauen, der es lenkte. Der Wind schaukelte es dem Geröhrcht am Gestade entgegen.

Ekkehard hieß seinen Fergen das absonderliche Fahrzeug anhalten. Da stieß derselbe mit seiner Ruderstange in die grüne Verhüllung.

Best und Ausfah Euch ins Gebein! fluchte es mit tiefer Stimme aus der Höhlung hervor, oleum et operam perdidit, Hopfen und Malz ist verloren. Wildgans und Ariefente sind des Teufels!

Ein Zug Wasservogel, der mit heiserem Gechnatter in der Nähe aufstieg und landeinwärts flog, bestätigte des Fluchenden Ausspruch.

Im Buschwerk des Schiffleins aber knisterte es und hob sich auf, ein wettergebräuntes, runzeldurchurchtes Antlitz schaute herüber, um den Leib schmiegte sich ein verblichen geistlich Kleid, das, an den Knien mit unsicherem Messerschnitt gekürzt, zerzaust

herabhing; im Gürtel stak ein Köcher statt des Rosenkranzes, die gespannte Armbrust lag auf des Schiffes Vordertheil.

Best und Ausfah — wollte des Fahrzeugs Insasse nochmals anheben, da schaute er Ekkehards Tonsur und Benediktinergewand und änderte den Ton: Hoïho! salve confrater! Beim Bart des heiligen Patrik von Armagh, so mich Euer Fürwitz noch eine Viertelstunde länger ungehindert gelassen, könnt' ich Euch zu einem weidlichen Bissen Seewildbret einladen. Mit Bewegung schaute er den in die Ferne streichenden Wildenten nach.

Ekkehard aber hob lächelnd den Zeigefinger: Ne clericus venationi incumbat! Kein Geweihter des Herrn soll der Jagd pflegen.¹⁰⁵⁾

Stubenweisheit, rief der andere, gilt nicht bei uns am Untersee. Seid Ihr etwann gesendet, beim Leutprieester zu Radolfszelle Kirchenschau zu halten?

Beim Leutprieester von Radolfszelle? frug Ekkehard. Steht hier der Bruder Marcellus vor mir? Er tat einen Seitenblick auf des Weidmanns rechten Arm, an dem sich die Rutte zurückgestreift hatte; in rauhen Linien war ein von einer Schlange umwundenes Heilandbild eingeätzt und stund mit punktierten Buchstaben drüber Christus vindex.¹⁰⁶⁾

Bruder Marcellus? lachte der Gefragte und strich mit der Hand über die Stirn, fuimus Troes, willkommen in Moengals Revier!

Er stieg aus seinem hohlen Baum in Ekkehards Schiff hinüber. Der heilige Gallus soll leben! sprach er und küßte ihn auf Wange und Stirn, lasset uns ans Land fahren, Ihr seid mein Gast, wenn auch ohne Wildenten.

Euch hab' ich mir anders vorgestellt, sprach Ekkehard. Das war kein Wunder.

Nichts gibt ein falscher Bild von Menschen, als nach ihnen an denselben Ort kommen, wo sie einstens gewirkt, vereinzelte Reste ihrer Tätigkeit sehen und aus dem Gerede der Zurückgebliebenen sich eine Vorstellung des Weggegangenen schaffen. Tiefstes und Eigenstes bleibt dritten meist unbeachtet, auch wenn's offen zu Tag liegt, in der Ueberlieferung schwindet's ganz. Als Ekkehard ins Kloster trat, war der Bruder Marcellus schon nach der verlassenen Zelle Radolfs als Pfarrherr abgegangen. Etliche zierlich geschriebene Urkunden, Ciceros Buch

von den Pflichten, und ein lateinischer Priscianus mit irischer Schrift zwischen den Zeilen erhielten sein Andenken. Viel verehrt lebte sein Name noch an der inneren Klosterschule, er war der tüchtigsten Lehrer einer gewesen, tadellos sein Wandel. Seither war er in Sankt Gallen verschollen. Darum hatte sich Ekkehard statt des Weidmanns im See einen ernstern hageren blaffen Gelehrten erwartet.

Das Gestad von Radolfs Zelle war erreicht; eine dünne, nur auf einer Seite geprägte Silbermünze stellte den Fährmann zufrieden.¹⁰⁷⁾ Sie gingen ans Land. Wenig Häuser und schmutzlose Fischerhütten standen um das Grabkirchlein, das Radolfs Gebeine birgt.

Wir sind an Moengals Pfarrhaus, sprach der Alte, tretet ein. Ihr werdet hoffentlich dem Bischof zu Konstanz keinen Bericht von meinem Hauswesen erstatten, wie jener Defan von Rheinau, der behauptete, er habe bei mir Krüge und Trinkhörner von einer jedem Zeitalter verhaßten Größe erschauen müssen.¹⁰⁸⁾

Sie traten in eine holzgetäfelte Halle. Hirschgeweih und Auerochsenhörner hingen über dem Eingang, Jagdspieße, Leinruten, Fischgarne lehnten in malerischer Unordnung an den Wänden, an das umgestürzte Fäßlein im Winkel schmiegte sich der Würfelbecher: wäre es nicht des Leutpriesters Behausung gewesen, so hätte füglich auch der Förster des kaiserlichen Bannwaldes hier wohnen können.

In kurzem stand ein Krug säuerlichen Weines auf dem Eichentisch, auch Brot und Butter lieferte die Vorratskammer. Dann kam der Leutpriester aus der Küche zurück, hielt sein Gewand wie eine gefüllte Schürze und schüttete einen Blazregen von geräucherten Gangfischen vor seinen Gast. Heu! quod anseres fugasti antvogelosque et horotumbulum! Weh, daß du mir die Wildgänse verscheucht und die Enten samt der Rohrdommel!¹⁰⁹⁾ sprach er, aber wenn einer nur die Wahl zwischen Gangfisch und gar nichts hat, greift er immer noch zum ersten.

Glieder derselben Genossenschaft sind schnell besreundet. Ein lebhaft Gespräch erhob sich beim Imbiß. Aber der Alte hatte mehr zu fragen, als Ekkehard beantworten konnte; von so manchem seiner alten Brüder war nichts mehr zu berichten, als daß sein Sarg eingemauert stand bei dem der andern und ein

Kreuz an der Wand und ein Eintrag im Totenbuch die einzige Spur, daß er gelebt; — die Geschichten und Späßlein und Klosterfehden, wie sie vor dreißig Jahren erzählt wurden, waren durch neue ersetzt, und was seit damals geschehen, ließ ihn gleichgültig. Nur wie Ekkehard von dem Zweck und Ziel seiner Fahrt sprach, rief er: Hoïho, Confrater, was habt Ihr wider die Jagd gesprochen und ziehet ja selber auf Edelmwild aus!

Aber Ekkehard winkte ab. Habt Ihr noch nie Heimweh nach des Klosters Stille und Wissenschaft verspürt? frug er.

Da flammte des Leutpriesters Aug': Ward Catilina von Heimweh nach den Holzbänken des römischen Senats geplagt, nachdem von ihm gesagt war: excessit, evasit, erupit? Junges Blut versteht das nicht. Fleischtöpfe Aegyptens?! ille terrarum mihi praeter omnes . . . sprach der Hund zum Stall, in dem er sieben Jahre gelegen.

Ich versteh' Euch allerdings nicht, sprach Ekkehard. Was schuf Euch solche Aenderung der Sinnesart? Er warf einen Seitenblick auf das Jagdgerät.

Die Zeit, gab der Leutpriester zurück und klopfte seinen Gangfisch auf dem Eichentisch mürb, — die Zeit und wachsende Erkenntnis. Das braucht Ihr aber Eurem Abte nicht zu berichten. Bin auch einmal ein Bursch gewesen wie Ihr, Irland zieht fromme Leute, sie wissen's hier zu Land. Eheu, wie war ich untadeligen Gemütes, wie ich mit Oheim Marcus von der Wallfahrt gen Rom zurückkam.¹¹⁰⁾ Hättet den jungen Moengal sehen sollen, die ganze Welt war ihm keinen Gründling wert, aber Psallieren, Vigilien singen, geistliche Uebungen halten: das war mein Labjal. Da ritten wir in Gallus' Kloster ein — einem heiligen Landsmann zu Ehren macht ein braver Irländer schon ein paar Meilen um, — ich aber bin ganz dort hängen geblieben. Kleider, Bücher, Gold und Wissen, der ganze Mensch war des Klosters, und der irische Moengal ward Marcellus geheißten und warf seines Oheims silberne und goldene Pfennige zum Fenster hinaus, daß die Brücke abgebrochen sei, die zur Welt zurückführt. Waren schöne Jahre, sag' ich Euch, hab' gemacht und gebetet und studiert nach Herzenslust.

Aber viel Sigen ist schädlich dem Menschen und viel Wissen macht überflüssige Arbeit. Manchen Abend hab' ich gegrübelt wie ein Bohrwurm und disputiert wie eine Elster, nichts war unergründlich: wo das Haupt Johannis, des Täufers, begraben

liege, und in welcher Sprache die Schlange zu Adam gesprochen — alles klar erörtert, nur daran war ich nicht zu denken geraten, daß der Mensch auch Knochen und Fleisch und Blut mit sich in die Welt bekommen. Hoïho, Confrater, da kamen böse Stunden, mögen sie Euch erspart bleiben! der Kopf ward schwer, die Hände unruhig, am Schreibtisch kein Bleiben, in der Kirche kein Knien — fort! hieß es, nur fort und hinaus! Dem alten Thieto sagt ich dereinst, ich habe eine Entdeckung gemacht. Was für eine? Daß es jenseits unserer Mauern frische Luft gebe . . . Da versagten sie mir den Ausgang, aber manche Nacht bin ich heimlich auf den Glockenturm gestiegen¹¹¹) und hab' hinausgeschaut und die Fledermäuse beneidet, die in den Tannenwald hinüber flogen . . . Confrater, dagegen hilft kein Fasten und kein Beten, was im Menschen steckt, muß heraus.

Der vorige Abt hat billige Einsicht genommen und mich auf Jahresfrist hierher geschickt, aber der Bruder Marcellus kam nimmer heim. Wie ich hier im Schweiß meines Angesichtes den Tannbaum fällte und den Nachen zimmerte und den Strichvogel aus den Lüften herunterholte, da ist mir ein Licht aufgegangen, was gesund sein heißt — Fischfang und Weidwerk beizen die unnützen Rücken aus dem Kopf — so stehe ich seit dreißig Jahren der Zelle Radolfs vor, rusticitate quadam imbutus, einer gewissen Verbauerung ausgesetzt, was versicht's? Ich bin gleich der Kropfgans in der Wüste, gleich der Gule, die in Trümmern nistet, sagt der Psalmist, aber frisch und stark, und der alte Moengal gedenkt sobald noch nicht ein stummer Mann zu werden und weiß, daß er wenigstens vor einem Unglück sicher sein darf . . .

Was meint Ihr für ein Unglück? frug Ekkehard.

Daß ihm Sankt Petrus dereinst den himmlischen Torschlüssel vor die Stirn schlägt und spricht: hinaus mit dir, der du unnützlich und eitel Philosophie getrieben!

Ekkehard ließ sich auf Moengals Herzensergießungen nicht näher ein. Ihr habet wohl rauhen Dienst in Sorge der Seelen, sprach er, verstockte Herzen, Heidentum und Aekerei . . .

's geht an, sprach der Alte, im Mund der Bischöfe und kaiserlichen Räte, in den Kapitularien und Synodalbeschlüssen nimmt sich's haarsträubend aus, wenn sie den heidnischen Irrwahn abzeichnen und mit Straßazung bedräuen. 's ist eben alter Glaube hierlands, im Baum und Fluß und auf lustiger

Bergeshöhe der Gottheit nachzuspüren. Jeder auf der Welt muß seine Apokalypsis haben, die Hegauer suchen sie draußen . . . es läßt sich auch etwas dabei denken, wenn der Mensch frühmorgens im Schilfe steht und die Sonne über ihm aufgeht . . .

Deshalb kommen sie am Tage des Herrn doch zu mir und singen die Messe mit, und wenn der Sendbote ihnen nicht so manchen Strassschilling aus dem Sack zwickte, würden sie noch fröhlicher sich zum Evangelium wenden. —

Stoßt an, Confrater, die frische Luft . . .

Erlaubt, sprach Ekkehard mit seiner Wendung, daß ich das Wohl Marcellus', des Lehrers an der Klosterschule, des Verfassers der irischen Uebersetzung des Priscianus trinke.

Mir auch recht, lachte Moengal. Was aber die irische Uebersetzung betrifft, die möchte einen Haken haben.¹¹²⁾

In Ekkehard war das Verlangen groß, seinen hohen Thiel zu erreichen. Kurz vor dem Ziele langer Fahrt hat noch selten einer lange Raft gehalten. Der Berg steht fest in der Erden, sprach zwar Moengal, er entfleucht Euch nimmer.

Aber Moengals Wein und seine Lehre von der frischen Luft hatten für den, der einer Herzogin entgegen sollte, wenig Berstreckendes. Er brach auf.

Ich geh' mit Euch bis an des Pfarrsprengels Grenze, sagte der Leutprieester, heute dürft Ihr mir noch zur Seite gehen, trotz meines verblichenen Gewandes; wenn Ihr auf dem Berg droben festsetzet, dann werdet Ihr meinen, die Verklärung sei über Euch gekommen, und werdet ein vornehmer Herr werden, und wenn Ihr dereinst an Frau Hadwigs Seite gen Radolfs Zelle geritten kommet, und der alte Moengal steht an der Schwelle, so wird ihm eine gnädige Handbewegung als Almosen zugeworfen — der Welt Lauf! Wenn der Heuerling groß geworden, heißt er Felchen und frißt die Kleinen seines Geschlechts.

Das sollt Ihr nicht sagen, sprach Ekkehard und küßte den irischen Mitbruder.

Da gingen sie zusammen und der Leutprieester nahm seine Leimruten mit, im Rückweg den Vögeln des Waldes Nachstellung zu bereiten. Es war ein langer Weg durch den Tannenwald, lang und still.

Wie sich das Gehölz lichtete, da stand in dunkler Masse der hohe Thiel und warf ihnen seinen Schatten entgegen. Moengal aber schaute mit scharfem Aug' den Waldpfad entlang

durch die Lichtung der Tannen. Es streicht was durchs Revier, sprach er.

Sie waren wieder etliche Schritte gegangen, da griff Moengal seinen Gefährten am Arm, stellte ihn, deutete vorwärts und sprach: Das sind keine Wildenten noch Tiere des Waldes!

Es kam ein Ton herüber, als wenn fernab ein Roß gewiehert . . . Moengal sprang seitwärts, schlich sich ein gut Stück im jungen Gehölz vorwärts, legte sich auf den Boden und spähte.

Weidmanns Torheit, sprach Ekkehard und wartete seiner. Jetzt kam er zurück. Bruder, sprach er, liegt der heilige Gall in Fehde mit einem der Gewaltigen dieses Landes?

Nein.

Habt Ihr einen beleidigt?

Nein.

Sonderbar, sprach der Alte, es kommen drei Gewaffnete geritten.

Es werden Boten der Herzogin sein, mich zu empfangen, sprach Ekkehard mit stolzem Lächeln.

Ho! brummte Moengal, fehlgeschossen! Das ist nicht herzoglicher Dienstmannen Kleid, der Helm ist sonder Abzeichen. Und im grauen Mantel reitet kein Zwieler!

Er hemmte seinen Schritt.

Vorwärts! sprach Ekkehard. Weß Herz ohne Schuld, den geleiten die Engel des Herrn.

Im Hegau nicht immer! war des Alten Antwort. Es war keine Gelegenheit zu weiterem Zwiegespräch, Hufschlag tönte, der Boden klirrte, drei Reiterzmänner kamen gesprengt, den Helm geschlossen, das Schwert gezogen . . .

Folgt mir, rief der Leutpriester, *maturate fugam!* Er warf seine Leimruten zu Boden und wollte Ekkehard mit zur Seite ziehen. Der aber wandte sich nicht. Da sprang Moengal allein ins Buschwerk hinüber, die Dornen zogen ihm zu den alten Rissen ins morsche Gewand etliche neue, er wand sich los, mit den Sprüngen eines Eichhorns setzte er ins Dickicht. Er kannte die Schliche.

Er ist's! rief der vorderste der Reiter, da sprangen die andern von den Rossen, stolz sah ihnen Ekkehard entgegen. Was wollt Ihr? — keine Antwort; er griff zum Kreuzifix, das ihm im Gürtel hing. Im Namen des Gekreuzigten! . . . wollte

er anheben, aber schon war er zu Boden geworfen, unsanfte Fäuste hielten ihn, ein Strick ward um seine Hände geschlungen, bald lagen sie geknebelt auf dem Rücken — eine weiße Binde umschloß seine Augen knapp und fest, daß es dunkel um ihn ward — „Vorwärts!“ die Ueberraschung des Augenblicks beugte ihm die Knie, unsicher schritt er, da hoben sie ihn und trugen ihn ein Stück weit. Am Beginn des Waldes stunden vier Männer mit einer Sänfte, in die warfen sie den Betroffenen und weiter ging's durch die Ebene, am steten Hufschlag zur Seite merkte Ekkehard, daß die Reiter ihren Fang geleiteten.

Derweil Moengal durch den Wald floh, hüpfen die Meisen so zutraulich auf den Zweigen, und heller Droßelschlag umtönte ihn, da vergaß er der Gefahr, und sein Herz kränkte sich, daß er die Leimruten fahren gelassen.

Wie er aber auch noch die Wachtel ihr Quakkara! Quakkara¹¹³⁾ rufen hörte, klang ihm das geradezu herausfordernd, und er wandte seinen Schritt zum Plaze des Ueberfalls. Es war still dort, als wäre nichts geschehen. In der Ferne sah er die Kriegersleute abziehen. Die Helme glänzten.

Es werden aber viele, so die ersten waren, die letzten sein, sprach er kopfschüttelnd und las seine Leimruten zusammen. Zu einer Fürstin Saal gedachte er zu gehen und das Gefängnis nimmt ihn auf. Heiliger Gallus, bitt für uns!

Weiter zerbrach sich Moengal den Kopf nicht. Derlei Vergewaltigung war häufig wie Schlüsselblumen im Frühling.

Es schwamm einmal ein Fisch klastertief unten im Bodensee, der konnt sich's gar nicht erklären, was den Cormoran zu ihm hinabführte, der schwarze Tauchervogel hatte ihn schon im Schnabel und flog mit ihm hoch durch die Lüfte weg: noch war's ihm unbegreiflich. So lag Ekkehard in der Sänfte, ein gebundener Mann; je mehr er über seines Geschickes Wendung nachsann, desto weniger mocht' er's fassen.

Dräuend stieg der Gedanke in ihm auf, es möchte wohl einer im Hegau sitzen, ein Freund oder Blutsverwandter der Kammerboten, und jetzt am unschuldigen Jünger des heiligen Gallus Rache nehmen, denn Salomo, der Ursächer ihres schmachlichen Todes, war zugleich Abt jenes Klosters gewesen. Für den Fall mochte sich Ekkehard auf das Schlimmste bereit halten, er wußte, wie manchen priesterlichen Standes nicht die Tonsur, nicht geistlich Gewand vor dem Ausstechen der Augen

oder Abhauen der Hände geschützt, wenn's um Rache ging.

Er gedachte ans Sterben. Mit seinem Gewissen war er versöhnt, der Tod trug ihm kein Schrecknis zu, aber tief im Herzen klang doch eine leise Frage: Warum nicht in Jahresfrist, nachdem mein Fuß den Thiel betrat? —

Jetzt gingen die Träger der Sänfte langsamen Schrittes, es mochte einen Berg hinan gehen. Auf welches der Felsenester dieses Landes schleppen sie mich? Ein halb Stündlein mochten sie aufwärts gestiegen sein, da schlug der Huftritt der Reiter rasselnd und hohl auf, wie wenn sie über eine hölzerne Brücke ritten. Noch blieb's still, kein Wächterruf, — die Entscheidung konnte nimmer fern sein. Da kam ein starkes Vertrauen über Ekkehard, die Worte des Psalms traten vor ihn: „Gott ist unsere Zuflucht und Stärke, als Hilfe in Nöten mächtig erfunden. Darum fürchten wir nichts, ob auch die Erde wechselte und die Berge wankten im Herzen des Meers. Mögen brausen die Gewässer, die Berge beben bei seinem Ungestüm. Jehovah ist mit uns, unsere Zuflucht der Gott Jakobs, Sela . . .“

Ueber eine zweite Brücke ging's. Ein Tor ward aufgetan, die Sänfte stand. Da huben sie ihren Gefangenen herfür, sein Fuß berührte den Boden, es war Gras; — ein Flüstern schlug an sein Ohr, als wär' viel Volk in der Nähe versammelt, der Strid um seine Hände ward gelöst. Nehmt Euch die Binde von den Augen! sprach einer seiner Begleiter, er tat's — Herz, jauchze nicht! er stand im Schloßhof von Hohentwiel . . . Fröhlich rauschte es im Geäst der alten Linde, ein zeltartig Getüch war darenin gespannt, Kränze von Eppich und Weinlaub hingen hernieder, der Burg Insassen standen gedrängt herum, auf steinerner Bank saß die Herzogin, der purpurdunkle Fürstenmantel wallte von den Schultern, mildes Lächeln umspielte die herben Züge — icht erhob sich die herrliche Gestalt, sie schritt Ekkehard entgegen: Willkommen in Hadwigs Burgfrieden! Er wußte kaum, wie ihm geschah, und wollte ins Knie sinken, huldreich hob sie ihn empor und winkte dem Kämmerer Spazzo, der warf seinen grauen Reitermantel ab, ging auf Ekkehard zu und umarmte ihn wie einen alten Freund: Im Namen unserer Gebieterin empfahet den Friedensfuß!

Flüchtig zuckte in Ekkehard der Gedanke: soll hier ein Spiel mit mir gespielt werden? aber die Herzogin rief scherzend:

Ihr seid mit gleicher Münze bezahlt. Habt Ihr vor drei

Tagen die Herzogin in Schwaben nicht anders als getragen über des heiligen Gallus Schwelle kommen lassen, so war's billig, daß auch sie den Mann von Sankt Gallen in ihr Schloß tragen ließ.

Und Herr Spazzo schüttelte ihm nochmals die Hand und sprach: Nichts für ungut, es war strenger Befehl so! — Er hatte erst den Ueberfall befehligt und wirkte igt zum herzlichem Empfang, beides mit gleich unveränderter, gewichtiger Miene, denn ein Kämmerer muß gewandt sein und auch das Widersprechende in Form zu bringen wissen.

Eckehard lächelte. Für einen Scherz, sagte er, habt Ihr's recht ernsthaft ausgeführt. Er gedachte dabei insbesondere, wie ihm einer der Reiterzmänner, da sie ihn in die Sänfte warfen, mit erzbeschlagenem Lanzenenschaft einen schweren Stoß in die Seite versetzt. Das stand freilich nicht in der Herzogin Befehl, aber der Reitknecht war schon unter Luitfried, des Kammerboten Neffen, dabei gewesen, wie sie den Bischof Salomo einstmals niederwarfen, und hatte sich von dazumal die irrige Meinung eingeprägt, bei Niederwerfung geistlicher Herren gehöre ein fester Faustschlag, Stoß oder Fußtritt unumgänglich zum Landbrauch.¹¹⁴⁾

Jetzt führte Frau Hadwig ihren Gast an der Hand durch den Schloßhof und wies ihm ihre lustige Behausung und die stolze Fernsicht nach Bodensee und Alpenkuppen, und der Burg Leute baten um seinen Segen — auch die Reitknechte kamen und die Träger der Sänfte, und er segnete sie alle.

Dann geleitete ihn die Herzogin bis an den Eingang. Ein Bad ward ihm zurecht gemacht¹¹⁵⁾ und frische Gewandung bereitet; sie hieß ihn sich pflegen und ausruhen, und Eckehard war fröhlich und guter Dinge nach leicht erstandener Gefahr . . .

In der Nacht, die jenem Tage folgte, trug sich's im Kloster Sankt Gallen zu, daß Romeias, der Wächter, ohn' allen Anlaß von seiner Matte aufuhr und grimmig in sein Horn stieß, so daß die Hunde im Klosterhof anschlugen und alles wach wurde und zusammenlief — und war doch weit und breit niemand, der Einlaß begehrte. Der Abt schrieb's auf Rechnung böser Geister, ließ aber zugleich des Romeias Bespertrunk sechs Tage lang auf die Hälfte herabsetzen — eine Maßregel, die jedoch auf Voraussetzung eines gänzlich unrichtigen Grundes beruhte.

Siebentes Kapitel.

Virgilius auf dem hohen Twiel.

Wenn einer seine Uebersiedlung an neuen Wohnsitz glücklich bewerkstelligt hat, dann ist's ein anmutig und reizend Geschäft, sich wohnlich einzurichten.

Ist auch gar nicht so gleichgültig, in was Stube und Umgebung einer haust, und wessen Fenster auf die Heerstraße zielen, wo die Lastwagen fahren und die Steine geklopft werden, bei dem halten sicherlich mehr graue und verstäubte als buntfarbige Gedanken Einkehr.

Darüber hatte sich nun Ekkehard keine Sorge zu machen, denn die Herzogsburg auf dem Twiel lag lustig und hoch und einsam, — aber ganz zufrieden war er auch nicht, als ihm Frau Hadwig tags nach seiner Ankunft seinen Wohnsitz anwies.

Es war ein groß lustig Gemach mit säulendurchteiltem Rundbogenfenster, aber an demselben Gang gelegen, an den auch der Herzogin Saal und Zimmer stießen. Der Eindruck, den einer aus abgeschiedener Klosterzelle mitnimmt, läßt sich nicht über Nacht verwischen. Und Ekkehard gedachte, wie er oftmals möge von seiner Betrachtung abgezogen werden, wenn geharnischter Fußtritt und Sporenklang oder leises Huschen dienender Mädge an seiner Thür vorüberstreife, oder wenn er sie selber, die Herrin der Burg, möge einher gehen hören — unbefangen wandte er sich an Frau Hadwig: Ich hab' ein Anliegen, hohe Frau!

Redet, sagte sie mild.

Möchtet Ihr mir nicht zu solanem Gefaß ein fern gelegen Stüblein zuweisen, — und wenn's unterm Dach oder in einem der Warttürme wäre. Der Wissenschaft, wie des Gebetes Pflege heißet einsame Stille, Ihr kennet ja des Klosters Brauch.

Da legte sich eine leise Falte über Frau Hadwigs Stirn, eine Wolke war's nicht, aber ein Wölklein. Ihr sehnst Euch danach, oftmals allein zu sein? frug sie spöttisch. Warum seid Ihr nicht in Sankt Gallen geblieden?

Eckehard neigte sich und schwieg.

Halt an, rief Frau Hadwig, es soll Euch geholfen werden. Seht Euch das Gefäß an, in dem Vincentius, unser Kapellan, bis an sein selig Ende gehaust hat, der hat auch so einen Raubvogelgeschmack gehabt und war lieber der höchste auf Tuiel, als der bequemste. Pragedis, hol den großen Schlüsselbund und geleite unsern Gast.

Pragedis tat nach dem Gebot. Das Gemach des seligen Kapellans war hoch oben im viereckigen Hauptturm der Burg; langsam stieg sie mit Eckehard die finstere Wendeltreppe hinauf, der Schlüssel knarrte schwer im lang nicht gedrehten Schloß. Sie traten ein. Da sah's gut aus.

Wo ein gelehrter Mann gehaust, braucht's ein Stück Zeit, um seine Spuren zu verwischen. Es war ein mäßiger Gevierterraum, weiße Wände, wenig Hausrat, Staub und Spinnweb allenthalb; auf dem Eichentisch stand ein Büchlein mit Schreibsaft, längst war's eingetrocknet, im Winkel ein Krug, drin vielleicht einst Wein gesunkelt, auf einem Brett der Wandnische glänzten einige Bücher, aufgeschlagene Pergamentrollen lagen dabei, aber, o Leidwesen! der Sturm hatte das Fensterlein zerschlagen, der Paß in Vincentius Stube war seit seinem Tod für Sonne und Regen, Mücken und Vögel frei geworden, eine Schar Tauben war eingezogen, in ungestörter Besitzergreifung hatten sie sich zwischen der Bücherweisheit angesiedelt, auf den Briefen des heiligen Paulus und auf Julius Cäsar gallischem Krieg nisteten sie und schauten verwundert den Eingetretenen entgegen.

Der Tür gegenüber war mit Kohle ein Sprüchlein an die Wand geschrieben. „Martha, Martha, du machst dir um vielerlei Sorge und Unruh!“ las Eckehard; soll das des Verstorbenen letzter Wille sein? frug er seine liebliche Wegweiserin.

Pragedis lachte: 's war gar ein behaglicher Herr, sprach sie, der Herr Vincentius selig. Ruhe ist mehr wert als ein Talent Silbers,¹¹⁶⁾ hat er oft gesagt. Die Frau Herzogin aber hat ihm arg zugefekt, immer gefragt und was anderes gefragt: heut von den Sternen am Himmel, morgen von Arzneikraut und Heilmitteln, übermorgen aus der heiligen Schrift und Ueberlieferung der Kirche — wozu habt Ihr studiert, wenn Ihr keinen Bescheid wißet? dräute sie, und Herr Vincentius hat einen schweren Stand gehabt —

Praxedis deutete schalkhaft mit dem Zeigefinger nach der Stirn —

Mitten im Land Asia, hat er meistens erwidert, liegt ein schwarzer Marmelstein; wer den aufhebt, der weiß alles und braucht nicht mehr zu fragen . . . Er war aus Bayernland, der Herr Vincentius, den Bibelspruch hat er wohl zu seinem Trost hingeschrieben.

Pflegt die Herzogin so viel zu fragen? sprach Ekkehard zerstreut.

Ihr werdet's wahrnehmen, sagte Praxedis.

Ekkehard musterte die zurückgebliebenen Bücher. Es tut mir leid um die Tauben, die werden abziehen müssen.

Warum?

Sie haben das ganze erste Buch des gallischen Kriegs verdorben, und der Brief an die Korinther ist mit unutilgbaren Flecken belastet . . .

Ist das ein großer Schaden? frug Praxedis.

Ein sehr großer!

O ihr arme böse Tauben, scherzte die Griechin, kommt her zu mir, eh' der fromme Mann euch hinausjagt unter die Häher und Falken.

Und sie lockte den Vögeln, die unbefangen in der Bücher-nische verblieben waren, und wie sie nicht kamen, warf sie einen weißen Wollknäuel auf den Tisch, da flog der Tauber herüber, vermeinend, es sei eine neue Taube angekommen, und ging dem Knäuel mit gemessenen Schritten entgegen, zwei vor und einen zurück, und verbeugte sich und grüßte mit langgezogenem Gurren. Praxedis aber nahm den Knäuel an sich, da flog ihr der Vogel auf den Kopf.

Da hub sie leise an, eine griechische Singweise zu summen; es war das Lied des alten, ewig jungen Sängers von Tejos: *)

Ei sieh, du holdes Täubchen,
 Wo kommst du hergestogen?
 Woher die Salbendüste,
 Die du, die Luft durchwandelnd,
 Aushauchst und niederträufelst?
 Wer bist du? was beliebt dir?

*) Ποθεν, φιλη πελεια
 Ποθεν, ποθεν πετασαι; u. s. w.

Ekkehard horchte hoch auf und warf einen schier erschrockenen Blick von dem Codex, den er durchblättert, herüber; wäre sein Aug' für natürliche Anmut geübt gewesen, so hätt' es wohl länger auf der Griechin haften dürfen. Der Tauber war ihr auf die Hand gehüpft, sie hielt ihn mit gebogenem Arm in die Höhe — Anakreons alter Landsmann, der dereinst den parischen Marmorblock zur Venus von Knidos umschuf, hätte das Bild dauernd seinem Gedächtnis eingepägt.

Was singt Ihr? fragte Ekkehard. Das klingt ja wie fremde Sprache.

Warum soll's nicht so klingen?

Griechisch?!

Warum soll ich nicht griechisch singen? gab ihm Pragedis schnippisch zurück.

Bei der Feier des Homerus, sprach Ekkehard verwundert, wo in aller Welt habt Ihr das erlernt, unjerer Gelehrsamkeit höchstes Ziel?

Zu Hause! . . . sagte Pragedis gelassen und ließ die Taube zurückfliegen.

Da schaute Ekkehard noch einmal in scheuer Hochachtung herüber. Bei Aristoteles und Plato war's ihm seither kaum eingefallen, daß auch zur Zeit noch lebende Menschen griechischer Zunge auf der Welt seien. Wie eine Ahnung zog's durch seinen Sinn, daß hier etwas verkörpert vor ihm stehe, das ihm trotz aller geistlichen und weltlichen Weisheit fremd, unerschbar . . .

Ich glaube als Lehrer gen Ziel zu kommen, sprach er wehmütig, und finde meine Meister. Wollt Ihr von Eurer Muttersprache mir nicht auch dann und wann ein Körnlein zuwenden?

Wenn Ihr die Tauben nicht aus der Stube verjagt, sprach Pragedis. Ihr könnt ja ein Drahtgitterlein vor die Nische ziehen, wenn sie Euch ums Haupt fliegen wollen.

Um eines reinen Griechisch willen . . . wollte Ekkehard erwidern, aber die Türe der engen Klausur war aufgegangen. —

Was wird hier von Tauben und reinem Griechisch verhandelt? klang Frau Hadwigs scharfe Stimme. Braucht man so viel Zeit, um diese vier Wände anzuschauen? Nun, Herr Ekkehard, taugt Euch die Höhle?

Er nickte bejahend.

Dann soll sie geäubert und in Stand gesetzt werden, fuhr Frau Hadwig fort. Auf, Praxedis, die Hände gerührt und vor allem das Taubenvolk verjagt!

Ekkehard wollte es wagen, ein Wort für die Tauben einzulegen.

Ei so, sprach Frau Hadwig, Ihr wünschet allein zu sein und Tauben zu hegen. Soll man Euch nicht auch eine Laute an die Wand hängen und Rosenblätter in Wein streuen? Gut, wir wollen sie nicht verjagen; aber heute abend sollen sie gebraten unsern Tisch zieren.

Praxedis tat, als habe sie nichts gehört.

Wie war's mit dem reinen Griechisch? frug nun die Herzogin. Unbefangen erzählte ihr Ekkehard, um was er die Griechin angegangen, da zogen die Stirnfalten wieder bei Frau Hadwig auf. Wenn Ihr so wißbegierig seid, so mögt Ihr mich fragen, sagte sie, auch mir ist die Sprache geläufig. Ekkehard sprach nichts dagegen. In ihrer Rede lag meistens eine Schärfe, die das Wort der Erwiderung im Munde abschnitt. —

Die Herzogin war streng und genau in allem. Schon in den ersten Tagen nach Ekkehards Ankunft entwarf sie einen Plan, in welcher Art sie zur Erlernung der lateinischen Sprache vorschreiten wolle. Da fanden sie es am besten, eine Stunde des Tages der löblichen Grammatik zu bestimmen, eine zweite der Lesung des Virgilius. Auf letztere freute sich Ekkehard sehr, er gedachte sich zusammen zu fassen und mit Ausbietung von Wissen, Schärfe und Feinheit der Herzogin die Pfade des Verständnisses zu ebnen.

Es ist doch kein unnütz Werk, sprach er, was die alten Poeten getan; wie mühsam wäre es, eine Sprache zu erlernen, wenn sie uns nur im Wörterbuch überliefert wäre, wie die Getreidekörner in einem Sack, und wir die Mühe hätten, Mehl daraus zu malen und Brot daraus zu backen. . . Der Poet aber stellt alles wohlgefügt an seinen Platz, da ist sein erfonnener Plan und Inhalt, und die Form klingt lieblich drein wie Saitenspiel; woran wir uns sonst die Zähne auszubeißen hätten, das schlürfen wir aus Dichters Hand wie Honigjeim, und es schmeckt süße.

Das Herbe der Grammatik zu lindern, wußte Ekkehard keinen Ausweg. Für jeden Tag schrieb er der Herzogin die Aufgabe auf ein Pergamentblatt, die war des Lernens begierig, und wenn die Frühsonne über dem Bodensee aufstieg und ihre ersten Strahlen

auf den hohen Driuel warf, stund sie schon in des Fensters Wölbung und lernte, was ihr vorgeschrieben war, leise und laut, bis zu Ekkehard's Saal klang einst ihr einformig Hersagen: amo, amas, amat, amamus . . .

Praxedis aber hatte schwere Stunden. Sich zur Anregung, aber ihr zu nicht geringer Langeweile, befahl ihr Frau Hadwig, jeweils das gleiche Stück Grammatik zu lernen. Raam Schülerin, freute es sie, mit dem, was sie erlernt, ihre Dienerin zu meistern, und nie war sie zufriedener, als wenn Praxedis ein Hauptwort für ein Beiwort ansah oder ein unregelmäßig Zeitwort regelmäßig abwandelte.

Des Abends kam die Herzogin hinüber zu Ekkehard's Gemach. Da mußte alles bereit sein zur Lesung des Virgil, Praxedis kam mit ihr, und da in Vincentius nachgelassenen Büchern ein lateinisches Wörterbuch nicht vorhanden war, ward sie mit Anfertigung eines solchen beauftragt, denn sie hatte in jungen Tagen des Schreibens Kunst erlernt. Frau Hadwig war dessen minder erfahren: Wozu wären die geistlichen Männer, sprach sie, wenn ein jeder die Kunst verstünde, die ihrem Stand zukommt? Schmieden sollen die Schmiede, fechten die Krieger und schreiben die Schreiber, und soll kein Durcheinander entstehen. Doch hatte Frau Hadwig sich wohlgeübt, ihren Namenszug in künstlich verschlungenen großen Buchstaben den siegelbehangenen Urkunden als Herrin des Landes beizufügen.

Praxedis zerteilte eine Pergamentrolle in kleine Blätter, zog auf jedes Blatt zwei Striche, also, daß drei Abteilungen geschaffen wurden, um nach Ekkehard's Vortrag jedes lateinische Wort einzutragen, daneben das deutsche, in die dritte Reihe das entsprechende griechisch. Letzteres war der Herzogin Anordnung, ihm zu beweisen, daß die Frauen auch ohne seine Beihilfe schon löbliche Kenntniss erworben.

So begann der Unterricht.¹¹⁷⁾

Die Thüre von Ekkehard's Gemach nach dem Gang hin hatte Praxedis weit aufgesperrt. Er ging hin und wollte sie zulehnen, die Herzogin aber hielt ihn zurück: Kennet Ihr die Welt noch nicht?

Ekkehard wußte nicht, was das heißen sollte.

Jetzt las er ihnen das erste Buch von Virgilius' Heldendichtung. Aeneas, der Troer, hub sich vor ihren Augen, wie ihn siebenjährige Irrfahrt umhergeschleudert auf dem Tyrhener

Meer und wie es so unsäglicher Mühsal gekostet, des römischen Volkes Gründer zu werden. Es kam der Zorn der Juno, wie sie an Aeolus bittweise sich wendet und dem Gebietiger von Wind und Sturm die schönste ihrer Nymphen verspricht, wenn er der Troer Schiffe verderben wolle — Gewitter, Sturm, Schiffbruch, Zerschellen der Riele, ringsum schwimmen umher sparsam in unendlicher Meeresflut Waffen des Kriegs und Gebälk und troischer Prunk durch die Brandung. Und der Wogen Gemurr dringt zu Neptunus hinunter, tief in Grund, er kommt empor gestiegen und schaut die Verwirrung, des Aeolus Winde jagt er mit Schimpf und Schande nach Hause, wie der Aufruhr beim Wort des verdienten Mannes legt sich das Toben der Wässer, an Libyens Küste landet der Schiffe Rest . . .

Soweit hatte Ekkehard gelesen und erklärt. Seine Stimme war voll und tönend und klang ein wohlthuend Gefühl inneren Verständnisses durch. Es war spät geworden, die Lampe flackerte, da hub Frau Hadwig den Vortrag auf.

Wie gefällt meiner Herrin des heidnischen Poeten Erzählung? frug Ekkehard.

Ich will's Euch morgen sagen, sprach sie. Sie hätte es auch schon heute sagen können, denn fest und bestimmt stand der Eindruck des Gelesenen ihrem Gemüte eingeprägt, sie tat's aber nicht, um ihn nicht zu kränken. Lasset Euch was Gutes träumen, rief sie dem Weggehenden nach.

Ekkehard aber ging noch hinauf in des Vincentius Turmstube. Die war sauber hergerichtet, die letzte Spur vom Nisten der Tauben getilgt; er wollte sich sammeln zu stiller Betrachtung, wie ehemals im Kloster, aber sein Haupt war heiß, vor seiner Seele stand die hohe Gestalt der Herzogin, und wenn er sie recht ins Auge faßte, so schaute auch Pragebis' schwarzäugig Köpfelein über ihrer Herrin Schulter zu ihm herüber — was aus all dem noch werden soll? Er trat ans Fenster, eine kühle Herbstluft wehte ihm entgegen, ein dunkler eherner unendlicher Himmel spannte sich über das schweigende Land, die Sterne funkelten, nah, fern, licht, matt; so groß hatte er das Himmelsgewölbe noch niemals erschaut — auf Bergesgipfeln ändert sich das Maß der Dinge — lang stand er so, da ward's ihm unheimlich, als wollten ihn die Gestirne hinaufziehen zu sich, als sollt er leicht und geflügelt der Stube entschweben . . . er schloß das Fenster, bekreuzte sich und ging schlafen.

Des andern Tages kam Frau Hadwig mit Prædiz, der Grammatik zu pflügen. Sie hatte Wörter gelernt und Deklinationen und wußte ihre Aufgabe. Aber sie schien zerstreut.

Habt Ihr etwas geträumt? Irug sie den Lehrer, wie die Stunde abgelaufen war.

Nein.

Gestern auch nicht?

Nein.

Ist schade, es soll eine Vorbedeutung in dem liegen, was einer in den ersten Tagen am neuen Wohnort träumt . . . Höret, fuhr sie nach einer Pause fort, seid Ihr nicht ein recht ungeschickter Mensch?

Ich? fuhr Ekkehard betroffen auf.

Ihr geht mit Dichtern um, warum habt Ihr nicht einen anmutigen Traum erjonnen und mir erzählt; Dichtung ist so viel wie Traum, es häßt' mir Freude gemacht.

Ihr befehlet, sprach Ekkehard, so Ihr mich wieder fraget, will ich einen Traum erzählen, auch wenn ich ihn nicht geträumt habe.

Solcherlei war für Ekkehard neu, unklar.

Ihr habt mir Eure Ansicht vom Virgilius gestern vorenthalten, sprach er.

Ja so, sprach Frau Hadwig. Höret, wenn ich Herrin im Römerland gewesen, ich weiß nicht, ob ich nicht die Gesänge verbrannt und den Mann für immer schweigen geheißsen hätte . . .

Ekkehard sah sie starr verwundert an.

Es ist mein Ernst! fuhr sie fort. Wißt Ihr warum? — weil er die Götter seines Landes schlecht macht. Ich hab' gute Acht gehabt, wie Ihr der Juno Reden gestern vortruget. Des Herrn aller Götter Ehefrau — und trägt eine Wunde im Gemüt, daß ein troischer Hirtenknab' sie nicht für die Schönste erklärt, und ist nicht imstande, aus eigener Macht einen Sturm zu befehlen, daß die paar Schifflein zertrümmert werden, und muß den Aeolus durch Antragung einer Nymphe verführ. . . . und Neptun will Herrscher der Meere sein und läßt sich von fremdem Gewind Sturm und Wetter in sein Reich blasen und merkt's erst, wie es jaßt vorbei ist — was ist all das für ein Wesen? Als Herzogin sag' ich Euch, in dem Reich, dessen Götter gescholten werden, möcht' ich den Zepter nicht führen.

Ekkehard schien um eine Antwort verlegen. Was das Alter-

tum an Schriftwerk überliefert, stand ihm da als ein Festes, Unerlöschliches, wie altes Gebirg; er war zufrieden, sich in Bedeutung und Verständnis einzuarbeiten, — nun solche Zweifel!

Erlaubet, Herrin, sprach er, wir haben noch nicht weit gelesen, es steht zu hoffen, daß Euch die Menschen der Aeneis besser gefallen. Wollet auch bedenken, daß zur Zeit, wo Augustus, der Kaiser, seine Untertanen aufzeichnen ließ, das Licht der Welt zu Bethlehem zu leuchten anhub; es geht die Sage, daß auch auf Virgilius ein Strahl davon gefallen, da mochten ihm die alten Götter nicht mehr groß sein . . .

Frau Hadwig hatte gesprochen nach dem ersten Eindruck. Mit dem Lehrer streiten mochte sie nicht.

Braxedis, sprach sie scherzend, was ist deine Meinung?

Mein Denken geht nicht so hoch, sprach die Griechin. Mir kam alles so natürlich vor, drum war mir's lieb. Und am besten hat mir gefallen, wie die Frau Juno ihrer Nymphe den Aeolus zum Ehemahl verschafft; wenn er auch ein wenig alt ist, so ist er doch ein König der Winde und sie ist gewißlich gut bei ihm versorgt gewesen . . .

Gewiß! — sprach Frau Hadwig und winkte ihr, zu schweigen. Nun wissen wir doch auch, wie Kammerfrauen den Virgilius lesen.

Eckehard war durch der Herzogin Widerspruch zu größerem Eifer gereizt. Mit Begeisterung las er am Abend des weiteren, wie der fromme Aeneas auf Erspähung des libyschen Landes auszog und ihm seine Mutter Venus entgegentritt in Gewand und Waffen einer Sparterjungfrau, den leichten Bogen um die Schulter, den wallenden Busen kaum in des aufgeschürzten Gewandes Anüpfung verborgen — und wie sie des Sohnes Schritt der thrischen Fürstin entgegenlenkt. Und weiter las er, wie Aeneas zu spät die göttliche Mutter erkannte — vergebens ruft er ihr nach, sie aber hüllt ihn in Nebel, daß er unerkannt zur neuen Stadt gelange . . . wo die Thyrerin zu Junos Ehren den mächtigen Tempel gründet, steht er und schaut, von Künstlerhand gemalt, die Schlachten von Troja; am leeren Abbild vergangener Kampfarbeit weidet sich seine Seele.

Jetzt naht sie selber, Dido, die Herrin des Landes, antreibend das Werk und die künftige Herrschaft:

Und an der Pforte der Göttin, bedeckt vom Gewölbe des Tempels, saß sie, mit Waffen umschart, auf des Throns hochragendem Sessel,

Urteil sprach sie den Männern und Recht, und die Mühen der Arbeit
Theilte sie jeglichem gleich nach Billigkeit . . .

Leset mir das nochmals, sprach die Herzogin. Ekkehard
wiederholte es.

Steht's so geschrieben? frug sie. Ich hätte nichts einge-
wendet, wenn Ihr's selber so eingeschaltet hättet. Glaubt' ich
doch schier ein Abbild eigener Herrschaftsführung zu hören . . .
Mit den Menschen Eures Dichters bin ich wohl zufrieden.

Es wird wohl leichter sein, sie abzuzeichnen, als die Götter,
sprach Ekkehard. Es gibt so viel Menschen auf der Welt . . .

Sie winkte ihm, fortzufahren. Da las er, wie des Aeneas
Gefährten herankamen, der Königin gastlichen Schutz ansehend,
und wie sie ihres Führers Ruhm künden, der, von der Wolke
verhüllt, nahe stand.

Und Dido öffnet ihre Stadt den Hilfesuchenden, und der
Wunsch steigt in ihr auf: Wäre doch selbst der König, vom
selbigen Sturme gedrängt, euer Aeneas allhier! also, daß
sehndes Verlangen den Helden treibt, die Wolke zu durch-
brechen . . .

Doch wie Ekkehard begonnen hatte:

Raum war solches gesagt, als schnell des umwallenden Nebels
Hülle zerreißt . . .

da kam ein schwerer Tritt den Gang herauf: Herr Spazzo, der
Kämmerer, trat ein, er wollte die neuen Studien seiner Ge-
bieterin beaugenscheinigen — beim Wein mochte er auch geseßen
haben: sein Aug' war starr, der Gruß erstarb ihm auf den
Lippen. Es war nicht seine Schuld. Schon in der Frühe hatte
er ein Brennen und Zucken in der Nase verspürt, und das be-
deutet sonder Widerrede einen trunkenen Abend.

Bleibet stehen! rief die Herzogin, und Ihr, Ekkehard, leset
weiter.

Er las, ernst, mit Nachdruck:

Siehe! da stand Aeneas und strahlte in der Helle des Tages,
Sehr an Schulter und Haupt, wie ein Gott, denn die himmlische
Mutter

Hatt' anmutige Locken dem Sohn und blühender Jugend
Purpurlicht und heitere Würd' in die Augen geatmet:
So wie das Elfenbein durch Kunst sich verschönet, wie Silber

Prangt und parischer Stein in des rötlichen Goldes Umrandung. Drauf zur Königin wandt' er das Wort und allen ein Wunder Redet er plötzlich und sprach: Hier schauet mich, welchen Ihr suchet, Mich, den Troer Aeneas, gerettet aus libyscher Woge.

Herr Spazzo stand verwirrt. Um Praxedis' Lippen schwebte ein verhaltenes Nichern.

Wenn Euch der Weg wieder herführt, rief die Herzogin, so wählet eine schicklichere Stelle zum Eintritt, daß wir nicht versucht werden, zu glauben, Ihr seid Aeneas, der Troer, gerettet aus libyscher Woge!

Herr Spazzo trat seinen Rückzug an. Aeneas, der Troer, murmelte er im Gang; hat wieder einmal ein rheinfränkischer Landsfahrer sich einen erlogenen Stammbaum gemacht? Troja!? — unwallender Nebel? . . . Aeneas, der Troer, wir werden eine Lanze brechen, wenn wir uns treffen! Mord und Brand!



Achtes Kapitel.

Audifax.

In jener Zeit lebte auf dem Hohentwiel ein Knabe, der hieß Audifax. Er war eigener Leute Kind, Vater und Mutter waren ihm weggestorben, da war er wild aufgewachsen, und die Leute hatten sein nicht viel acht, er gehörte zur Burg wie die Hauswurz, die auf dem Dach wächst, und der Efeu, der sich um die Mauern schlingt. Man hatte ihm aber die Ziegen zu hüten angewiesen. Die trieb er auch getreulich hinaus und herein und war schweigsam und scheu. Er hatte ein blaß Gesicht und kurz geschnitten blondes Haupthaar, denn nur der Freigeborene durfte sich mit wallenden Locken schmücken.¹¹⁸⁾

Im Frühjahr, wenn neuer Schuß und Trieb in Baum und Strauch waltete, saß Audifax vergnüglich draußen und schnitt

Sackpfeifen aus dem jungen Holz und blies darauf; es war ein einsam schwermütiges Getön, und Frau Hadwig war einmal schier eines Mittags Länge oben auf dem Söller gestanden und hatte ihm gelauscht, vielleicht, daß ihre Stimmung der Melodie der Sackpfeife entsprach — und wie Audifar des Abends seine Ziegen eintrieb, sprach sie zu ihm: Heische dir eine Gnade! Da bat er um ein Glöcklein für eine seiner Ziegen, die hieß Schwarzfuß. Der Schwarzfuß bekam das Glöcklein, seither war in Audifar' Leben nichts von Belang vorgefallen. Aber er ward zusehends scheuer, im letzten Frühjahr hatte er auch sein Pfeifenblasen eingestellt.

Jetzt war ein sonniger Spätherbsttag, da trieb er seine Ziegen an den felsigen Hang des Berges und saß auf einem Steinblock und schaute hinaus ins Land; hinter dunkeln Tannenwald leuchtete der Bodensee, vorn war alles herbstlich gefärbt — dürres rotes Laub trieb im Winde. Audifar aber saß und weinte bitterlich.

Damals hütete, was an Gänsen und Enten zum Hofe der Burg gehörte, ein Mägdelein, deß Name war Hadumoth, die war einer alten Magd Tochter und hatte ihren Vater nie gesehen. Es war Hadumoth ein braves Kind, rotwangig, blauäugig, und ließ das Haar in zwei Zöpfe geflochten vom Haupt herunterfallen. Ihre Gänse hielt sie in Zucht und guter Ordnung, sie reckten manchem den langen Hals entgegen und schnatterten wie törichte Weiber, aber der Hirtin trogte keine; wenn sie ihren Stab schwang, gingen sie züchtig und sittsam einher und enthielten sich jeglichen Lärmens. Oft weideten sie vermischt zwischen den Ziegen des Audifar, denn Hadumoth hatte den kurzgeschorenen Ziegenhirten nicht ungern und saß oft bei ihm und schaute mit ihm in die blaue Luft hinaus — und die Tiere merkten, wie ihre Hüter zusammenstanden, da hielten auch sie Freundschaft miteinander. Jetzt trieb Hadumoth ihre Gänse auf die Berghalde herunter, und da sie der Ziegen Glöcklein drüben läuten hörte, sah sie sich nach dem Hirten um. Und sie erschaute ihn, wie er weinte, und ging hinüber, setzte sich zu ihm und sprach: Audifar, warum weinst du? Der gab keine Antwort. Da legte Hadumoth ihren Arm um seine Schulter, wendete sein lockenloses Haupt zu sich herüber und sprach betrübt: Audifar, wenn du weinst, so will ich mit dir weinen.

Audifar aber suchte seine Tränen zu trocknen: Du brauchst

nicht zu weinen, sagte er, ich muß. Es ist etwas in mir, daß ich weinen muß.

Was ist in dir, daß du weinen mußt? frug sie. Da nahm er einen der Steine, wie sie von den Dwieler Felswänden abgelöst dalagen, und warf ihn auf die anderen Steine. Der Stein war dünn und gab einen Klang.

Hast du's gehört?

Ich hab's gehört, sagte Hadumoth, es klingt wie immer. Hast du den Klang auch verstanden?

Nein.

Ich aber versteh' ihn, und darum muß ich weinen, sprach Audisag. Es ist schon viele Wochen her, da bin ich drüben gefessen auf dem Felsen im Tale, da ist's zuerst in mich gezogen, ich kann nicht sagen wie, aber es muß aus der Tiefe gekommen sein, jetzt ist mir's ost, als wär' Aug' und Ohr anders geworden, und in den Händen flimmert's wie fliegende Funken; wenn ich übers Feld geh', so hör' ich's unter meinen Füßen rieseln, als flösse ein Quell unten; wenn ich am Fels steh', so sehe ich durch's Gestein, da ziehen viel Arme und Abern hinunter, und drunten hämmert's und pocht's, das müssen die Zwerge sein, von denen der Großvater erzählt hat, und von ganz unten leuchtet ein glühroter Schein empor . . . Hadumoth, ich muß einen großen Schatz finden, und weil ich ihn nicht finden kann, drum weine ich.

Hadumoth schlug ein Kreuz. Dir ist was angetan worden, sprach sie. Du hast nach Sonnenuntergang auf dem Boden geschlafen, da hat einer der Unterirdischen Macht über dich bekommen . . . Wart, ich weiß dir was Besseres als Weinen.

Sie sprang den Berg hinauf, in kurzem kam sie wieder herab und hatte ein Töpflein mit Wasser und ein Stücklein Seife, das ihr Praxedis einst geschenkt, und etliche Strohhalme. Und sie schlug einen hellen Schaum auf, nahm sich einen Halm, gab dem Audisag einen und sprach: Laß uns mit Seifenblasen spielen, wie ehemem. Weißt du noch, wie wir beisammen saßen und um die Wette geblasen haben, und zuletzt konnten wir's so schön, daß sie groß und farbig übers Tal flogen und glänzten wie ein Regenbogen, und 's war schier zum Weinen, wenn sie platzten . . .

Audisag hatte schweigend den Strohhalm genommen, duftig wie Taurotropsen hing der Seifenschaum am Ende, er hielt ihn in die Luft hinaus, die Sonne glänzte drauf.

Weißt du auch, Audisag, fuhr die Hirtin fort, was du ein-

mal gesagt hast, wie wir unsern Schaum verblasen hatten und es war Abend und Nacht geworden, und die Sterne zogen am Himmel auf? Das sind auch Seifenblasen, hast du gesagt, der liebe Gott sitzt auf einem hohen Berge, der bläst sie und kann's besser als wir . . .

Das weiß ich nicht mehr, sprach Audifar.

Er neigte sein Haupt zur Brust herab und fing wiederum an zu weinen. Wie muß ich's anfangen, daß ich den Schatz gewinne? klagte er.

Sei geschick, sprach Hadumoth, was wolltest du auch mit dem Schatz beginnen, wenn er gewonnen ist?

Dann kauf' ich mich frei, sprach er gelassen, und dich auch, und der Frau Herzogin kauf' ich ihr Herzogtum ab und den ganzen Berg mit allem, was drauf steht, und dir laß ich eine güldene Krone machen und jeder Ziege ein güldenes Glöcklein und mir eine Sackpfeife von Ebenholz und lauterem Golde . . .

Von lauterem Golde — scherzte Hadumoth, weißt du denn, wie Gold ausieht?

Da deutete Audifar mit dem Finger nach dem Mund: Kannst du schweigen? Sie nickte bejahend. Gib mir die Hand drauf. Sie gab ihm die Hand. So will ich dir zeigen, wie Gold ausieht, sprach der Hirtenknabe, griff in seine Buxentasche und zog ein Stücklein hervor, rund wie eine mäßige Münze, aber gewölbt wie eine Schale, und waren etliche unverständliche verwischte Zeichen darauf, es glänzte und glänzte und war wirklich Gold. Hadumoth wog das Stück auf dem Zeigefinger.

Das hab' ich auf dem Feld gefunden, weit da drüben, sprach Audifar, nach dem Gewitter. Wenn der Regenbogen mit seinem Farbenglanz sich zu uns niederwölbt, dann kommen zwei Engel, wo seine Enden sich auf die Erde senken, halten sie ihm ein güldenes Schüssellein unter, daß er nicht auf dem verregneten rauhen Boden aufstehen muß — und wenn er ausgeglänzt hat, dann lassen sie die Schüssellein im Felde stehen, zweimal dürfen sie's nicht brauchen, das würde der Regenbogen übel nehmen . . . ¹¹⁹⁾

Hadumoth begann an den Verus ihres Gespielen zum Schatzfinden zu glauben. Audifar, sprach sie, und gab ihm das Regenbogenschüssellein zurück, das frommt dir alles nichts. Wer einen Schatz finden will, muß den Zauber wissen — in der Tiefe unten wird alles gut gehütet, sie geben's nicht los, wenn sie nicht niedergezwungen werden.

Ja, der Zauber, sagte Audifax mit tränendem Aug' — wer ihn wüßte . . .

Hast du den heiligen Mann schon gesehen? frag Hadumoth.
Nein.

Seit vier Tagen ist der heilige Mann in der Burg, der weiß allen Zauber. Ein großes Buch hat er mitgebracht, das liest er unserer Herzogin vor, da steht alles drin geschrieben, wie man die in der Luft zwingt und die in der Erde und die im Wasser und Feuer, die lange Friderun hat's den Knechten heimlich erzählt, die Herzogin hab' ihn verschrieben, daß das Herzogtum fester werde und größer, und daß sie jung und schön bleibe und ewig zu leben komme . . .

Ich will zum heiligen Mann gehen, sprach Audifax.

Sie werden dich schlagen, warnte Hadumoth.

Sie werden mich nicht schlagen, sagte er, ich weiß etwas, das biet' ich ihm, wenn er mir den Zauber weist . . .

Es war Abend worden. Die Kinder standen von ihrem Steinsitz auf — Ziegen und Gänse wurden zusammengerufen, wohlgeordnet, wie eine Heerschar, zogen sie den Burgweg hinauf und rückten in ihren Ställen ein. —

Deselben Abends las Eckehard der Herzogin den Schluß des ersten Buchs der Aeneide, den Herr Spazzo tagszuvor unterbrochen: wie die Sidonierin Dido erstaunt bei des Helden Anblick ihn und die Seinen unter ihr gastlich Dach einladet, und beifällig nickte Frau Hadwig zu Didos Worten:

Mich auch hat ein gleiches Geschick durch mancherlei Trübsal
Umgeschüttelt und endlich im Lande hier ruhen geheißten;
Fremd nicht blieb ich dem Kummer und lernt' Unglücklichen
beistehn.

Jetzt sendet Aeneas den Achates zu den Schiffen, daß er's dem Sohn Ascanius ansage, denn ganz auf Ascanius ruht die zärtliche Sorge des Vaters. Frau Venus aber bewegt neue List im Busen, in Didos Herz soll der Liebe Flamme entzündet werden, da entrückt sie den Ascanius weit in den Hain Idalia und wandelt den Gott der Liebe in Ascanius' Gestalt, die Flügel legt er ab, an Schritt und Gang ihm gleich stellt er sich mit den Troern in Karthagos Königsburg und eilt zur Königin hin —

mit den Augen an ihm, mit der Seele
 Haftet sie, oft auch im Schoß erwärmt ihn Dido und weiß nicht,
 Welch ein Gott ihr genaht, der Elenden! Er, sich erinnernd
 Dein, acidalische Mutter, vertilgt des Sichäus Gedächtnis
 Allgemach und mit lebender Blut zu gewinnen versucht er
 Ihr längst kühleres Herz und der Seel' entwöhnete Regung.

Haltet ein, sprach Frau Hadwig. Das ist wieder recht
 schwach ausgefallen.

Schwach? frug Ekkehard.

Was braucht's den Gott Amor selber, sprach sie. Könnt'
 es sich nicht ereignen, daß auch ohne Trug und List und sein
 Einschreiten des ersten Gemahls Gedächtnis in einer Witib
 Herzen zurückgedrängt würde?

Wenn der Gott selber das Unheil anstiftet, sprach Ekkehard,
 so ist Frau Dido entschuldigt und sozusagen gerechtfertigt —
 das hat wohl der Dichter andeuten wollen . . . Ekkehard mochte
 glauben, er habe eine feine Bemerkung gemacht. Frau Hadwig
 aber stand auf. Das ist etwas anderes, sprach sie spitzig, sie be-
 darf also einer Entschuldigung. An das habe ich nicht gedacht.
 Gute Nacht!

Stolz ging sie durch den Saal, vorwurfsvoll rauschte ihr
 langes Gewand. Sonderbar, dachte Ekkehard, mit Frauen den
 teuern Virgilius lesen, hat Schwierigkeit. Weiter gingen seine
 Gedanken nicht . . .

Andern Tags schritt er durch den Burghof, da trat Audifaz,
 der Hirtenknabe zu ihm, hob das Ende seines Gewandes, küßte
 es und sah fragend an ihm hinauf.

Was hast du? frug Ekkehard.

Ich möcht' den Zauber haben, sprach Audifaz schüchtern.

Was für einen Zauber?

Den Schatz zu heben in der Tiefe.

Den möcht' ich auch haben, sprach Ekkehard lachend.

O, Ihr habt ihn, heiliger Mann, sprach der Knabe. Habet
 Ihr nicht das große Buch, aus dem Ihr unserer Herrin des
 Abends vorleset?

Ekkehard schaute ihn scharf an, er ward mißtrauisch und
 gedachte der Art, wie er auf dem hohen Tiviel eingeführt
 worden. Hat dir's jemand eingegeben, fragte er, daß du so
 zu mir redest?

Ja!

Wer?

Da fing Audifaz an zu weinen: Hadumoth! sprach er. Ekkehard verstand ihn nicht.

Wer ist Hadumoth?

Die Ganshirtin, sprach der Knabe schluchzend.

Du redest Torheit, geh deiner Wege . . .

Aber Audifaz ging nicht.

Ihr sollt mir's nicht umsonst geben, sagte er, ich will Euch was Schönes zeigen. Es müssen viele Schätze im Berg sein, ich weiß einen, der ist aber nicht der rechte. Ich möcht' den rechten finden.

Ekkehard ward aufmerksam: Zeig mir, was du weißt! Audifaz deutete bergabwärts. Da ging Ekkehard mit ihm zum Burghof hinaus und die Stufen des Burgwegs hinunter; auf des Berges Rückseite, wo der Blick zu des hohen Stoffeln tannigem Haupt hinüberstreift und zum hohen Höwen, bog Audifaz vom Weg ab, sie gingen durchs Gebüsch, kahl, in verwittertem Grau strebte die Felswand vor ihnen zur Himmelsbläue empor.

Audifaz bog einen Strauch zurück und riß das Moos auf: in dem grauen Klingstein, der des Berges Kern ist, ward eine gelbe Ader sichtbar; in eines Fingers Breite zog sie durchs Gestein. — Audifaz löste ein Stück ab, versteinerten Tropfen gleich saß der eingesprengte Stoff in der Spalte, strahlend, rundlich, goldgelb, und in weißrötlicher Druse hafteten Opalkristalle.

Prüfend sah Ekkehard auf das abgelöste Stück. Der Stein war ihm fremd. Edelstein war's nicht; die gelehrten Männer haben ihn später Natrolith getauft.

Seht Ihr, daß ich etwas weiß! sprach Audifaz.

Was soll ich damit? fragte Ekkehard.

Das wißt Ihr besser als ich, Ihr könnt's schleifen lassen und Eure großen Bücher damit verzieren — gebt Ihr mir jetzt den Zauber?

Ekkehard mußte des Knaben lachen. Du sollst Bergknappe werden, sprach er und wollte gehen.

Aber Audifaz hielt ihn am Gewand.

Ihr müßt mich jetzt aus Eurem Buch lehren!

Was?

Den stärksten Spruch . . .

Eine Anwendung des Scherzes kam über Ekkehard's ernstes

Antlig. Komm mit mir, sprach er, du sollst ihn haben, den stärksten Spruch.

Frohlockend ging Audifax mit ihm. Da sagte ihm Ekkehard lachend den virgilianischen Vers:

Auri sacra fames, quid non mortalia cogis
Pectora? *)

und mit eiserner Geduld sagte Audifax die fremden Worte her, bis er sie sprachrichtig dem Gedächtnis eingepägt.

Schreibt mir's auf, daß ich's auf dem Leib tragen kann, bat er ihn.

Ekkehard gedachte den Scherz vollständig zu machen und schrieb ihm die Worte auf einen dünnen Pergamentstreif, der Knabe barg's in seiner Brusttasche; hoch schlug sein Herz, wiederum küßte er Ekkehard's Gewand — in Sprüngen, wie sie die kletterfroheste Ziege nicht machte, sprang er aus dem Hofe.

Bei diesem Kinde gilt Virgilius mehr als bei der Herzogin, dachte Ekkehard.

Des Mittags saß Audifax wieder auf seinem Steinblock. Aber es perlten keine Tränen mehr in seinen scheuen Augen; seit langem zum erstenmal war die alte Sackpfeife wieder mit ihm auf die Ziegenhut ausgezogen, der Wind trug die Klänge ins Thal hinab. Vergnügt kam seine Freundin Hadumoth zu ihm herüber. Wollen wir wieder Seifenblasen machen? frug sie ihn.

Ich mache keine Seifenblasen mehr! sprach Audifax und blies auf seiner Pfeife weiter. Dann stund er auf, sah sich sorgsam um, zog Hadumoth zu sich — sein Auge glänzte seltsam: ich bin beim heiligen Mann gewesen, raunte er ihr ins Ohr, heute nacht heben wir den Schatz, du gehst mit. Hadumoth versprach's ihm.

Der dienenden Leute Nachtessen in der Gejindestube war zu Ende; gleichzeitig standen sie alle von ihren Bänken auf und stellten sich in die Reihe; zu unterst waren Audifax und Hadumoth gesessen, die junge Hirtin sprach den grobkörnigen Menschen das Gebet vor, sie zitterte heut mit der Stimme . . .

Oh' der Tisch abgeräumt war, huschte es wie zwei Schatten zu dem noch unverschlossenen Burgtor hinaus, es waren die

*) Graulicher Hunger nach Golde, wozu nicht zwingst du der Menschen nimmersattes Gemüt?

zwei Kinder, Audifay ging voran. Die Nacht wird kalt sein, hatte er zu Hadumoth gesagt und ihr ein langhaariges Ziegenfell umgeworfen. Da wo der Berg jäh nach Süden hin abfällt, war ein alter Erdwall gezogen, dort machte Audifay Halt — sie waren vor dem Herbstwind geschützt. Er streckte seinen Arm in gerader Richtung aus: Ich meine, hier soll's sein! sprach er. Wir müssen noch lang warten, bis Mitternacht.

Hadumoth sprach nichts. Die beiden setzten sich dicht nebeneinander. Der Mond war aufgegangen, sein Licht zitterte durch halbdurchsichtiges Gewölk. Auf der Burg oben waren etliche Fenster hell, sie saßen wieder über dem Virgilius droben . . . am Berg war's still, selten strich der Schleiereule heiserer Ruf herüber. Nach langer Frist fragte Hadumoth schüchtern: Wie wird's werden, Audifay?

Ich weiß nicht, war die Antwort. Es wird einer herkommen und wird ihn herbringen, oder die Erde tut sich auf und wir steigen hinunter, oder . . .

Sei still, sprach Hadumoth, ich fürcht' mich.

Und wieder war eine gute Frist vergangen, Hadumoth hatte ihr Haupt an Audifay' Brust gelehnt und war eingeschlummert, er aber rieb sich den Schlaf aus den Augen, dann schüttelte er seine Gefährtin. Hadumoth, sprach er, die Nacht ist lang, erzähl' mir was.

Mir ist was Böses eingefallen, sprach sie. Es war einmal ein Mann, der ging pflügen ums Morgenrot, da pflügte er den Goldzwerg aus der Furche, der stand vor ihm und grinste ihn freundlich an und sprach: Nimm mich mit! Wer uns nicht sucht, dem gehören wir, wer uns sucht, den erwürgen wir . . . Audifay, ich fürcht' mich.

Gib mir deine Hand, sagte Audifay, daß du mutig bleibest.

Die Lichter auf der Burg waren erloschen. Dampfer Hornruf des Wächters auf dem Turm kündete Mitternacht. Da kniete Audifay nieder, und Hadumoth kniete neben ihn, er hatte seinen Holzschuh vom rechten Fuß gezogen, daß er mit nackter Sohle auf dem dunkeln Erdreich aufstand, den Pergamentstreifen hielt er in der Hand und mit fester Stimme sprach er die Worte, deren Sinn ihm fremd:

Auri sacra fames, quid non mortalia cogis
Pectora?

er hatte sie wohl behalten. Und auf den Knien blieben die beiden und harrten dessen, was da kommen sollte . . . Aber es kam kein Zwerg und kein Riese und die Erde tat sich auch nicht auf; die Gestirne glänzten zu ihren Häupten kalt und fern, kühl wehte die Nachtluft . . . Doch über einen Glauben so fest und tief, wie den der beiden Kinder, soll niemand lachen, auch wenn damit keine Berge verjagt und keine Schätze gefunden werden.

Jetzt hub sich ein unsicheres Leuchten am Himmelsgewölb, eine Sternschnuppe kam geslogen, ein flimmernder Glanzstreif zeichnete ihre Bahn, viel andere folgten nach — es kommt von oben, flüsterte Audifag und preßte krampfhaft das Hirtenkind an sich, *auri sacra fames* . . . rief er noch einmal in die Nacht hinaus, strahlend kreuzten sich die Meteore, das erste erlosch, das zweite erlosch — es war wieder ruhig am Himmel wie zuvor . . .

Lang und scharf sah sich Audifag um. Dann stand er betrübt auf. Es ist nichts, sagte er mit zitternder Stimme, sie sind in den See gefallen. Sie gönnen uns nichts. Wir werden Hirten bleiben.

Hast du des heiligen Mannes Spruch auch recht gesagt? fragte ihn Hadumoth.

Wie er ihn mich lehrte.

Dann hat er dich nicht den rechten gelehrt. Er wird den Schatz selber heben. Vielleicht hat er ein Netz dorthin gelegt, wo die Sterne fielen . . .

Das glaub' ich nicht, sprach Audifag. Sein Antlitz ist mild und gut, und seine Lippen sprechen kein Falsch.

Hadumoth sann nach.

Vielleicht weiß er den rechten Spruch nicht?

Warum?

Weil er den rechten Gott nicht hat. Er hat den neuen Gott. Die alten Götter waren auch stark.

Audifag hielt seiner Gefährtin die Finger auf die Lippen. Schweig! sprach er.

Ich fürchte mich nicht mehr, sagte Hadumoth. Ich weiß noch eine andere, die versteht sich auch auf Sprüche.

Wen?

Hadumoth deutete hinüber, wo aus lang gestrecktem Tannensaum ein dunkler Bergfegell steil aufstieg. Die Waldfrau! antwortete sie.

Die Waldfrau? sprach Audifag erschrocken. Die, die das

große Gewitter gemacht, wo die Schlossen so groß wie Tauben-
eier ins Feld einschlugen, und die den Centgrafen von Hülzingen
gefressen hat, daß er nimmer heinkam?

Eben darum. Wir wollen sie fragen. Die Burg ist uns doch
verschlossen und die Nacht kalt.

Das Hirtenmägdelein war keck und mutig geworden. Das
Mitleid um Audifax war groß in ihr; sie hätte ihm so gern zu
seiner Wünsche Erfüllung verholfen. Komm! sprach sie lebhaft,
wenn dir's bange wird im Wald, so blas auf deiner Pfeife.
Die Vögel antworten. Es geht dem Morgen entgegen.

Audifax erhob keinen Einwand mehr. Da gingen sie mit-
einander durchs dichte Gehölz nordwärts, es war ein dunkler
Tannenwald, sie kannten den Pfad. Niemand war des Weges.
Nur ein alter Fuchs stand lauernd auf einem Rain, aber er
war vom Erscheinen der beiden Kinder so wenig befriedigt,
als dieje von den schnell verfliegenen Sternschnuppen.

Auch bei Füchsen kommt oft etwas ganz anderes, als sie
wünschen und erwarten. Darum zog er seinen Schweif ein und
schlug sich seitwärts.

Sie waren eine Stunde weit gegangen, da stunden sie vor
dem Fels Hohenkrähen. Zwischen Bäumen versteckt stund ein
steinern Häuslein; sie hielten. Der Hund wird Laut geben!
sprach Hadumoth. Aber kein Hund rührte sich. Sie traten näher,
die Thür stand offen.

Die Waldfrau ist fort! sprachen sie. Aber auf dem Fels
Hohenkrähen brannte ein verglimmend Feuerlein. Dunkle Ge-
stalten regten sich. Da schlichen die Kinder den Felspfad hinauf.

Schon stand ein heller Luftstreif hinter den Bergen am
Bodensee. Es ging steil in die Höhe. Oben, wo das Feuer
glimmte, war ein Felsenvorsprung. Eine breitgipflige Eiche
breitete ihre dunklen Aeste aus. Da duckten sich Audifax und
Hadumoth hinter einen Stein und schauten hinüber. Es war
ein Tier geschlachtet worden, ein Haupt, wie das eines Pferdes,
war an den Eichstamm genagelt, Spieße stunden über dem
Feuer, Knochen lagen umher. In einem Gefäß war Blut.

Um einen zugehauenen Felsblock saßen viele Männer, ein
Kessel mit Bier stand auf dem Stein,¹²⁰ sie schöpften daraus
mit steinernen Krügen.

An der Eiche kauerte ein Weib. Sie war nicht so lieb-
reizend wie jene alemannische Jungfrau Bissula, die dem römi-

schen Staatsmann Aufonius einst trotz seiner sechzig Jahre das Herz berückte, daß er idyllendichtend auf seiner Präfekturkanzlei einherschritt und sang: „sie ist von Augen himmelblau, und golden das rötliche Haar, ein Barbarenkind, hoch über allen Puppen Latiums, der sie malen will, muß Rosen und Lilien mischen.“¹²¹⁾ Das Weib auf dem Hohenkrähen war alt und struppig.

Die Männer schauten nach ihr. Zusehends hellte sich der Himmel im Osten. In die Nebel über dem See kam Bewegung. Jetzt warf die Sonne ihre ersten Strahlen vergüldend über die Berge, bald stieg der feurige Ball empor, da sprang das Weib auf, die Männer erhoben sich schweigend; sie schwang einen Strauß von Mistel und Tannreis, tauchte ihn in das Gefäß mit Blut, sprengte dreimal der Sonne entgegen, dreimal über die Männer, dann goß sie des Gefäßes Inhalt in das Wurzelwerk der Eiche.

Die Männer hatten ihre Krüge ergriffen, sie rieben sie in einförmiger Weise dreimal auf dem geglätteten Fels, daß ein summendes Getön entstand, hoben sie gleichzeitig der Sonne entgegen und tranken aus; im gleichen Takte setzte jeder den Krug nieder, es klang wie ein einziger Schlag. Dann warf ein jeglicher seinen Mantel um, schweigend zogen sie den Fels hinab.¹²²⁾

Es war die Nacht des ersten November.

Wie es still geworden auf dem Platz, wollten die Kinder vortreten zur Waldfrau. Audifax hatte sein Streiflein Pergament zur Hand genommen — aber das Weib riß einen Feuerbrand aus der Nische und schritt ihnen drohend entgegen.

Da flohen sie in Hast den Berg hinunter.



Neuntes Kapitel.

Die Waldfrau.

Mudifar und Hadumoth waren in die Burg von Tviel zurückgekehrt. Ihres nächtlichen Ausbleibens war nicht geachtet worden. Sie schwiegen von den Begebnissen jener Nacht. Auch unter sich. Mudifar hatte viel nachzudenken.

In seiner Ziegen Hut war er säumig. Eine seiner Untergebenen verlief sich nach den platten Hügeln hin, die den Lauf des dem Bodensee entströmenden Rheines umsäumen. Da ging er sie zu suchen; einen Tag blieb er aus, dann kehrte er mit der Entronnenen zurück.

Hadumoth freute sich des Erfolges, der ihrem Gefährten Schläge ersparte. Der Winter kam mählich heran, die Tiere blieben im Stall. Eines Tages saßen die Kinder am Kaminfeuer in der Knechtstube. Sie waren allein.

Du denkst noch immer an Schatz und Spruch? sagte Hadumoth. Da zog sie Mudifar geheimnißvoll zu sich. Der heilige Mann hat doch den rechten Gott! sprach er.

Warum? frug Hadumoth.

Er ging in seine Kammer hinüber; im Stroh seines Lagers hatte er allerhand Gestein untergebracht, er griff einen heraus und brachte ihn herüber. Schau an! sprach er. Es war ein glimmeriger grauer Schieferstein, er umschloß die Nester eines Fisches, in zartem Umriß waren Haupt, Flossen und Gräten dem Schiefer eingedrückt. Den hab ich drüben am Schiener Berg ¹²³⁾ mitgenommen, da ich die Ziege suchen ging. Der muß von der Flut sein, von der der Vater Vincentius einmal gepredigt hat, und die Flut hat der Herr Himmels und der Erde über die Welt gehen lassen, da er den Noah das große Schiff bauen ließ, davon weiß die Waldfrau nichts.

Hadumoth wurde nachdenklich: Dann ist die Waldfrau schuld, daß uns die Sterne nicht in den Schoß gefallen sind, wir wollen sie beim heiligen Mann verklagen.

Da gingen die beiden zu Ekkehard und berichteten ihm, was in jener Nacht auf dem Hohenkrähen vorgegangen. Er hörte sie

freundlich an. Des Abends erzählte er's der Herzogin. Frau Hadwig lächelte.

Sie haben einen seltsamen Geschmack, meine treuen Untertanen, sprach sie. Ueberall sind ihnen schmucke Kirchen gebaut, sanft und eindringlich wird das Wort Gottes verkündet, stattlicher Gesang, große Feste, Bittgänge mit Kreuz und Fahnen durch wogendes Kornfeld und Flur, — und doch ist's nicht genug. Da müssen sie noch in kalter Nacht auf ihren Berggipfeln sitzen und wissen selber nicht, was sie dort treiben, außer daß Bier getrunken wird. Wir kennen das? Was haltet Ihr von der Sache, frommer Ekkehard?

Aberglaube! sprach der Gefragte, den der böse Feind noch immer in abtrünnige Gemüther säet. Ich hab in unsern Büchern gelesen von den Werken der Heiden, wie sie im Dunkel der Wälder, an einsamen Wegscheiden und Quellen und selbst an den dunkeln Gräbern der Toten ihre zaubrischen Listen treiben.

Sie sind keine Heiden mehr, sagte Frau Hadwig. Ein jeder ist getauft und seinem Pfarrherrn zugewiesen. Aber es lebt noch ein Stück alte Erinnerung in ihnen, die ist sinnlos geworden und zieht sich noch durch ihr Denken und Tun, gleich dem Rhein, wenn er in Winterzeit tief unter des Bodensees Eisdecke geräuschlos weiter fließt. Was wollt Ihr mit ihnen beginnen?

Bertilgen! sprach Ekkehard. Wer seinen Christenglauben bricht und dem Gelübde seiner Taufe untreu wird, soll fahren in die ewige Verdammnis.

Halt an, junger Eiferer, sagte Frau Hadwig; meinen Hegauer Mannen sollt Ihr darum das Haupt noch nicht abschlagen, daß sie die erste Nacht des Herbstmonats lieber auf dem kalten hohen Krähen sitzen, als auf ihrem Strohlager schlafen; sie tun doch, was sie müssen, und schon im Heerbann des großen Kaisers Karl haben sie dereinst gegen die heidnischen Sachsen gekämpft, als wär' ein jeder zum erlesenen Rüstzeug der Kirche geweiht.

Mit dem Teufel, rief Ekkehard hochfahrend, ist kein Friede. Wollet Ihr lau im Glauben sein, Herrin?

Im Regieren einer Landschaft, sprach sie mit leisem Spott, lernt sich manches, das in Euren Büchern nicht steht. Wißt Ihr auch, daß der Schwache wirksamer durch seine Schwäche geschlagen wird, als durch die Schneide des Schwerts? Wie der heilige Gallus einst in die Trümmer von Bregenz drüben

einzog, da lag der heiligen Aurelia Altar zerstört, drei eherne Götzenbilder stunden aufgerichtet; um den großen Bierkessel, der niemals fehlen darf, so oft man hierlands in alter Weise fromm sein will, saßen sie und tranken. Der heilige Gall hat keinem ein Leides getan, aber ihre Bilder hat er in Stücke geschlagen und hinausgeschleudert, daß sie zischend einjahren ins grüne Gewoge des Sees, und in ihren Bierkessel hat er ein Loch gehaucht und das Evangelium gepredigt an derselben Stelle; es fiel kein Feuer vom Himmel, ihn zu verzehren, sie aber sahen, daß ihre Sache nichts war, und bekehrten sich.¹²⁴⁾ Verständig sein heißt nicht lau im Glauben sein . . .

Das war damals . . . begann Ekkehard.

Und ist — fiel ihm Frau Hadwig ins Wort, ist steht die Kirche aufgerichtet vom Rhein bis ans nördliche Meer, stärker als die Kastelle der Römer zieht sich eine Kette von Klöstern durchs Land, Festungen des Glaubens; bis in die Wildnisse des Schwarzwalds ist längst das Wort christlicher Bekenner gedrungen, was wollt Ihr mit den Nachzüglern vergangener Zeiten so schweren Kampfs fechten?¹²⁵⁾

So belohnet sie denn, sprach Ekkehard bitter.

Belohnen? sagte die Herzogin. Zwischen Entweder und Oder führt noch manches Sträßlein. Wir müssen einschreiten gegen den nächtlichen Unfug. Warum? Kein Reich mag gut bestehen bei zweierlei Glauben, das führt die Gemüter gegen einand in Schlachtordnung und ist unnötig, solange draußen Feinde genug lauern. Des Landes Gesetz hat ihnen das törichte Wesen untersagt, sie sollen merken, daß unser Gebot und Verbot nicht in den Wind gesprochen ist.

Ekkehard schien von dieser Weisheit nicht befriedigt. Ein Zug von Mißmut flog über sein Antlitz.

Höret, fuhr die Herzogin fort, was ist Eure Meinung von der Zauberei überhaupt?

Die Zauberei, sprach Ekkehard mit Ernst und schwerem Atemzug, der auf den Vorsatz einer längeren Rede zu deuten schien, ist eine verdammliche Kunst, wodurch der Mensch sich die Dämonen, die allenthalb in der Natur walten und nisten, dienstbar macht. Auch im Unlebendigen ruht Lebendiges verborgen, wir hören es nicht und sehen es nicht, aber verführend weht es an unbewachtes Gemüt, mehr zu erfahren und mehr zu wirken, als ein treuer Knecht Gottes erfahren und wirken

kann — das ist das alte Blendwerk der Schlange und der Mächte der Finsternis; wer sich ihnen zu eigen macht, kann ein Stück von ihrer Gewalt erlangen, aber er herrscht über die Teufel durch deren Obersten und verfällt ihm, wenn seine Zeit aus ist. Darum ist die Zauberei so alt wie die Sünde, und statt daß der eine wahre Glaube sei auf der Welt und die eine Mildigkeit der Werke, anzubeten den dreieinigen Gott, gehen noch Weisjager umher und Traumdeuter und Traumscheider und Liedersezer und Rätsellöser, vor allem aber sind unter den Töchtern Ewas die Anhängerinnen solcher Künste zu suchen . . .

Ihr werdet artig, unterbrach ihn Frau Hadwig —

Denn der Frauen Gemüt, fuhr Ekkehard fort, ist allzeit neugieriger Erforschung und Ausübung verbotener Dinge zugewendet. Wenn wir mit Lesung des Virgilius fortschreiten, werdet Ihr den Ausbund der Zauberei in Gestalt des Weibes Circe angedeutet sehen, die auf unzugänglichem Vorgebirg singend haust, lieblich duftender Span von Zedernholz erleuchtet die dunkeln Gemächer, mit fleißigem Weberschifflein webt sie viel zartes Gezeug, aber draußen im Hof tönt seufzendes Knurren von Löwen und Wölfen und der Schweine Gebrunn, die sie alle aus Menschen durch zaubrischen Trank in der Tiere Gestalt verwandelt . . .

Ihr sprecht ja wie ein Buch, sagte die Herzogin spitz. Ihr sollet Eure Wissenschaft von der Zauberei weiter bilden. Reitet denn auf den hohen Krähen hinüber und untersucht, ob die Waldfrau eine Circe, und regieret in unserem Namen, wir sind neugierig, was Eure Weisheit ordnet.

Es ist nicht meine Wissenschaft, erwiderte er ausweichend, wie man die Völker regiert und die Dinge der Welt gebietend schlichtet.

Das findet sich, sprach Frau Hadwig, es hat noch selten einen in Verlegenheit gebracht, am wenigsten einen Sohn der Kirche.

Ekkehard fügte sich. Der Auftrag war ihm ein Beweis von Vertrauen. Andern Morgens ritt er nach dem hohen Krähen. Den Audifax nahm er mit, daß er ihm den Weg zeige. Glückliche Reise, Herr Reichskanzler! rief ihm eine lachende Stimme nach. Es war Pragedis.

Bald kamen sie vor der Waldfrau Behausung. Auf einem Vorsprung, in halber Höhe des steilen Felsens, stand ihre

steinerne Hütte, mächtige Eich- und Buchstämme breiteten ihre Nester darüber und verdeckten den ragenden Gipfel des hohen Krähens. Drei wie Stufen geschichtete Klingsteinplatten führten ins Innere. Es war eine hohe dunkle Stube. Viel getrocknete Waldkräuter lagen angehäuft, würziger Geruch entströmte ihnen; drei weißgebleichte Pferdeschädel grinsten gespenstlich von den Pfeilern der Wand herab,¹²⁶) ein riesig Hirschgeweih hing dabei. In den hölzernen Türpfosten war ein verschlungenes Doppel-dreieck geschnitten. Ein zahmer Waldspecht hüpfte in der Stube umher, ein Rabe, dem die Schwingen gekürzt, war sein Genosse.

Die Inwohnerin saß am glimmenden Feuer des Herdes und nähte an einem Gewand. Ein hoher behauener, halb verwitterter Stein stand ihr zur Seite. Von Zeit zu Zeit bückte sie sich zum Herde und hielt ihre magere Hand über die Kohlen; Novemberkälte lag auf Berg und Wald. Die Zweige einer alten Buche neigten sich schier zum Fenster herein, ein leiser Windeshauch bewegte sie, das Laub war herbstgelb und morsch und zitterte und brach ab, etliche welke Blätter wirbelten in die Stube.

Und die Waldfrau war einsam und alt und mochte frieren. Da liegt ihr nun verachtet und welk und tot, sprach sie zu den Blättern, und ich gleiche euch. Ein fremdartiger Zug umflog ihr runzlig Antlitz. Sie dachte vergangener Zeiten, da auch sie jung und frühlingegrün gewesen und einen Liebsten gehabt — aber den hatte sein Schicksal weit hinausgetrieben aus dem heimischen Tannwald, raubende Nordmänner, die einst mit Sengen und Brennen den Rhein heraufzuziehen, hatten ihn und viele Heerbanleute gefangen mitgeschleppt und er war bei ihnen geblieben über Jahresfrist und hatte den Seemannsdienst gelernt und war wild und trotzig geworden in der Strandluft des Meeres, und wie sie ihn wieder frei gaben, trug er die Nordseesehnsucht mit sich in den schwäbischen Wald, — die Gesichter der Heimat gefielen ihm nimmer wieder, die der Mönche und Priester am wenigsten, und das Unglück fügte es, daß er in zornigem Aufbrausen einen wandernden Mönch erschlug, der ihn gescholten, da war seines Bleibens nicht fürder.

Der Waldfrau Gedanken hasteten heut immerdar auf jener letzten Stunde, die ihn von ihr geschieden. Da hatten ihn die Gerichtsmänner vor seine Hütte im Weiterdinger Wald geführt, sechshundert Schillinge sollte er als Wehrgeld für den Erschlagenen zahlen, und wies ihnen statt dessen Haus und Hof-

mark zu und schwur mit zwölf Eideshelfern, daß er nichts unter und nichts ober der Erde mehr zu eigen habe. Drauf ging er in sein Haus, sammelte eine Hand voll Erde, stand auf die Schwelle und warf mit der Linken die Erde über seine Schultern auf seines Vaters Bruder, als Zeichen, daß seine Schuld auf diesen seinen einzigen Blutsverwandten übergehen solle, er aber griff einen Stab und sprang im leinenen Hemde ohne Gürtel und Schuhe über den Zaun seines Hofes; das Recht der chrene chruda¹²⁷⁾ schrieb's so vor, und damit war er seiner Heimat ledig und ging in Wälder und Wüsten — ein landsflüchtiger Mann, und ging wieder ins Dänenland zu seinen Nordmännern und kam nimmer zurück. Nur eine dunkle Kunde sagte, er sei mit ihnen nach Island hinübergefahren, wo die tapferen Seefahrer, die ihren Nacken nicht beugen wollten vor neuem Glauben und neuer Herrschaft, sich ein kaltes Asyl gegründet.

Das war schon lange, lange her, aber der Waldfrau war es, als sähe sie ihren Friduhelm noch, wie er ins Waldesdunkel sprang; sie hatte damals ins Weiterdinger Kirchlein einen Kranz von Eisenkraut gehängt und viel Tränen vergossen . . . kein anderer hatte sein Bild aus ihrer Seele verdrängt. Die traurige Jahreszeit gemahnte sie an ein altes Nordmännerlied, das er sie einst gelehrt; das summte sie jetzt vor sich hin:

Der Abend kommt und die Herbstluft weht,
Reißfalte spinnt um die Tannen,
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet —
Wir müssen alle von dannen.

Die Heimat wird dämmernd und dunkel und alt,
Trüb rinnen die heiligen Quellen:
Du götterumschwebter, du grünender Wald,
Schon blizt die Art, dich zu fällen!

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
Erloschen sind unsere Sterne —
O Island, du eisiger Fels im Meer,
Steig auf aus nächtiger Ferne.

Steig auf und empfah unser reißig Geschlecht —
Auf geschnäbelten Schiffen kommen

Die alten Götter, das alte Recht,
Die alten Nordmänner geschwommen.

Wo der Feuerberg loht, Blutaſche fällt,
Sturmwogen die Ufer umſchäumen,
Auf dir, du troziges Ende der Welt,
Die Winternacht woll'n wir verträumen!

Eckehard war indes draußen abgestiegen und hatte sein Roß an eine Tanne gebunden. Jetzt trat er über die Schwelle; scheinbar ging Audifax hinter ihm drein. Die Waldfrau warf das Gewand über den Stein, faltete die Hände in ihren Schoß und sah starr dem eintretenden Mann im Mönchsgewand entgegen. Sie stand nicht auf.

Gelobt sei Jesus Christ! sprach Eckehard als Gruß und Ablenkung etwaigen Zaubers. Unwillkürlich schlug er den Daumen der Rechten ein und schloß die Hand, er fürchtete das böse Auge¹²⁸) und seine Gewalt; Audifax hatte ihm erzählt, die Leute sagten von ihr, daß sie mit einem Blick ein ganzes Grasfeld dürrer zu machen vermöge.

Sie antwortete nicht auf den Gruß.

Was schafft Ihr Gutes? hub Eckehard das Gespräch an.

Einen Hock bessern, sprach die Alte, er ist schadhast geworden.

Ihr sucht auch Kräuter?

Such' auch Kräuter. Seid Ihr ein Kräutermann? Dort liegen viele: Habichtskraut und Schneckenklee, Bocksbart und Mäuseohr, auch dürrer Waldmeister, so Ihr begehret.

Ich bin kein Kräutermann, sprach Eckehard. Was macht Ihr mit den Kräutern?

Braucht Ihr zu fragen, wozu Kräuter gut sind? sprach die Alte, Gueer einer weiß das auch. Es stünd' schlimm um kranke Menschen und krankes Tier und schlimm um Abwehr nächtiger Unholde und Stillung liebender Sehnsucht, wenn keine Kräuter wären.

Und Ihr seid getauft? fuhr Eckehard ungeduldig fort.

Sie werden mich auch getauft haben . . .

Und wenn Ihr getauft seid, rief er mit erhobener Stimme, und dem Teufel versagt habt und allen seinen Werken und allen seinen Gezierden, was soll das? Er deutete mit seinem Stab

nach den Pferdeköpfen an der Wand und stieß einen heftig an, daß er herunterfiel und in Stücke brach; die weißen Zähne rollten auf dem Fußboden umher.

Der Schädel eines Rosses, antwortete die Alte gelassen, den Ihr jetzt zertrümmert habt. Es war ein junges Tier, Ihr könnt's am Gebiß noch sehen.

Und der Rosse Fleisch schmeckt Euch? frug Ekkehard.

Es ist kein unrein Tier, sagte die Waldfrau, und sein Genuß nicht verboten.

Weib! rief Ekkehard und trat hart vor sie hin — du treibst Zauberkunst und Hegenwerk!

Da stand die Alte auf. Ihre Stirn runzelte sich, unheimlich glänzten die grauen Augen. Ihr tragt ein geistlich Gewand, sprach sie, Ihr möget mir das sagen. Gegen Euch hat eine alte Waldfrau kein Recht. Es heißt sonst, das sei ein groß Scheltwort, was Ihr mir ins Antlitz geworfen, und das Landrecht büßt den Schelmer . . . 129)

Audisax war inzwischen scheu an der Tür gestanden. Da kam der Waldfrau Rabe auf ihn zugehüpft, so daß er sich fürchtete; er lief zu Ekkehard hin. Um Herde sah er den behauenen Stein. An einem Stein herumzuspüren, hätte ihn auch die Furcht vor zwanzig Raben nicht abgehalten. Er hob das Gewand, das drüber gebreitet war. Verwitterte Gestalten kamen zum Vorschein.

Ekkehard lenkte seinen Blick darauf.

Es war ein römischer Altar. Kohorten, die fern aus üppigem asiischem Standlager des allmächtigen Kriegsherrn Gebot an den unwirtlichen Bodensee versetzt, mochten ihn einst in diesen Höhen aufgestellt haben — ein Jüngling in fliegendem Mantel und phrygischer Mütze kniete auf einem niedergeworfenen Stier: der persische Lichtgott Mithras, an den der sinkende Römerglaube neue Hoffnung anknüpfte, als das andere abgenutzt war.

Eine Inschrift war nicht sichtbar. Lang schaute ihn Ekkehard an, sein Aug' hatte außer der goldenen Vespasianusmünze, die Untergebene des Klosters einst im Torfmoos bei Rapperswyl gefunden, und etlichen geschnittenen Steinen im Kirchenschatz noch kein Bildwerk des Altertums erschaut, aber er ahnte an Form und Bildung den stummen Zeugen einer vergangenen Welt.

Woher der Stein? frug er.

Ich bin genug gefragt, sagte die Waldfrau trozig, schaffst Euch selber Antwort.

. . . Der Stein hätte auch mancherlei antworten können, wenn Steine Zungen hätten. Es hastet ein gut Stück Geschichte an solch verwittertem Gebild. Was lehrt es? Daß der Menschen Geschlechter kommen und zergehen wie die Blätter, die der Frühling bringt und der Herbst verweht, und daß ihr Denken und Tun nur eine Spanne weit reicht; dann kommen andere und reden in andern Zungen und schaffen in andern Formen; Heiliges wird geächtet, Geächtetes heilig, neue Götter steigen auf den Thron: wohl ihnen, wenn er nicht über allzuviel Opfern sich aufrichtet . . .

Ekkehard deutete das Dasein des Römersteins in der Waldfrau Hütte anders.

Den Mann auf dem Stier betet Ihr an, rief er heftig.

Die Waldfrau griff einen Stab, der am Herde stand, nahm ein Messer und schnitt zwei Kerbschnitte hinein: Die zweite Beschimpfung, die Ihr mir antut! sprach sie dumpf. Was haben wir mit dem Steinbild zu schaffen?

So redet, sagte der Mönch, wie kommt der Stein in Eure Hütte?

Weil er uns gebauert hat, sagte die Waldfrau. Das mögt Ihr nicht verstehen, die Ihr das Haupt kahl geschoren traget. Der Stein ist drauß gestanden auf dem Felsvorsprung, es war ein zugerichteter Platz und wird mancher in alten Tagen dort gekniet haben, aber igt hat sich keiner mehr um ihn gekümmert, die Leute des Waldes haben Holzäpfel drauß gedörst und Späne drauß gespalten, wie's kam, und des Regens Unbill hat die Bilder verwaschen. Der Stein dauert mich, hat meine Mutter gesagt, es war einmal was Heiliges; aber die Knochen derer, die den Mann drauß gekannt und verehrt haben und den Stein, sind längst weiß gebleicht, — es wird ihn frieren den Mann mit dem fliegenden Mantel. Da haben wir ihn ausgehoben und an den Herd gestellt: er hat uns noch kein Leids gebracht. — Wir wissen, wie es den alten Göttern zu Mut ist, unsere gelten auch nicht mehr. Laßt Ihr dem Stein seine Ruhe!

Eure Götter? fuhr Ekkehard in seinen Fragen fort — wer sind Eure Götter?

Das müßt Ihr wissen, sprach die Alte. Ihr habt sie ver-

trieben und in den See gebannt: in der Fluten Tiefe liegt alles begraben, der Hort alter Zeit und die alten Götter, wir sehen sie nicht mehr und wissen nur noch die Plätze, wo unsere Väter sie verehrt, eh' der Franke kam und die Männer in den Rutten. Aber wenn der Wind die Wipfel des Eichbaums droben schüttelt, dann kommt's wie Stimmen durch die Lüfte, das ist ihr Klagen — und in gefeiten Nächten rauscht und brauset es und der Wald leuchtet, Schlangen winden sich an den Stämmen empor, da jagt's über die Berge wie ein Zug verzweifelter Geister, die nach der alten Heimat schauen . . .

Ekkehard bekreuzte sich.

Ich sag's, wie ich's weiß, sprach die Alte. Ich will den Heiland nicht beleidigen; aber er ist als ein Fremder ins Land gekommen, Ihr dienet ihm in fremder Sprache, die verstehen wir nicht. Wenn er auf unserem Grund und Boden erwachsen wäre, dann könnten wir zu ihm reden und wären seine treuesten Diener, und es stünd' besser ums alemannische Wesen.

Weib! rief Ekkehard zürnend, wir werden Euch verbrennen lassen . . .

Wenn's in Euren Büchern steht, war die Antwort, daß das Holz des Waldes aufwächst, um alte Frauen zu verbrennen: ich hab genug gelebt. Der Blitz hat neulich Einkehr bei der Waldfrau genommen — fuhr sie fort und deutete auf einen schwärzlichen Streif an der Wand — der Blitz hat die Waldfrau verschont.

Sie kauerte am Herd nieder und blieb starr und unbeweglich sitzen. Die glühenden Kohlen warfen ein scharfes Streiflicht auf die runzligen Züge.

Es ist gut! sprach Ekkehard. Er verließ die Stube. Audisay war froh, als er wieder blauen Himmel über sich sah. Dort sind sie gefessen! sprach er und deutete den Berg hinauf. Ich werd's ansehen, sprach Ekkehard. Du gehst zum hohen Tviel zurück und bestellst zwei Knechte her mit Hacke und Beil und Otfried, den Diakon von Singen, er soll eine Stola mitbringen und sein Meßbuch.

Audisay sprang davon. Ekkehard stieg auf den hohen Krähen.

In der Burg zu Hohentviel war indes die Herzogin an der Mittagstafel gefessen. Sie hatte oft unstat herumgeschaut, als wenn ihr etwas fehle. Die Mahlzeit war kurz. Wie Frau Hadwig mit Praxedis allein war, hub sie an:

Wie gefällt dir unser neuer Lehrer, Praxedis?

Die Griechin lächelte.

Rede! sprach die Herzogin gebietend.

Ich hab' in Konstantinopolis schon manchen Schulmeister gesehen, sprach Praxedis wegwerfend.

Frau Hadwig drohte mit dem Finger: Ich werd' dich aus meinen Augen verbannen ob so unehrerbietiger Rede. Was hast du über Schulmeister zu lästern?

Verzeihet, sprach Praxedis, es ist nicht schlimm gemeint. Aber wenn ich so einen Mann der Bücher sehe, wie der ernsthaft einherschreitet und einen Anlauf nimmt, um aus seinen Schriften das herauszugraben, von dem wir ungefähr auch ahnen, daß es kommen muß, und wie er mit seinen Pergamenten zusammengewachsen ist, als wär's ihm angetan worden, und seine Augen nur für die Buchstaben einen Blick haben und kaum für die Menschen, die um ihn sind: so steht mir das Lachen nahe. Wenn ich nicht weiß, ob Mitleid am rechten Plage, so lach' ich. Des Mitleids wird er auch nicht bedürfen, er versteht ja mehr als ich.

Ein Lehrer muß ernst sein, sagte die Herzogin, das gehört dazu, wie der Schnee zu unsern Alpen.

Ernst, ja wohl! erwiderte die Griechin, in diesem Land, wo der Schnee die Berggipfel deckt, muß alles ernst sein. Wär' ich doch gelehrt wie Herr Ekkehard, um Euch zu sagen, was ich meine. Ich meine, man sollte auch im Scherz lernen können, spielend, ohne den Schweißtropfen der Anstrengung auf der Stirn — was schön ist, muß gefallen und wahr zugleich sein. Ich meine, das Wissen ist wie Honig, Verschiedene können ihn holen, der Schmetterling summt um den Blumenkelch und findet ihn auch, doch so ein deutscher weiser Mann kommt mir vor wie ein Bär, der schwerfällig in den Bienenstock hineingreift und die Tagen leckt — ich hab' an Bären keinen Gefallen.

Du bist ein leichtsinnig Mägdelein, sprach Frau Hadwig, und unlustig des Lernens. Wie gefällt dir denn Ekkehard sonst — ich meine, er sei schön?

Praxedis sah zu ihrer Gebieterin hinüber: Ich hab' noch keinen Mönch drum angeschaut, ob er schön sei.

Warum?

Ich hab's für unnötig gehalten.

Du gibst heute sonderbare Antworten, sprach Frau Hadwig und erhob sich. Sie trat ans Fenster und blickte nordwärts.

Jenseits der dunkeln Tannenwälder schaute in plumper Steile der Fels von Hohenkrähen zu ihr herüber.

Der Hirtenbub war vorhin da, er hat Leute hinüber bestellt, sprach Pragedis.

Der Nachmittag ist mild und sonnig geworden, sagte die Herzogin, laß die Pferde rüsten, wir wollen hinüber reiten und sehen, was sie treiben. Oder — ich hab' vergessen, daß du dich über die Mühsal beklagt im Sattel zu sitzen, da wir vom heiligen Gallus heimkehrten: ich werd' alleine ausreiten . . .

Efkehard hatte sich auf dem Hohenkrähen den Schauplatz des nächtlichen Gelages betrachtet. Wenig Spuren waren übrig. Das Erdreich um den Eichbaum war rötlich angefeuchtet. Reste von Kohlen und Asche deuteten auf den Feuerplatz. In den Nestern der Eiche sah er mit Befremden da und dort kleine Wachsbilder von menschlichen Gliedmaßen versteckt hangen, Füße und Hände, Abbilder von Pferden und Kühen, — Gelöbnisse für Heilung von Krankheit an Menschen und Tier, die der bäuerliche Aberglaube damals noch am alterzgeweihten Baume lieber löste als in der Kirche des Tales.

Zwei Männer mit Haugeräte kamen heran. Wir sind bestellt, sprachen sie. Vom Hohentwiel? fragte Efkehard. — Wir arbeiten der Herrschaft, unser Sitz ist drüben am Hohenhöwen, wo der Rauch der Kohlenmeiler aufsteigt.

Gut, sagte Efkehard, ihr sollt mir die Eiche hier fällen. Die Männer sahen ihn verlegen an. Vorwärts, rief er, und spudet euch! Bis die Nacht anbricht, muß sie umgehauen liegen.

Da gingen die zwei mit ihren Beilen zu der Eiche hin. Mit offenem Munde standen sie vor dem stolzen Baum. Einer ließ sein Beil zur Erde fallen.

Kommt dir der Platz nicht bekannt vor, Chomuli? frug er seinen Nebenmann.

Warum bekannt, Woveli?

Der Holzhacker deutete nach Sonnenaufgang, setzte die geballte Rechte an den Mund, hob sie, als wenn er trinke und sprach: Darum, Chomuli.

Da sah der andere nach Efkehard hinunter und zwinkte mit dem Aug': Wir wissen von nichts, Woveli! Aber er wird's wissen, Chomuli, sprach der erste. Abwarten, Woveli, sagte der andere.

Es ist Sünd' und schade, fuhr sein Gefährte fort, um den Eichbaum, schon an die zweihundert Jahre steht er und hat

manch lustig flackernd Mai- und Herbstfeuer erlebt. Ich bring's schier nicht über's Herz, Chomuli.

Sei kein Tor, tröstete der andere und tat den ersten Hieb, wir müssen dran. Je schärfer wir dem Baum ins Fleisch hauen, desto weniger glaubt's der in der Rutte dort, daß wir selber in nächtlicher Andacht unter seinen Wipfeln saßen. Und der Strafschilling?! . . . Klug muß der Mensch sein, Woveli!

Daß leuchtete dem ersten ein. Klug muß der Mensch sein, Chomuli! sprach er und hieb auf den Baum seiner Verehrung. Zehn Tage vorher hatte er ein Wachsbild dran gehängt, daß ihm seine kranke Ruh vom Fieber geneset. — Die Späne flogen, in dumpfem Takt krachten die einschlagenden Hiebe der beiden.

Der Diakon von Singen war auch herübergekommen mit Meßbuch und Stola. Etkehard winkte ihm, daß er mit eintrete zur Waldfrau. Die saß noch starr an ihrem Herde. Ein scharfer Windzug erhob sich, da die beiden durch die geöffnete Tür eintraten, und verlöschte ihr Feuer.

Waldfrau, rief Etkehard gebietend, bestellt Euer Haus und schnüret Euren Bündel, Ihr müßet fort.

Die Alte griff nach ihrem Stab und schnitt den dritten Kerbschnitt ein. Wer beschimpft mich zum drittenmal, sprach sie dumpf, und will mich aus meiner Mutter Hause werfen wie einen herrenlosen Hund?

Im Namen der Herzogin in Schwaben, fuhr Etkehard feierlich fort, spreche ich über Euch wegen Hegung heidnischen Aberglaubens und nächtlichen Götzendienstes die Verweisung aus Haus und Hof und Gau und Land aus. Euer Stuhl sei gesetzt vor die Thür Eurer Hütte, ziehen sollt Ihr unsterk soweit der Himmel blau ist, soweit Christen die Kirche besuchen, soweit der Falke fliegt am Frühlingstag, wenn der Wind unter beiden Flügeln ihn dahin treibt. Kein gastlich Tor soll sich Euch öffnen, kein Feuer am Herd brenne für Euch, kein Wasser des Quells rauche für Euch, bis daß Ihr Eures Frevels Euch abgetan und Euren Frieden gefestet mit dem dreieinigen Gott, dem Richter der Lebenden und Toten.

Die Waldfrau hatte ihm ohne große Erregung zugehört. Ein gesalbter Mann wird dir dreimal Schimpf antun unter deinem eigenen Dach, murmelte sie, deß sollst du ein Zeichen in den Stab schneiden und mit selbem Stab sollst du ausziehen

gen Niedergang, denn sie werden dir nicht lassen, wo du dein Haupt niederlegest. O Mutter, meine Mutter!

Sie raffte ihren Plunder in ein Bündel zusammen, griff den Stab und rüstete sich zu gehen. Den Diakon von Singen kam eine Rührung an. Rufet Gott durch seine Diener um Verzeihung an, sprach er, und tut eine christliche Bönitenz, daß Ihr in Gnade gesund werdet.

Dafür ist die Waldfrau zu alt,¹³⁰) sagte sie und lockte ihren Specht, der slog ihr um die Schulter und der Rabe hüpfte ängstlich hinter ihr drein; schon war die Thür aufgerissen, noch einen Blick auf Wand und Herd und Kräuter und Pferdschädel — sie stieß den Stab auf die Schwelle, daß die Steinplatten erdröhnten: Seid verflucht, ihr Hunde! Klang's vernehmlich den Zurückbleibenden; sie wandte sich mit ihren Vögeln dem Walde zu und verschwand.

Und wir ziehen stumm, ein geschlagen Heer,
 Erlöschen sind unsere Sterne —
 O Island, eisiger Fels im Meer,
 Steig auf aus nächtiger Ferne!

tönte leis murmelnder Gesang durch die entlaubten Stämme herüber.

Ekkehard aber ließ sich vom Diakon die Stola umhängen und das Meßbuch vortragen, er hielt einen Umgang durch Stube und Kammer, die Wände weihte er mit dem Zeichen des Kreuzes, auf daß das Getriebe böser Geister gebannt sei für immer, dann sprach er unter Gebeten den großen Exorcismus über die Stätte.

Das fromme Werk hatte lang gedauert. Dem Diakon stand der Angstschweiß auf der Stirn, als er Ekkehard die Stola wieder abnahm, er hatte so große Worte noch nie gehört. Jetzt tönte Pferdegetrab durch den Wald.

Es war die Herzogin, von einem einzigen Diener geleitet. Ekkehard ging ihr entgegen; der Diakon von Singen trat seinen Heimweg an. Ihr seid lange ausgeblieben, rief die Herzogin gnädig, ich muß wohl selber sehen, was Ihr geschlichtet und gerichtet.

Die zwei Holzhauer hatten indes ihre Arbeit beendigt und schlichen auf des Berges Rückseite von dannen; sie fürchteten

die Herzogin. Ekkehard erzählte ihr der Waldfrau Wesen und Haushalt, und wie er sie ausgetrieben.

Ihr seid streng, sprach Frau Hadwig.

Ich glaubte mild zu sein, erwiderte Ekkehard.

Wir genehmigen, was Ihr geordnet, sprach die Herzogin. Was janget Ihr mit dem verlassenen Hause an? Sie war einen flüchtigen Blick auf das steinerne Gemäuer.

Die Kraft der bösen Geister ist gebannt und beschworen, sagte Ekkehard. Ich will es zu einer Kapelle der heiligen Hadwig weihen.

Die Herzogin sah ihn wohlwollend an: Wie kommt Ihr auf den Gedanken?

Es ist mir so beigefallen . . . Die Eiche hab' ich umhauen lassen.

Wir wollen den Platz besichtigen, sprach sie. Ich denke, wir werden auch das Umhauen der Eiche genehmigen.

Sie stieg mit Ekkehard den steinigcn Pfad hinauf, der auf den Gipfel des hohen Krähcn führt. Oben lag die Eiche gefällt, schier sperreten ihre mächtigen Aeste den Platz. Eine Felsplatte, wenig Schritte im Umfang, ist der Gipfel des seltsam gesormten Berges. Sie standen oben. Steil senkten sich die Felswände unter ihren Füßen abwärts; es war eine schier schwindelnde Höhe, kein Stein oder Baum zum Anlehnen; in die blaue Luft hinaus ragten die zwei Gestalten, der Mönch im dunkeln Gewand, die Herzogin, den hellen farbigen Mantel faltig umgeschlagen. Schweigend standen sie beisammen. Ein gewaltiger Anblick tat sich vor ihren Augen auf. Tief unten streckte sich die Ebene, in Schlangcnlinie zog das Fließlein Nach durch die wiesengrüne Fläche, Dächer und Giebel der Häuser im Tal waren winzig fern, wie Punkte auf einer Landkarte; drüben rechte sich der bekannte Gipfel des Hohentwiel dunkel empor, ein stolzer Mittelgrund; blaue platte Bergrücken erhoben sich mauer- gleich hinter dem Gewaltigen, ein Damm, der den Rhein auf seiner Flucht aus dem See dem Beschauer verdeckt. Glänzend trat der Untersee mit der Insel Reichenau hervor, und leise, wie hingehaucht, zeichneten sich ferne riesige Berggestalten im dünnen Gewölk, sie wurden deutlicher und deutlicher, lichter Glanz säumte die Ranten ihrer Höhen, die Sonne neigte zum Untergang . . . schmelzend, duftig klimmerte die Landschaft . . .

Frau Hadwig war bewegt. Ein Stück großer weiter Natur

sagte ihrem großen Herzen zu. Die Gefühle aber ruhen nahe beieinander. Ein zarter Hauch zog durch ihr Denken; ihre Blicke wandten sich von den schneeigen Häuptern der Alpen auf Ekkehard. Er will der heiligen Hadwig eine Kapelle weihen! so klang es immer und immer wieder in ihr.

Sie trat einen Schritt vor, als fürchte sie den Schwindel, lehnte den rechten Arm auf Ekkehard's Schulter und stützte sich fest auf ihn. Ihr Auge flammte auf die kurze Entfernung in das seine hinüber. Was denkt mein Freund? sprach sie mit weicher Stimme.

Ekkehard stand zerstreut. Er fuhr auf.

Ich bin nie auf solcher Höhe gestanden, sprach er, bei dem Anblick mußt' ich der Schrift gedenken: „Hernach führte ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Pracht und sprach zu ihm: Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest. Er aber antwortete und sprach: Weg von mir, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen.“

Starr trat die Herzogin zurück. Das Feuer ihres Auges wandelte sich, als hätte sie den Mönch hinabstoßen mögen in den Abgrund.

Ekkehard! rief sie, Ihr seid ein Kind — oder ein Tor!

Sie wandte sich und stieg schnellen, unmutigen Ganges hinunter. Sie ritt allein zur Feste Tziel zurück, saufend, im Galopp; kaum mochte der Diener folgen.

Ekkehard wußte nicht, wie ihm geschehen. Er fuhr mit der Hand über die Augen, als lägen Schuppen davor.

Wie er in stiller Nacht auf seiner Hohentwieler Turmstube saß und den Tag überdachte, flammte ein ferner Feuerchein herüber. Er schaute hinaus. Aus den Tannen am hohen Krähen schlug die feurige Lohe.

Die Waldfrau hatte der künftigen Kapelle zur heiligen Hadwig ihren letzten Besuch erstattet.



Zehntes Kapitel.

Weihnachten.

Der Abend auf dem Hohenkrähen klang noch etliche Tage in der Herzogin Gemüt fort. Mißtöne werden schwer vergeben, zumal von dem, der sie selber ange schlagen. Darum saß Frau Hadwig einige Tage verstimmt in ihrem Saal. Grammatik und Virgilius ruhten. Sie scherzte mit Pragedis über die Schulmeister in Konstantinopel angelegentlicher denn früher. Ekkehard fragte an, ob er zur Fortsetzung des Unterrichts sich einstellen solle. Ich habe Zahnweh, sprach die Herzogin. Die rauhe Spätherbstluft werde schuld daran sein, meinte er bedauernd.

Er fragte jeden Tag etliche Male nach seiner Gebieterin Befinden. Das rührte die Herzogin wieder. Woher kommt's, sprach sie einmal zu Pragedis, daß einer mehr wert sein kann, als er selber aus sich zu machen weiß?

Vom Mangel an Grazie, sagte die Griechin. In andern Ländern hab' ich das Umgekehrte wahrgenommen, aber hier sind die Menschen zu träge, mit jedem Schritt, mit jeder Handbewegung, mit jedem Wort auszusprechen: das bin ich. Sie denken's lieber und meinen, es müßte dann die ganze Welt auf ihrer Stirn lesen, was dahinter webt und strebt.

Wir sind doch sonst so fleißig, sprach Frau Hadwig wohlgefällig.

Die Büffel schaffen auch den ganzen Tag, hätte Pragedis schier erwidert, aber in diesem Falle begnügte sie sich damit, es gedacht zu haben.

Ekkehard war unbefangen. Es fiel ihm nicht ein, daß er der Herzogin ungeeignet geantwortet. Er hatte wirklich an das Gleichniß der Schrift gedacht und übersehen, daß es dem leisen Ausdruck einer Zuneigung gegenüber nicht zweckmäßig ist, die Schrift anzuführen. Er verkehrte die Herzogin, aber mehr als den verkörperten Begriff der Hoheit, denn als Frau. Daß Hohes Anbetung fordert, war ihm nicht eingefallen, noch weniger, daß auch die höchste Erscheinung oft mit einfacher Liebe zufrieden ist. Frau Hadwigs üble Laune nahm er wahr. Er begnügte sich, seine

Wahrnehmung in dem allgemeinen Satz niederzulegen, daß der Umgang mit einer Herzogin schwieriger sei, als der mit Ordensbrüdern nach der Regel des heiligen Benedikt. Aus Vincentius' nachgelassenen Büchern studierte er die Briefe des Apostels Paulus. Herr Spazzo ging in jener Zeit hochmütiger an ihm vorüber denn früher.

Frau Hadwig fand, daß es besser sei, ins frühere Geleis zurückzukehren. Es war doch ein mächtiger Anblick, sprach sie eines Tages zu Ekkehard, wie wir vom hohen Krähen nach den Schneegebirgen schauten. Kennt Ihr aber das Hohentwiler Wetterzeichen? Wenn die Alpen recht klar und nah am Himmel sich abzeichnen, schlägt die Witterung um. Es sind wirklich schlechte Tage darauf gefolgt. Wir wollen wieder Virgilius lesen.

Da holte Ekkehard vergnügt seinen schweren metallbeschlagenen Virgilius und sie setzten die Studien fort. Er erklärte den Frauen der Aeneide zweites Buch, den Fall der hohen Troja, das hölzerne Pferd und Simons List und Laocoons bittres Verderben, den nächtlichen Kampf, Cassandras Geschick und Priamus' Tod, die Flucht mit dem greisen Anchises.

Mit sichtbarer Teilnahme lauschte Frau Hadwig der spannenden Erzählung. Nur mit dem Verschwinden von Aeneas' Ehegемahlin Kreusa war sie nicht ganz zufrieden. Das braucht er vor der Königin Dido nicht so breit zu erzählen, sprach sie, die Lebende hat sicher nicht gern gehört, daß er der Entschwundenen so lange nachgelaufen. Verloren ist verloren.

Indessen zog der Winter mit scharfem Schritt heran. Der Himmel blieb trüb und bleigrau, die Ferne verhüllt; erst zogen die Berggipfel rings die weiße Schneedecke um, dann folgte Feld und Tal dem Beispiel. Junge Eiszapfen prüften das Gebälke unter dem Dach, ob sie sich für etliche Monate ungestört dran niederlassen möchten; die alte Linde im Schloßhof hatte längst wie ein fürsichtiger Hausvater, der die abgetragenen Gewandungen dem Hebräer überläßt, ihre welken Blätter dem Spiel der Winde hingeschüttelt — es war ein großer Bündel, sie zersausten ihn in alle Lüfte. An ihre Nester kamen krächzend die Raben aus den nahen Wäldern geflogen, spähend, ob nicht aus der Burg Küche dann und wann ein Knöchlein für sie abfalle. Einmal kam einer mit den schwarzen Brüdern, dessen Flug war schwierig, die Schwungfedern verstümmelt — da ging Ekke-

hard über den Schloßhof, der Rabe aber flog schreiend auf und suchte das Weite, er hatte den Mönchshabit schon früher gesehen und war ihm nicht hold.

Des Winters Nächte sind lang und dunkel. Dann und wann blizt ein Nordlicht auf. Aber leuchtender als alles Nordlicht steht jene Nacht in der Menschen Gemüt, da die Engel niederstiegen zu den Hirten auf der Feldwacht und ihnen den Gruß brachten: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen, die eines guten Willens sind.“

Auf dem hohen Tüwel rüsteten sie zur Feier der Weihnacht durch freundliches Geschenk. Das Jahr ist lang und zählt der Tage viel, in denen man sich Freundliches erweisen kann, aber der Deutschen Sinnesart will auch dafür einen Tag vorgeschrieben haben, darum ist bei ihnen vor anderem Volk die Sitte der Bescherung eingeführt. Das gute Herz hat sein besonder Landrecht.

In jener Zeit hatte Frau Hadwig die Grammatica schier beiseite gelegt; es wurde im Frauensaal viel genäht und gestickt, Knäuel von Goldfaden und schwarzer Seide lagen umher, und wie Ekkehard einzmals unvermerkt eintrat, sprang Praxedis vor ihn hin und wies ihm die Thür, Frau Hadwig aber verbarg ein angefangen Werk der Nadel in einem Körblein.

Da ward Ekkehard aufmerksam und zog nicht ohne Grund den Schluß, es werde etwas zum Geschenk für ihn hergerichtet. Darum sann er darauf, dasselbe zu erwidern und alles aufzubieten, was ihm an Wissen und Kunstfertigkeit zu Gebot stand; er schickte seinem Freund und Lehrer Folkard in Sankt Gallen Bericht, daß ihm der zuzende Pergament und Farben und Pinsel und köstliche Tinte. Jener tat's. Ekkehard aber saß manches Stündlein der Nacht in seiner Turmstube und besann sich auf ein lateinisches Reimwerk, das er der Herzogin widmen wolle — und sollten ihr darin etliche feine Huldigungen dargebracht werden. Es ging aber nicht so leicht.

Einmal hatte er begonnen und wollte in kurzem Zug von Erschaffung der Welt bis auf Antritt des Herzogtums in Schwabenland durch Frau Hadwig gelangen, aber es hatte ein paar Hundert Hexameter gekostet, da war er noch nicht beim König David angelangt, und das Werk hätte wohl erst Weihnachten über drei Jahre fertig werden können. Ein anderesmal wollte er alle Frauen aufzählen, die durch Kraft oder Liebreiz

in der Völker Geschichte eingegriffen, von der Königin Semiramis an mit der Erwähnung der amazonischen Jungfrauen, der heldenmütigen Judith und der melodischen Sängerin Sappho, aber zu seinem Leidwesen fand er, daß, bis sein Griffel zu Frau Hadwig sich durchgearbeitet hätte, er unmöglich noch etwas Neues zu deren Lob und Preis vorzubringen vermöchte. Da ging er sehr betrübt und niedergeschlagen umher.

Habt Ihr eine Spinne verschluckt, Perle aller Professoren? frug ihn Praxedis einmal, wie sie dem Verstorbenen begegnete.

Ihr habt gut scherzen, sprach Ekkehard traurig, — und unter dem Siegel der Verschwiegenheit klagte er ihr seine Not. Praxedis mußte lachen.

Bei den sechsunddreißigtausend Bänden der Bibliothek zu Konstantinopoli! sagte sie, — Ihr wollet ja ganze Wälder umhauen, wo es nur ein paar Blümlein zum Strauß erfordert. Macht's einfach, ungelehrt, lieblich — wie es Euer geliebter Virgilius ausgedacht hätte! — Sie sprang davon.

Ekkehard setzte sich wieder auf die Stube. Wie Virgil? dachte er. Aber in der ganzen Aeneide war kein Beispiel für solchen Fall vorgezeichnet. Er las etliche Gesänge. Dann saß er träumerisch da. Da kam ihm ein guter Gedanke. Ich hab's! rief er, der teure Sänger selber soll die Huldigung darbringen! Er schrieb das Gedicht nieder, als wenn Virgilius ihm in seiner Turmeinsamkeit erschienen wäre, freudig darüber, daß in deutschen Landen seine Gesänge fortlebten, der hohen Frau dankend, die sein pflege. In wenig Minuten war's fertig.

Das Gedicht wollte Ekkehard mit einer schönen Malerei verziert zu Pergament bringen. Er sann ein Bild aus: die Herzogin mit Krone undzepter auf hohem Throne sitzend, ihr kommt Virgilius im weißen Gewand, den Lorbeer in den Locken, entgegen und neigt das Haupt; an der Rechten aber führt er den Ekkehard, der bescheiden wie der Schüler mit dem Lehrer einherschreitet, ebenfalls tief sich verneigend.

In der strengen Weise des trefflichen Volkard entwarf er die Zeichnung. Er erinnerte sich an ein Bild im Psalterbuch, wie der junge David vor den König Achimelech tritt.¹³¹⁾ So ordnete er die Gestalten; die Herzogin zeichnete er zwei Finger breit höher als Virgilius, und der Ekkehard des Entwurfs war hinwiederum ein beträchtliches kleiner als der heidnische Poet;

— anfangende Kunst, der es an anderem Mittel des Ausdrucks gebricht, spricht Rang und Größe äußerlich aus.

Den Virgilius bracht' er leidlich zuwege. Sie hatten sich in Sankt Gallen bei ihren Malereien stets an Ueberlieferung alten Bildwerks gehalten und für Gewandung, Faltenwurf und Bezeichnung der Gestalt einen gleichmäßig sich wiederholenden Zug angenommen. Ebenso gelang es ihm mit seinem eigenen Abbild, sofern er wenigstens eine Figur im Mönchshabit, kenntlich durch eine Tonsur, herstellte.

Aber ein verzeifelt Problema war ihm die richtige Darstellung einer königlichen Frauengestalt, denn in die klösterliche Kunst hatte noch kein Abbild einer Frau, selbst nicht das der Gottesmutter Maria, Einlaß erhalten. David und Abimelech, die er so gut im Zug hatte, halfen ihm nichts, bei ihnen brach der Königsmantel schon hoch über dem Knie ab, und er wußte nicht, wie den Faltenwurf tiefer herabsenken.

Da lagerte sich wiederum Kummernis auf seine Stirn. Nun? fragte Pragedis eines Tages.

Das Lied ist fertig, sprach Ekkehard. Jetzt fehlt mir was anderes?

Was fehlt denn?

Ich sollte wissen, sprach er wehmütig, in welcher Weise sich der Frauen Gewand um den zarten Leib schmiegt.

Ihr sprecht ja ganz abscheulich, erlesenes Gefäß der Tugend, schalt ihn Pragedis. Ekkehard aber erklärte ihr seinen Kummer deutlicher. Da machte die Griechin eine Handbewegung, als wolle sie die Augenlider in die Höhe ziehen. Macht die Augen auf, sagte sie, und seht Euch das Leben an. Der Rat war einfach und doch neu für einen, der seine ganze Kunst auf einsamer Stube erlernt. Ekkehard schaute seine Ratgeberin lang und abmessend an. Es frommt mir nichts, sprach er, Ihr tragt keinen Königsmantel.

Da erbarmte sich die Griechin des zweifelerfüllten Künstlers. Wartet, sagte sie, die Frau Herzogin ist drunten im Garten, ich will ihren Staatsmantel umlegen, da kann Euch geholfen werden. Sie huschte fort; in wenig Minuten war sie wieder da, der schwere Purpurmantel mit goldener Verbrämung hing ihr nachlässig um die Schultern. In gemessenem Schritt ging sie durchs Gemach, ein eherner Leuchter stand auf dem Tisch, sie nahm ihn

wie ein Zepter, das Haupt auf die Schulter zurückgeworfen, trat sie vor den Mönch.

Der hatte seine Feder ergriffen und ein Stücklein Pergament. Wendet Euch ein wenig gegen das Licht, sprach er, und begann emsig seine Striche zu ziehen.

Jedesmal aber, wenn er nach seinem anmutigen Vorbild schaute, warf ihm dies einen blizenden Blick zu. Er zeichnete langsamer. Praxedis schaute nach dem Fenster: und da unsere Nebenbuhlerin im Reich, sprach sie mit künstlich erhobener Stimme, bereits den Burghof verläßt und uns zu überfallen droht, so befehlen wir Euch bei Strafe der Enthauptung, Eure Zeichnung in eines Augenblicks Frist zu vollenden.

Ich danke Euch, sprach Ekkehard und legte die Feder nieder.

Praxedis trat zu ihm und beugte sich vor, in sein Blatt zu sehen. Schändlicher Verrat, sprach sie, das Bild hat ja keinen Kopf.

Ich brauche nur den Faltenwurf, sagte Ekkehard.

Ihr habt Euer Glück versäumt, scherzte Praxedis im früheren Ton; das Antlitz treu abgebildet und wer weiß, ob wir in fürstlicher Gnade Euch nicht zum Patriarchen von Konstantinopel ernannt hätten.

Es wurden Schritte hörbar. Schnell riß Praxedis den Mantel von den Schultern, daß er auf den Arm niedersank. Schon stand die Herzogin vor den beiden.

Wollt Ihr wieder Griechisch lernen? sprach sie vorwurfsvoll zu Ekkehard.

Ich hab' ihm den edeln Sardonyx an meiner Herrin Mantel Agraffe gezeigt; es ist so ein feingeschnittener Kopf, sagte Praxedis, Herr Ekkehard versteht sich aufs Altertum. Er hat das Antlitz recht gelobt . . .

Auch Audisax traf seine Vorbereitungen für Weihnachten. Seine Hoffnung auf Schätze war sehr geschwunden. Er hielt sich jetzt an das wirklich Vorhandene. Darum stieg er oft nächtlich ins Thal hinunter ans Ufer der Nach, die mit trägem Lauf dem See entgegenschleicht. Beim morschen Steg stand ein hohler Weidenbaum. Dort lauerte Audisax manches Stündlein, den erhobenen Rebstecken nach des Baumes Deifnung gerichtet. Er stellte einem Fischotter nach. Aber keinem Denker ist die Erforschung der letzten Gründe alles Seins so schwierig geworden, wie dem Hirtenknaben seine Otterjagd. Denn aus

dem hohlen Ufer zogen sich noch allerhand Ausgänge in den Fluß, die der Otter wußte, Audisay nicht. Und wenn Audisay oft vor Kälte zitternd sprach: icht muß er kommen! so kam weit stromaufwärts ein Gebrause hergetönt, das war sein Freund, der dort die Schnauze übers Wasser streckte und Atem holte; und wenn Audisay leise dem Ton nachschlich, hatte sich der Otter inzwischen auf den Rücken gelegt und ließ sich gemächlich stromabwärts treiben . . .

In der Hohentwieler Küche war Leben und Bewegung, wie im Zelt des Feldherrn am Vorabend der Schlacht. Frau Hadwig selbst stand unter den dienenden Mägden, sie trug keinen Herzogsmantel, wohl aber einen weißen Schurz, teilte Mehl und Honig aus und ordnete die Backung der Lebkuchen an. Praxedis mischte Ingwer, Pfeffer und Zimt zur Würze des Teigs.

Was nehmen wir für eine Form? frug sie. Das Bierdeck mit den Schlangen?

Das große Herz¹³²⁾ ist schöner, sprach Frau Hadwig. Da wurden die Weihnachtslebkuchen in der Herzform gebacken, den schönsten spickte Frau Hadwig eigenhändig mit Mandeln und Kardamomen.

Eines Morgens kam Audisay ganz erfroren in die Küche und suchte sich ein Plätzlein am Herdfeuer; seine Lippen zitterten wie in Fieberschauer, aber er war wohlgemut und freundlich. Küste dich, Büblein, sprach Praxedis zu ihm, du mußt heut nachmittag hinüber in den Wald und ein Tännlein hauen.

Das ist nicht meines Amtes, sprach Audisay stolz, ich will's aber tun, wenn Ihr mir auch einen Gefallen tut.

Was bejehlt der Herr Ziegenhirt? fragte Praxedis.

Audisay sprang hinaus, dann kam er wieder und hielt einen dunkelbraunen Balg siegesroh in die Höhe, das kurze glatte Haar glänzte daran, dicht und weich war's anzufühlen.

Woher das Rauchwerk? fragte Praxedis.

Selbst gefangen, sprach Audisay und sah wohlgefällig auf seine Beute. Ihr sollt eine Pelzhaube für die Hadumoth daraus machen.

Die Griechin war ihm wohlgesinnt und versprach Erfüllung der Bitte.

Der Weihnachtsbaum war gefällt; sie schmückten ihn mit Äpfeln und Lichtlein, die Herzogin richtete alles im großen Saal. Ein Mann von Stein am Rhein kam herüber und brachte einen

Korb, der mit Leinwand zugenäht war. Es sei von Sanct Gallen, sprach er, für Herrn Etkehard. Frau Hadwig ließ den Korb uneröffnet zu den andern Gaben stellen.

Der heilige Abend war gekommen. Die gesamten Insassen der Burg versammelten sich in festlichem Gewand, zwischen Herrschaft und Gesind sollte heut keine Trennung sein. Etkehard las ihnen das Evangelium von des Heilands Geburt, dann gingen sie paarweise in den großen Saal hinüber, da flammte heller Lichtglanz und festlich leuchtete der dunkle Tannenbaum — als die letzten traten Audisag und Hadumoth ein, ein Blättlein Goldschaum vom Vergolden der Nüsse lag an der Schwelle, Audisag bückte sich darnach, es zerging ihm unter den Fingern. Das ist dem Christkind von den Flügeln abgefallen, sprach Hadumoth leise zu ihm.

Auf großen Tischen lagen die Geschenke für die dienenden Leute, ein Stück Leinwand oder gewoben Tuch und einiges Gebäck; sie freuten sich des nicht allzeit so milden Sinnes der Gebieterin. Bei Hadumoths Anteil lag richtig die Pelzhaube. Sie weinte, als Braxedis ihr freundlich den Geber verriet. Ich hab nichts für dich, sagte sie zu Audisag. Es ist statt der Goldkrone, sprach er. Knechte und Mägde dankten der Herzogin und gingen in die Gesindestube hinunter.

Frau Hadwig nahm Etkehard bei der Hand und führte ihn an ein Tischlein. Das ist für Euch, sprach sie. Beim mandelgespickten Lebkuchenherz und dem Korb lag ein schmuckes priesterliches Samtbarett und eine prächtige Stola, Grund und Fransen waren von Goldfaden, dunkle Punkte waren mit schwarzer Seide drein gestickt, einige mit Perlen ausgeziert, sie war eines Bischofs wert.

Laßt sehen, wie Ihr Euch ausnehmt, sprach Braxedis. Trotz der kirchlichen Bestimmungen setzte sie ihm das Barett auf und warf ihm die Stola um. Etkehard schlug die Augen nieder. Meisterhaft! rief sie, Ihr dürft Euch bedanken.

Er aber legte scheu die geweihten Gaben wieder ab, aus seinem weiten Gewand zog er die Pergamentrolle und reichte sie schüchtern der Herzogin dar. Frau Hadwig hielt sie unentfaltet. Erst den Korb öffnen! das Beste — sprach sie, freundlich auf das Pergament deutend, soll zuletzt kommen.

Da schnitten sie den Korb auf; in Heu begraben und durch des Winters Kälte wohl erhalten, lag ein mächtiger Auerhahn

drin, Ekkehard hob ihn in die Höhe, mit ausgebreiteten Flügeln reichte er über eines Mannes Länge. Ein Brieflein war bei dem stattlichen Stück Federwild.

Vorlesen! sprach die Herzogin neugierig.

Ekkehard öffnete das unkenntliche Sigill und las:

„Dem ehrwürdigen Bruder Ekkehard auf dem hohen Tuiel durch Burkard, den Klosterschüler, Romeias, der Wächter am Thor.“

„Wenn es zwei wären, so wäre einer für Euch. Da es aber auf zwei nicht geglückt hat, so ist der eine nicht für Euch und Eurer kommt nach. Gesendet wird er an Euch wegen Unwissenheit des Namens. Sie war aber mit der Frau Herzogin damals im Kloster und trug ein Gewand von Farbe eines Grünspechts, den Kopf um die Stirn geschlungen.

Derselben den Vogel. Wegen fortwährender Gedenkung dessen, der ihn geschossen, an stattgefundene Begleitung zu den Klausnerinnen. Er muß aber stark eingebeizt und mürb gebraten werden, weil sonst zähe; bei Zuzug von Gästen soll sie das weiße Fleisch am Rückgrat selber verzehren, da dies das beste, und das braune von harzigem Geschmack.

Dazu Glück und Segen. Euch, ehrwürdiger Bruder, auch. Wenn auf Eurer Burg ein Wächter, Turmwart oder Forstwart zu wenig, so empfiehlt der Herzogin den Romeias, dem wegen Verspottung durch den Schaffner und Verklagung durch den Drachen Wiborad Veränderung des Dienstes wünschenswert. Uebung im Tordienst, Einlaß und Hinauswerfung fremden Besuchs betreffend, kann bezeugt werden. Ebenso was Jagd angeht. Und er schaut jetzt schon nach dem hohen Tuiel, als zöge ihn ein Seil dorthin. — Langes Leben Euch und der Frau Herzogin. Lebet wohl.“

Fröhlich Lachen schloß die Vorlesung. Pragedis aber war rot geworden. Das ist ein schlechter Dank von Euch, sprach sie bissig zu Ekkehard, daß Ihr Briefe in anderer Leute Namen schreibt und mich beleidigt.

Haltet ein, sprach er, warum soll der Brief nicht echt sein?

Es wär' nicht der erste, den ein Mönch gefälscht, war Pragedis' gereizte Antwort. Was braucht Ihr Euch über den groben Jägermann lustig zu machen? Er war gar nicht so übel.

Pragedis sei vernünftig, sprach die Herzogin. Schau dir

den Auerhahn an, der ist nicht im Hegau geschossen, und Ekkehard führt eine andere Feder. Wollen wir den Bittsteller auf unser Schloß versetzen?

Das verbitt' ich mir, rief Pragedis eifrig. Es soll niemand meinen, daß . . .

Gut, sprach Frau Hadwig mit Schweigen gebietendem Ton. Sie rollte Ekkehard's Pergament auf. Die Malerei am Anfang war leidlich gelungen, Zweifel über deren Bedeutung beseitigte die Darüberschreibung der Namen Hadwigis, Virgilius, Ekkehard. Eine kühne Initiale mit verschlungenem goldenen Geäste eröffnete die Schrift.

Die Herzogin war höchlich erfreut. Ekkehard hatte seither über den Besitz solcher Kunst nichts verlauten lassen. Pragedis schaute nach dem purpurnen Mantel, den die gemalte Herzogin trug, und lächelte, als wüßte sie was Besonderes.

Frau Hadwig winkte, daß Ekkehard sein Geschriebenes vorlese und erkläre. Er las.

Verdeutschet lautet's also:

In nächt'ger Stille saß ich jüngst allein
 Und ziffert' an den Schriften alter Zeit,
 Da flammte hell ein geisterhafter Schein
 In mein Gemach. 's war nicht des Mondes Licht, —
 Und vor mich trat ein leuchtend Menschenbild,
 Unsterblich Lächeln schwebt' um seinen Mund,
 In dunkler Fülle wallte das Gelock,
 Als Diadem trug er den Lorbeerkranz.

Hindeutend auf das aufgeschlagne Buch,
 Sprach er zu mir: Sei guten Muts, mein Freund,
 Ich bin kein Geist, der deinen Frieden stört,
 Ich bringe dir nur Gruß und Segenswunsch.
 Was toter Buchstab dort dir noch erzählt,
 Das schrieb ich selbst mit warmem Herzblut einst:
 Der Troer Waffen, des Aeneas Fahrt,
 Der Götter Zorn, der stolzen Rom Beginn.

Schon ein Jahrtausend schier ist abgerollt,
 Der Sänger starb, es starb sein ganzes Volk.
 Still ist mein Grab. Nur selten dringt ein Klang

Zu mir herab von froher Winzer Feste,
 Vom Wogenschlag am nahen Kap Misen.

Doch jüngst hat mich der Nordwind aufgestört,
 Er brachte Kunde, daß in fremden Gaun
 Man des Aeneas Schicksal wieder liest,
 Daß eine Fürstin, stolz und hochgemut,
 Des Landes Sprache als ein neu Gewand
 Um meine Worte gnädig schmiegen heißt.

Wir glaubten einst, am Fuß der Alpen sei
 Nur Sumpf des Rheins und ein barbarisch Volk,
 Jetzt hat die Heimat selber uns vergessen
 Und bei den Fremden leben neu wir auf.
 Deß Euch zu danken bin ich heute hier:
 Das höchste Kleinod, was dem Sänger wird,
 Ist Anerkennung einer hohen Frau.

Heil deiner Herrin, der das seltne Gut
 Der Stärke und der Weisheit ward beschert,
 Die gleich Minerva in der Götter Reihn,
 In Erz gerüstet eine Kriegerin,
 Der Friedenskünste Hort und Schutz zugleich.
 Noch lange Jahre mög' ihr Szepter walten,
 Es blüh' um sie ein stark und sittig Volk,
 Und kommt Euch einst ein fremd Getön gerauscht,
 Wie Heldenlied und fernes Saitenspiel,
 Dann denket mein, es grüßt Italia Euch,
 Es grüßt Virgil den Fels von Hohentwiel.

Er sprach's und winkte freundlich und verschwand.
 Ich aber schrieb noch in derselben Nacht,
 Was er gesprochen. Meiner Herrin sei's
 Als Festgeschenk ist schüchtern dargebracht
 Von ihrem treuen Dienstmann Ekkehard.

Eine kurze Pause erhob sich, als er die Lesung seines Gedichts beendet. Dann trat die Herzogin auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Ekkehard, ich danke Euch! sprach sie; es waren dieselben Worte, die sie einst im Klosterhof zu Sankt Gallen

zu ihm gesprochen, aber der Ton war noch milder wie damals, und der Blick war strahlend und ihr Lächeln wundersam wie das zaubervolle Fehen, von dem die Sage geht, ein Schneeregen blühender Rosen müsse drauf folgen.

Sie wandte sich dann zu Praxedis: Und dich sollte ich verurteilen, igt einen abbittenden Fußfall zu tun, die du jüngst so geringschätzend von den gelehrten geistlichen Männern gesprochen. Aber die Griechin blickte schelmisch drein, wohl wissend, daß ohne ihren weisen Rat und Beistand der scheue Mönch sich kaum zu seiner Dichtung erschwungen.

In aller Zukunft, sprach sie, werde ich seinem Verdienste die gebührende Achtung zollen. Auch einen Kranz will ich ihm flechten, so Ihr gebietet.

Als Ekkehard hinaufgegangen war in seine Turmstube und die stille Mitternacht herannahte, saßen die Frauen noch bei einand. Und die Griechin brachte eine Schale mit Wasser und etliche Stücklein Blei und einen metallenen Löffel. Das Blei gießen vom vorigen Jahr ist gut eingetroffen, sprach sie, wir mochten's uns damals kaum erklären, welch eine sonderbare Form das geschmolzene Stück im Wasser annahm, aber ich meine igt mehr und mehr, es habe einer Mönchskapuze geglichen, und die ist unserer Burg geworden.

Die Herzogin war nachdenkend. Sie lauschte, ob Ekkehard nicht etwa den Gang zurückkehre.

Es ist doch nur eitel Spielerei, sprach sie . . .

Wenn es meiner Herrin nicht gefällt, sagte die Griechin, so mag sie unsern Lehrer beauftragen, uns mit Besserem zu erfreuen; sein Virgilius ist freilich ein zuverlässiger Orakel der Zukunft, als unser Blei, wenn er in geweihter Nacht mit Segensspruch und Gebet aufgeschlagen wird. Ich wäre fast neugierig, welch ein Stück seiner Dichtung uns die Geschehnisse des nächsten Jahres offenbaren würde . . .

Schweig, sagte die Herzogin. Er hat neulich so streng über Zauberei gesprochen, er würde uns auslachen.

Dann werden wir beim Alten bleiben müssen, sprach Praxedis und hielt den Löffel mit dem Blei über das Licht der Lampe. Das Blei schmolz und bewegte sich zitternd, da stund sie auf, murmelte etliche unverständliche Worte und goß es herab. Bischend sprühte das flüssige Metall in die Wasserschale.

Frau Hadwig wandte ihren Blick in scheinbarer Gleich-

gültigkeit. Praxedis hielt die Schale ans Lampenlicht: statt in seltsame Schladen zu splintern, war das Blei zusammenhängend geblieben, ein länglich zugespitzter Tropfen. Matt glänzte es in Frau Hadwigs Hand.

Das ist wiederum ein Rätsel, bis die Lösung kommt, scherzte Praxedis. Die Zukunft sieht ja für diesmal fast aus wie ein Tannenzapfen.

Wie eine Träne! sprach die Herzogin ernst und stützte ihr Haupt auf die Rechte.¹³³⁾

Lauter Lärm im Erdgeschoß der Burg unterbrach das weitere Prüfen der Vorbedeutung; Geficher und Aufschrei der dienenden Mägde, rauhes Gebrumm männlicher Stimmen, schriller Lautenschlag: so tönte es verworren den Gang herauf; ehrerbietig und schukzlehend hielt der fliehende Schwarm der Dienerinnen an des Saales Schwelle, die lange Friderun unterdrückte mühsam ein lautes Schelten, die junge Hadumoth weinte — tappend kam eine Gestalt hinter ihnen drein, schwerfälligen zweibeinigen Schritts, in rauhe Bärenhaut gehüllt, eine bemalte hölzerne Maske mit namhafter Schnauze vor dem Antlitz; sie brummte und murrte wie ein hungriger Braun, der auf Beute ausgeht, und tat dann und wann einen ungefügigen Griff in die Laute, die an rotem Band über die zottigen Schultern gehängt war — aber wie des Weihnachtsaals Türe sich aufthat und der Herzogin Gewand entgegenrauschte, machte der nächtliche Spuk Kehrt und polterte langsam durch den dröhnenden Gang zurück.

Die alte Schaffnerin ergriff das Wort und trug ihrer Gebieterin vor, daß sie fröhlich unten gefessen und sich der Weihnachtsgaben erfreut, da sei das Ungetüm eingebrochen und habe erst zum eigenen Lautenspiel einen feinen Tanz aufgeführt, hernach aber die Lichter ausgeblasen und die erschrockenen Maiden mit Fuß und Umarmung bedroht und sei so wild und unersättlich geworden, daß es sie alle zur Flucht genötigt; dem rauhen Lachen des Bären aber sei mit Grund zu entnehmen, daß unter der Wildschur Herr Spazzo, der Kämmerer, verborgen stecke, der nach einem scharfen Weintrunk hiemit sein Weihnachtsvergnügen beschloffen.

Frau Hadwig beruhigte den Unwillen des Gesindes und hieß sie schlafen gehen. Vom Hofe aber tönte noch einmal verwunderter Aufschrei; alle standen in einer Gruppe beisammen und schauten unverrückt auf den Turm, denn der schreckhafte

Bär war hinaufgestiegen und erging sich jezo auf den Zinnen der Warte und reckte sein struppiges Haupt nach den Sternen, als wolle er seinem Namensgenossen droben, dem großen Bären, einen Gruß hinüberwinken ins Unermeßliche.

Die dunkle Vermummung hob sich in deutlichem Umriß vom fahlen glanzzerhellten Himmelsgrunde, gespenstig klang ihr Brummen in die schweigende Nacht; doch keinem der Sterblichen ward kund, was die leuchtenden Gestirne dem weinschweren Haupte Herrn Spazzo, des Kämmerers, geoffenbart . . .

Um dieselbe Mitternachtstunde kniete Ekkehard vor dem Altar der Burgkapelle und sang leise die Hymnen der Christmette,¹³⁴⁾ wie es die Uebung der Kirche vorschrieb.



Elftes Kapitel.

Der Alte in der Heidenhöhle.

Der Rest des Winters ging auf dem hohen T Wiel einförmig, darum schnell vorüber. Sie beteten und arbeiteten, lasen Virgil und studierten Grammatik, wie es die Zeit brachte. Frau Hadwig stellte keine verfänglichen Fragen mehr.

In der Faschingszeit kamen die benachbarten Großen, der Herzogin ihren Besuch abzustatten, die von der Nellenburg und von Beringen, der alte Graf im Argengau mit seinen Töchtern, die sieben Welfen von Ravensburg überm See und manch anderer.¹³⁵⁾ Da wurde viel geschmaust und noch mehr getrunken.

Dann ward's wieder einsam oben.

Der März kam heran, schwere Stürme fausten übers Land, in der ersten klaren Sternennacht stand ein Komet am Himmel,¹³⁶⁾ und der Storch, der auf der Burg Dachfirst wohlgenut hauste, war acht Tage nach seiner Rückkunft wieder von dannen geflogen; die Leute schüttelten den Kopf. Dann trieb der Schäfer von Engen seine Herde am Berg vorüber; der erzählte, daß er dem Heertwurm¹³⁷⁾ begegnet: das bedeutet Krieg.

Unheimliche Stimmung lagerte sich über die Gemüter.

Drohendes Erdbeben wird auch in weiter Entfernung vorausgspürt; hier Ausbleiben einer Quelle, dort scharer Vogelflug: ebenso ahnt sich Gefahr des Krieges.

Herr Spazzo, der im Februar tapfer hinter den Weinkrügen turniert hatte, ging jezo tieffinnig umher. Ihr sollt mir einen Dienst erweisen, sprach er eines Abends zu Ekkehard. Ich hab' im Traum einen toten Fisch gesehen, der auf dem Rücken schwamm. Ich will mein Testament machen. Die Welt ist alt geworden und steht nur noch auf einem Bein, das wird nächstens auch zusammen knacken. Gute Nacht, Firnewein! Zum tausendjährigen Reich ist's ohnedem nicht mehr weit; es ist lustig gelebt worden, vielleicht werden die letzten Jahre doppelt gerechnet.

Weiter kann's die Menschheit auch nicht mehr bringen. Die Bildung ist so weit gediehen, daß auf dem einen Schloß Hohentwiel mehr als ein halb Duzend Bücher aufgehäuft liegen, und wenn einer blutrünstig geschlagen wird, so läuft er zum Gaugericht und klagt's ein, statt seinem Schädiger Haus und Hof überm Kopf zusammen zu brennen. Da hört die Welt von selber auf.¹³⁰⁾

Wer soll Euer Erbe sein, wenn alle zugrunde gehen? hatte ihn Ekkehard gefragt.

Ein Mann von Augsburg kam nach der Reichenau, der brachte schlimme Rundschaft. Der Bischof Ulrich hatte dem Kloster ein kostbar Heiligtum zugesagt, den rechten Borderarm des heiligen Theopontus, reich in Silber und Edelstein gefaßt. Das Land sei unsicher, ließ er vermelden, er traue sich nicht, das Geschenk zu senden.

Der Abt wies den Mann nach dem hohen Twiel, der Herzogin Bericht zu erstatten.

Was bringt Ihr Gutes? frug sie ihn.

Nicht viel, möchte lieber was mitnehmen: den schwäbischen Heerbann, Roß und Reiter, so viel ihrer Schild und Speer an der Wand hängen haben. Sie sind wieder auf dem Weg zwischen Donau und Rhein . . .

Wer?

Die alten Freunde von drüben herüber; die kleinen mit den tiefliegenden Augen und den stumpfen Nasen. Es wird wieder viel roh Fleisch unter dem Sattel mürb geritten werden dieses Jahr.

Er zog ein seltsam geformtes kleines Hufeisen mit hohem

Absatz aus dem Gewand: Kennt Ihr das Wahrzeichen? „Meiner Huf und kleines Ross, krummer Säbel, spitz Geschloß — blitzeschnell und sattelfest: schirm uns Herr vor dieser Pest!“

Die Hunnen?!¹³⁹⁾ fragte die Herzogin betroffen.

So Ihr sie lieber die Ungerer heißen wollt oder die Hungerer, ist mir's auch recht, sprach der Bote. Der Bischof Pilgrim hat's von Passau nach Freising melden lassen, von dort kam uns die Mähr'. Ueber die Donau sind sie schon geschwommen, wie die Heuschrecken fallen sie aufs deutsche Land, geschwinde wie geflügelte Teufel sind die auch, eher fängt du den Wind auf der Ebene und den Vogel in der Luft, heißt's bei uns von früher her. Daß Koller und Dampf ihre kleinen Rosse heimsuchte! . . . Mich dauert nur meiner Schwester Kind, die schöne Berta in Passau . . .

Es ist nicht möglich! sagte Frau Hadwig. Haben sie schon vergessen, wie ihnen die Kammerboten Erchanger und Berchtold den Bescheid gaben: Wir haben Eisen und Schwerter und fünf Finger in der Faust? In der Schlacht am Inn ward's ihnen deutlich auf die Köpfe geschrieben . . .

Eben darum, sprach der Mann. Wer tüchtig geschlagen worden, kommt gern wieder, um das zweitemal selber zu schlagen. Izt sind andere Zeiten. Den Kammerboten hat man zum Dank für ihre Tapferkeit später das Haupt vor die Füße gelegt, wer wird sich noch voran stellen?

Auch wir wissen den Weg, auf dem unsere Vorgänger gegen den Feind geritten sind, sprach die Herzogin stolz.

Sie entließ den Mann von Augsburg mit einem Geschenk. Dann berief sie Ekkehard zu sich.

Virgilius wird eine Zeitlang in Ruhe kommen, sprach sie zu ihm und teilte ihm die Nachricht von der Hunnen Gefahr mit. Die Lage der Dinge war nicht erfreulich.

Die Großen des Reichs hatten in langen Fehden verlernt, zu gemeinsamem Handeln einzustehn; der Kaiser, aus sächsischem Stamm und den Schwaben nicht sonderlich hold, schlug sich fern von den deutschen Grenzen in Italien herum, die Straße nach dem Bodensee stund den fremden Gästen offen. An ihrem Namen haftete der Schreck. Seit Jahren schwärmten ihre Haufen wie Irrlichter durch das zerrüttete Reich, das Karl der Große unfähigen Nachfolgern hinterlassen; von den Ufern der Nordsee, wo die Trümmerstätte von Bremen Zeugnis ihres Einfalls gab,

bis hinab an die Südspitze Kalabriens, wo der Landeingeborene ihnen Mann für Mann ein Lösegeld für seinen Kopf zahlen mußte, zeichnete Brand und Plünderung ihre Spur . . .

Wenn der fromme Bischof Ulrich keine Gespenster gesehen hat, sprach die Herzogin, so kommen sie auch zu uns, was ist zu tun? In Kampf ziehen? Auch Tapferkeit ist Torheit, wenn der Feind übermächtig. Durch Tribut und Goldzins Frieden kaufen und sie auf der Nachbarn Grenzen hegen? Andere haben's getan; wir haben von Ehr und Unehre andere Meinung.

Uns auf dem Tiviel verschanzen und das Land preisgeben? Es sind unsere Untertanen, denen wir herzoglichen Schutz gelobt. Ratet!

Mein Wissen ist auf solchen Fall nicht gerüstet, sprach Ekkehard betrübt.

Die Herzogin war aufgeregt. O Schulmeister, rief sie vorwurfsvoll, warum hat Euch der Himmel nicht zum Kriegsmann werden lassen? Es wäre vieles besser!

Da wollte Ekkehard verletzt von dannen gehen. Das Wort war ihm ins Herz gefahren, wie ein Pfeil, und setzte sich tief darin fest. Es lag ein Stück Wahrheit in dem Vorwurf, darum schmerzte er.

Ekkehard! rief ihm Frau Hadwig nach, Ihr sollt nicht gehen. Ihr sollt mit Eurem Wissen der Heimat dienen, und was Ihr noch nicht wißt, sollt Ihr lernen. Ich will Euch zu einem schicken, der weiß Bescheid in solchen Dingen, wenn er noch lebt. Wollt Ihr meinen Auftrag bestellen?

Ekkehard hatte sich umgewandt. Ich war noch nie säumig, meiner Herrin zu dienen, sprach er.

Ihr dürft aber nicht erschrecken, wenn er Euch spröde und rauh anlächelt, er hat viel Unbill erfahren von früheren Geschlechtern, die heutigen kennen ihn nicht mehr. Dürft auch nicht erschrecken, wenn er Euch gar alt und fett erscheint.

Er hatte aufmerksam zugehört. Ich verstehe Euch nicht ganz . . .

Tut nichts, sprach die Herzogin. Ihr sollt morgen nach dem Sipplinger Hof hinüber, drüben am Ueberlinger See, wo die Felswand sich steil in die Flut herabsenkt, ist aus alten Zeiten allerhand Gelaß zu menschlicher Wohnung in den Stein gehauen. Wenn Ihr den Rauch eines Herdfeuers aus dem Berg auf-

steigen sehet, so gehet hinauf. Dort findet Ihr, den ich meine, redet mit ihm von wegen der Hunnen . . .

Zu wem sendet mich meine Herrin? fragte Ekkehard gespannt.

Zum Alten in der Heidenhöhle, sagte Frau Hadwig. Man weiß hierlands keinen andern Namen von ihm. Aber halt! fuhr sie fort, ich muß Euch auch das Wort mitgeben für den Fall, daß er den Eintritt weigert.

Sie ging zu ihrem Schrank und stöberte unter Schmutz und Gerätschaften; dann brachte sie ein Schiefertäslein, drauf standen etliche Buchstaben gekritzelt: das sollt Ihr zu ihm sagen und einen Gruß von mir.

Ekkehard las. Es waren die zwei unverständlichen lateinischen Worte: neque enim! sonst nichts. Das hat keinen Sinn, sprach er.

Tut nichts, sagte Frau Hadwig, der Alte weiß, was es ihm bedeutet . . .

Bevor der Hahn den Morgen anrief, war Ekkehard schon durchs Tor von Hohentwiel ausgeritten. Kühle Frühluft wehte ihm ums Antlitz; er hüllte sich tief in die Kapuze. „Warum hat Euch der Himmel nicht zum Kriegsmann werden lassen? Es wäre vieles besser!“ Das Wort der Herzogin ging mit ihm, wie sein Schatten. Es war ihm ein Sporn zu mutigen Entschlüssen. Wenn die Gefahr kommt, dachte er, soll sie den Schulmeister nicht hinter den Büchern sehen!

Sein Roß trabte gut. In wenigen Stunden ritt er über die waldigen Höhen, die den Untersee von dem See von Ueberlingen trennen. Am herzoglichen Meierhof Sernatingen grüßte ihn die blaue Flut des Sees, er ließ sein Roß dem Meier und schritt den Pfad voran, der hart am Ufer hinführt.

An einem Vorsprung hielt er eine Weile, gefesselt von der weiten Umschau. Der Blick flog unbegrenzt über die Wasserfläche zu den rhätischen Alpen, die, eine kristallklare Mauer, sich als Ende der Landschaft himmelan türmen.

Wo die Sandsteinfelsen senkrecht aus dem See emporstiegen, senkte sich der Pfad aufwärts. Stufen im Fels erleichterten den Schritt, gehauene Fensteröffnungen, mit dunkeln Schatten in der Tiefe die Lichte der Felswand unterbrechend, wiesen ihm den Ort, dran einst in Zeiten römischer Herrschaft unbekannte Männer sich in der Weise der Katakomben ein Höhlenastl eingegraben.¹⁴⁰⁾

Das Aufsteigen war beschwerlich. Jetzt trat er auf einen ebenen Geviertraum, wenig Schritte im Umfang, von jungem Gras bewachsen. Vor ihm öffnete sich ein manushoher Eingang in den Felsen, aber ein riesiger schwarzer Hund sprang bellend hervor, zwei Schritte vor Ekkehard hielt er zu Sprung und Biß bereit, seine Augen starr auf den Mönch gerichtet; der durfte keinen Schritt vorwärts machen, so fuhr ihm der Hund an den Hals. Die Stellung war nicht beneidenswert, Rückzug unmöglich, Waffen trug Ekkehard nicht. So blieb er seinem Gegner gegenüber eine Weile starr stehen; da schaute aus der Fensteröffnung zur Seite eines Mannes Angesicht: ein Graukopf war's mit stehenden Augen und rötlichem Bart.

Gebietet dem Tier Ruhe! rief Ekkehard.

Dauerte nicht lange, so erschien der Graukopf unter dem Eingang. Er war mit einem Spieß bewaffnet.

Rückwärts, Mummolin! rief er.

Ungern gehorchte das große Tier. Erst wie ihm der Graue den Spieß zeigte, zog sich's knurrend zurück.

Man sollt' Euch den Hund erschlagen und neun Schuh hoch über Euer Thor hängen, bis er verfaulte und stückweis auf Euch herunterfiel,¹⁴¹⁾ sprach Ekkehard zürnend, schier hat er mich ins Wasser gestürzt. Er sah sich um, in senkrechter Tiefe rauschte der See zu seinen Füßen.

In den Heidenhöhlen gilt kein Landrecht! gab der Graue trotzig zurück. Bei uns heißt's: Zwei Mannslängen vom Leib, oder wir schlagen Euch den Schädel ein.

Ekkehard wollte vorwärts gehen.

Halt an! fuhr der Mann unterm Eingang fort und hielt den Spieß vor, so schnell geht's nicht. Wohin des Wegs?

Zum Alten in der Heidenhöhle, sprach Ekkehard.

Zum Alten in der Heidenhöhle? schalt der andere, habt Ihr kein ehrerbietiger Wort für ihren Inwohner, gelbschnäbliger Ruttenträger?

Ich weiß nicht anders, sagte Ekkehard betroffen. Mein Gruß heißt neque enim!

Das lautet besser, sprach der Graue treuherzig und reichte ihm die Hand. Woher des Wegs?

Vom hohen Tuiel. Ich soll Euch . . .

Halt an, ich bin nicht, den Ihr suchet, bin nur sein Dienstmann Rauching. Ich werd' Euch anmelden.

Angeichts der starren Felswände und des schwarzen Hundes war diese Höflichkeit befremdend. Ekkehard stand harrend, es dauerte eine gute Weile, schier als wenn Vorbereitungen zum Empfang getroffen würden. Dann erschien Rauching wieder: Wollet eintreten. Sie gingen den dunkeln Gang entlang, dann weitete sich der Höhlenraum, ein Gemach war von Menschenhänden in den Fels gehauen, hoch, stattlich, in spitzbogiger Wölbung; ein rohes Gesimse zog sich um die Wände, die Fensteröffnungen weit und luftig; wie von einer Rahme umfaßt glänzte ein Stück blauer See und gegenüberliegendes Waldgebirge herein, eine flimmernde Schichte Sonnenlicht drang durch sie in des Gemaches Dunkel. Spuren von Steinbänken waren da und dort sichtbar, nah beim Fenster stand ein hoher steinerner Lehnstuhl, ähnlich dem eines Bischofs in alten Kirchen, eine Gestalt saß drin. Es war ein fremdartig Menschenbild, mächtigen Umfangs, schwer saß das schwere Haupt zwischen den Schultern, Runzeln durchfurchten Stirn und Wangen, spärlich weißes Haupthaar lockte sich um den Scheitel, schier zahnlos der Mund: der Mann mußte steinalt sein. Ein Mantel von unkenntlicher Farbe hing um des Greises Schulter, die Rückseite, die des Stuhles Lehne verdeckte, mochte stark Fadenschein tragen, in Saum und Faltenwurf saßen Spuren vergangener Flickung. Seine Füße waren mit rauhem Stiefelwerk bekleidet, ein alter Hut, mit verstäubtem Fuchspelz verbrämt, lag zur Seite. Eine Nische der Felsvertiefung trug ein Schachzabelbrett mit elfenbeingeschnittenen Figuren, es war eine Partie zu Ende gespielt worden, noch stand der König matt gesetzt durch einen Turm und zwei Läufer . . .

Wer kommt zu den Vergessenen? fragte der Greis mit dünner Stimme. Da neigte sich Ekkehard vor ihm und nannte seinen Namen und wer ihn gesandt.

Ihr habt ein böses Losungswort mit Euch gebracht. Erzählen die Leute draußen noch vom Luitward von Wercelli?

Dejßen Seele Gott verdammen möge! jiel Rauching ergänzend ein.

Ich habe nichts von ihm gehört, sprach Ekkehard.

Sag's ihm, Rauching, wer der Luitward war, 's wär' schade, wenn sein Gedächtnis austürbe bei den Menschen.

Der größte Schurke, den je ein Sonnenstrahl beschienen, war Rauchings Antwort.

Sag ihm auch, was neque enim heißt.

„Es gibt keinen Dank auf dieser Welt, und von eines Kaisers Freunden ist auch der beste ein Verräter!“

Auch der beste ein Verräter, sprach der Alte in Gedanken. Sein Blick fiel auf das nahe stehende Schachbrett. Ja wohl! murmelte er leise, matt gesetzt, durch Läufer und Ueberläufer matt gesetzt . . . er ballte die Faust, als wolle er aufspringen, dann seufzte er laut und fuhr mit der rechten Hand nach der Stirn und stützte sein schweres Haupt auf.

Das Kopfsweh! sprach er . . . das verfluchte Kopfsweh!

Mummolin! rief Rauching.

Mit großen Säßen kam der schwarze Hund vom Eingang her gesprungen; wie er den Alten mit aufgestülptem Haupt gewahrte, trat er schmeichelnd heran und leckte ihm die Stirn. Es ist gut, sprach der Greis nach einer Weile und richtete sich wieder auf.

Seid Ihr krank? fragte Ekkehard teilnehmend.

Krank? sprach der Alte — 's mag eine Krankheit sein. Mich sucht's schon so lang heim, daß mir's wie ein alter Bekannter erscheint. Habt Ihr auch schon Kopfsweh gehabt? Ich rate Euch, zieht niemals zu Felde, wenn Euch Kopfsweh plagt, und schließt keinen Frieden, es kann ein Reich kosten, das Kopfsweh . . .

Soll Euch kein Arzt . . . wollte Ekkehard fragen.

Der Aerzte Weisheit ist erschöpft. Sie haben's gut mit mir gemeint.

Er wies auf seine Stirn; zwei alte Narben kreuzten sich darauf. Schaut her! und wenn sie Euch das verordnen wollen, müßt's nicht anwenden! An den Füßen bin ich aufgehängt worden in jungen Tagen, dann die Einschnitte im Kopf — ein Stück Blut und ein Stück Verstand haben sie mir genommen: nichts geholfen!

In Cremona — Bedekias hat der hebräische Weise geheißt — haben sie die Sterne gefragt und mich in dämmernder Mitternacht unter einen Maulbeerbaum gestellt; 's war ein langer Spruch, mit dem sie das Kopfsweh in den Baum hinein verfluchten: nichts geholfen!

In deutschen Landen gepulverte Krebsaugen verordnet, gemischt mit etlichem Staub von des heiligen Markus Grab und einen Trunk Seewein drauf: ¹⁴²⁾ auch nichts. Jetzt bin ich's

gewöhnt. Das ärgste leckt des Mummolin rauhe Zunge hinweg. Komm her, braver Mummolin, der mich noch nicht verraten hat . . .

Er schwieg atemschöpfend und streichelte den Hund.

Meine Botschaft . . . hub Ekkehard an.

Der Greis aber winkte ihm: Geduldet Euch, nüchtern ist nicht gut reden. Ihr werdet hungrig sein. Nichts ist niederträchtiger und heiliger als der Hunger!¹⁴³) hat jener Dekan gesagt, da sein Gastfreund von sechs Forellen fünf aß und ihm die kleinste zurückließ. Wer mit der Welt draußen zu tun gehabt, vergift den Spruch nicht. Rauching, richt unser Mahl!

Der ging hinüber in ein anstoßend Felsengemach, das war zur Küche hergerichtet; in etlichen Nischen stunden seine Vorräte; bald wirbelte aus dem Höhlenschornstein eine weiße Rauchwolke dem blauen Himmel entgegen, und das Werk des Kochens war beendet. Eine Steinplatte mußte als Tisch gelten. Als des Mahles Krone prangte ein Hecht, aber der Hecht war alt und trug Moos auf dem Haupt, sein Fleisch schmeckte zäh wie Leder. Auch einen Krug rötlichen Weines brachte Rauching herbei, aber der wuchs auf den Sipplinger Hügeln, und die erfreuen sich noch heute des Leumunds, daß ihr Wein der sauern sauerster am ganzen See.¹⁴⁴) Rauching wartete auf und saß nicht zu ihnen nieder.

Was bringt Ihr mir? frug der Alte, wie die schmale Mahlzeit beendet.

Schlimme Botschaft; die Hunnen sind ins Land gebrochen, bald treten ihre Hufe die schwäbische Erde.

Recht! sprach der Greis, das gehört euch! Sind die Nordmänner auch wieder auf der Fahrt?

Ihr sprecht sonderbar, sagte Ekkehard.

Des Alten Aug' ward glänzender. Und wenn euch die Feinde wie Schwämme aus der Erde wachsen, ihr habt's verdient, ihr und eure Herren. Rauching, füll dein Glas, die Hunnen kommen . . . neque enim! Nun soll euch die Suppe schmecken, die eure Herren gefalzen haben. Ein großes stolzes Reich ist aufgerichtet gestanden, vom Ebro bis an die Raab und bis hinauf an die dänische Mark, keine Rattmaus hätt' einschleichen dürfen, ohne daß treue Wächter sie gefangen, so hat's der große Kaiser Karl . . .

Den Gott segnen möge! fiel Rauching ein.

. . . gefestigt hingestellt; die Stämme, die dem Römer einst

zusammen den Garauß gemacht, ein Ganzes, wie sich's gehört, damals hat der Hunn schon hinter seinem Landhag an der Donau gelauert, 's war kein Wetter für ihn, und wie sie sich rühren wollten, ist von ihrer hölzernen Lagerstatt tief in Pannonien drin kein Span mehr übrig geblieben, so hat die fränkische Landwehr drein gewettert . . .¹⁴⁵⁾ aber die Großen in der Heimat hat's gedrückt, daß nicht ein jeder der Herr der Welt sein kann; da hat's innerhalb des eigenen Raums probiert sein müssen — Aufruhr, Empörung und Reichsverrat, das schmeckt besser, den letzten von Karls Stamme, der des Weltreichs Zügel führte, haben sie abgesetzt — das Symbolum der Reichseinheit ist ein Bettelmann worden und muß ungeschmälzte Wasseruppen essen — nun, und eure Herren, denen der Bastard Arnulf und ihr eigener Uebermut lieber war, haben die Hunnen auf dem Rücken, und die alten Zeiten kommen wieder, wie sie schon der König Ekke malen ließ. Kennt Ihr das Bild im Mailänder Palast?

Dort war der römische Kaiser gemalt, wie er auf seinem Thron saß und die skythischen Fürsten ihm zur Füßen lagen; da kam der König Ekke des Wegs geritten und sah die Malerei lang an und lachte und sprach: Ganz recht; nur eine kleine Aenderung! Und er ließ dem Mann auf dem Thron sein eigen Antlitz geben, und die vor ihm knieten und die Säcke voll Zinsgold vor seinem Thron ausleerten, waren die römischen Cäsaren . . .¹⁴⁶⁾

Das Bild ist heut noch zu schauen . . .

Ihr denkt an alte Geschichten, sprach Ekkehard.

Alte Geschichten! rief der Greis: Für mich hat's seit vierzig Jahren nichts Neues gegeben als Not und Elend. Alte Geschichten! 's ist gut, wer sie noch weiß, daß er sehen kann, wie der Väter Sünden gerächt werden an Kind und Kindeskind. Wißt Ihr, warum der große Karl das einemal in seinem Leben geweint hat? Solange ich lebe, sind's Narrenpoffen, sprach er, da sie ihm der nordmännischen Seeräuber Ankunft meldeten, aber mich dauern meine Enkel!¹⁴⁷⁾

Noch haben wir einen Kaiser und ein Reich, warf Ekkehard ein.

Habt ihr noch einen? sprach der Greis und trank seinen Schluck sauern Sipplinger und schüttelte sich: Ich wünsch' ihm Glück. Die Ecksteine sind gesplittert, das Gebäu ist morsch.

Mit übermütigen Herren kann kein Reich bestehen; die gehorchen sollen, herrschen, und der herrschen soll, muß schmeicheln statt gebieten. Ich hab' von einem gehört, dem haben seine getreuen Untertanen den Tribut in Kieselsteinen statt in Silber geschickt, und der Kopf des Grafen, der ihn heischen sollte, lag dabei im Sack. Wer hat's gerächt?

Der Kaiser, sprach Ekkehard, zieht in Welshland zu Felde und erwirbt großen Ruhm.

O Welshland, Welshland! fuhr der Alte fort, das wird noch ein schlimmer Pfahl im deutschen Fleische werden. Jenes einemal hat sich der große Karl . . .

Den Gott segnen möge! fiel Rauching ein.

. . . einen blauen Dunst vormachen lassen. 's war ein schlimmer Tag, wie sie ihm in Rom die Krone aufsetzten, und hat keiner gelacht, wie der auf Petri Stuhl. Der hat uns nötig gehabt — aber was haben wir mit Welshland zu schaffen? Schaut hinaus: ist die Gebirgsmauer dort für nichts himmelan gebaut? Das jenseits gehört denen in Byzantium, und von Rechts wegen; griechische List wird dort eher fertig als deutsche Kraft; aber die Nachfolgenden haben nichts zu tun, als des großen Karl Irrtum ewig zu machen. Was er Vernünftiges gewiesen, haben sie mit Füßen getreten, in Ost und Nord war vollauf zu tun, aber nach Welshland muß gerannt werden, als säß' in den Bergen hinter Rom der große Magnetstein. Ich hab' oft darüber nachgedacht, was uns in die falsche Bahn gewiesen; — wenn's nicht der Teufel ist, kann's nur der gute Wein sein.¹⁴⁸⁾

Ekkehard war betrübt worden ob des Alten Reden. Der schien es zu merken. Laßt Euch nicht ansechten, was ein Begrabener sagt, sprach er zu ihm, wir in der Heidenhöhle machen's nicht anders, aber die Wahrheit hat schon manches Mal in Höhlen gehauft, wenn draußen der Anjinn mit großen Schritten durchs Land ging.

Ein Begrabener? sprach Ekkehard fragend.

Deshalb könnt Ihr doch mit ihm anstoßen, sprach der Alte scherzend. 's war nötig, daß ich vor der Welt gestorben bin, das Kopfwieh und die Schurken haben mich in Unehren gebracht. Braucht mich darum nicht so anzusehen, Mönchlein. Setzt Euch her auf die Steinbank, ich will Euch eine schöne Geschichte erzählen — Ihr könnt ein Lied zur Laute darüber machen . . .

Es war einmal ein Kaiser, der hatte wenig frohe Tage,

denn sein Reich war groß und er selber war dick und stark und das Kopfsweh plagte ihn, seit daß er auf dem Thron saß. Darum nahm er sich einen Erzkanzler, der war ein feiner Kopf und konnte mehr denken als sein Herr, denn er war dünn und hager wie eine Stange und hatte kein Kopfsweh. Und der Kaiser hatte ihn aus dunkler Herkunft emporgehoben, denn er war eines Hufschmieds Sohn, und erwies ihm Gutes und tat alles, was er ihm riet, und schloß sogar einen elendigen Frieden mit den Nordmännern, denn der Kanzler sagte ihm: das sei unbedeutend, er habe wichtigere Geschäfte, als sich um ein paar Seeräuber zu kümmern. Der Kanzler ging nämlich in selber Zeit zu des Kaisers Ehgemahlin und berückte ihr schwaches Herz und vertrieb ihr die Zeit mit Saitenspiel und ließ nebenbei der edlen Mennschen Töchter entführen und verschwor sich mit seines Kaisers Widersachern. Und wie dieser endlich einen Reichstag ausschrieb, um der Not zu steuern, stund sein hagerer Kanzler dort unter den ersten, die wider ihn sprachen; mit neque enim begann er seine Rede und bewies, sie müßten ihn absetzen; und sprach so giftig und schlangenkflug gegen den Nordmännerfrieden, den er selber geschlossen, daß sie alle von ihrem rechtmäßigen Herrn abfielen wie welke Blätter, wenn der Herbstwind die Wipfel schüttelt. Und sie schrien, die Zeit des Dicken sei vorbei und setzten ihn ab, mit dreifacher Krone auf dem Haupt war der Kaiser in Tribur eingeritten, wie er von dannen zog, nannte er nichts Mehres sein, als was er auf dem Leibe trug, und saß zu Mainz vor des Bischofs Pfalz und war froh, da sie ihm eine Suppe zum Schieberfenster hinauszureichten.

Der brave Kanzler hat Luitward von Bercelli geheissen — Gott lohn' ihm seine Treue nach Verdienst und der Kaiserin Richardis auch und allen zusamm!¹⁴⁹⁾

Wie sie aber im Schwabenland sich des Verstorbenen erbarmten und ihm ein notdürftig Gütlein schenkten, sein Leben zu fristen, und wie sie daran dachten, mit Heeresmacht für sein gekränktes Recht zu streiten, da sandte der Luitward auch noch Mörder wider ihn. 's war eine schöne Nacht im Reidinger Hofe, der Sturm brach die Nester im Forst und die Fensterladen klapperten, der abgesetzte Kaiser konnte vor Kopfsweh nicht schlafen und war auf das Dach gestiegen, daß ihm der Sturm Kühlung zulasse: da brachen sie ein und sahten auf ihn. 's ist ein anmutig Gejühl, sag' ich Euch, mit schwerem Haupt auf kaltem Dach zu

sigen und zuhören, wie sie drunten bedauern, einen nicht strangulieren und am Ziehbrunnen aufknüpfen zu können . . .

Wer das erlebt hat, der tut am besten, er stirbt.

Und der dicke Meginhart zu Meidingen war grad zu rechter Zeit vom Baum herab zu Tod gefallen, daß man ihn auf den Schragen legen konnt' und im Land verkünden, der abgesezte Kaiser sei des Todes verblichen. Es soll ein schöner Leichenzug gewesen sein, wie sie ihn in die Reichenau trugen; der Himmel tat sich auf, ein Lichtstrahl fiel auf die Bahre, und sie haben eine rührende Leichenrede gehalten, da sie ihn einsetzten rechts vom Altar: „daß er seiner Würden entblößt und seines Reiches beraubt ward, war eine Fügung des Himmels, ihm zur Läuterung und Probe, und da er's geduldig trug, steht zu hoffen, daß ihn der Herr mit der Krone des ewigen Lebens für die belohnt, die er hienieden verloren . . .“ so predigten sie in der Klosterkirche¹⁵⁰⁾ und wußten nicht, daß in derselben Stunde der, den sie zu begraben meinten, mit Sack und Pack und einem Fluch auf die Welt in der Einsamkeit der Heidenhöhlen einzog.

Der Greis lachte: Hier ist's sicher und ruhig, um an alte Geschichten zu denken; stoßt an: die Toten sollen leben! Und der Luitward ist doch betrogen; wenn sein Kaiser auch einen alten Hut trägt statt güldenem Reif und Sipplinger trinkt statt goldigem Rheinwein, so lebt er doch noch: dieweil die Hageren und ihr ganzes Geschlecht vom Tode gerafft sind. Und die Sterne werden ihr Recht behalten, in denen bei seiner Geburt gelesen ward, daß er im Tosen der Reiterschlacht aus der falschen Welt abscheiden werde. Die Hunnen kommen . . . komm bald auch, zu fröhlich Ende!

Ekkehard hatte mit Spannung zugehört. Herr! wie wunderbar sind deine Wege! rief er. Er wollte vor ihm niederknien und seine Hand küssen, der Alte litt's nicht: Das gilt alles nicht mehr! nehmt Euch ein Beispiel . . .

Deutschland hat Euch und Eurem Stamm große Unbill angetan . . . wollte Ekkehard trösten.

Deutschland! sprach der Alte, ich bin ihm nicht gram, mög' es gedeihen und blühen, von keinem Feinde bedrät, und einen Herrscher finden, der's zu Ehren bringt und kein Kopfweg hat, wenn die Nordmänner wieder kommen, und keinen Kanzler, der Luitward von Bercelli heißt. Nur die, die seine Kleider

unter sich geteilt und das Loß um sein Gewand geworfen —
 Wöge der Himmel strafen mit Feuer und schwefligem Regen! ¹⁵¹⁾ sprach Rauching im Hintergrund.

Welchen Bescheid bring' ich meiner Herrin von Euch? fragte Ekkehard, nachdem er seinen Becher geleert.

Von wegen der Hunnen? sagte der Greis. Ich glaube, das ist einfach. Sagt Eure Herzogin, sie soll in den Wald gehen und sehen, wie es der Fgel macht, wenn ihm ein Feind zu nahe kommt. Er rollt sich auf wie eine Kugel und starrt in Stacheln, wer nach ihm greift, sticht sich. Das Schwabenland hat Lanzen genug. Macht's ebenso. Euch Mönchen kann's auch nicht schaden, wenn ihr den Spieß tragt.

Und wenn Eure Herrin noch mehr wissen will, so sagt ihr den Spruch, der in der Heidenhöhle gilt. Rauching, wie heißt er?

Zwei Mannslängen vom Leib, oder wir schlagen euch die Schädel entzwei! ergänzte der Gefragte.

Und wenn von Frieden die Rede ist, so sagt ihr, der Alte in der Heidenhöhle hätt' einmal einen schlechten geschlossen, er tät's nicht wieder, trotzdem ihn sein Kopfweh noch plagt wie damals; er wollt' igt lieber selber seinen Gaul satteln, wenn die Schlachtdrommeten blasen — leßt eine Messe für ihn, wenn Ihr seinen letzten Ritt überlebt.

Der Alte hatte gesprochen mit seltsamer Lebendigkeit. Plötzlich stockte die Stimme, sein Atem ward kurz, fast stöhnend, er neigte sein Haupt. Es kommt wieder! sprach er.

Rauching, der Dienstmann, sprang ihm bei und brachte einen Trunk Wassers. Die Beklemmung ließ nicht ab.

Wir müssen das Mittel anwenden, sprach Rauching. Er wälzte aus der Höhlentiefe einen schweren Steinblock vor, von eines Mannes Höhe, der trug Spuren von Bildhauerwerk; sie hatten ihn in der Höhle als unerklärtes Denkmal früherer Bewohner vorgefunden. Er stellte ihn aufrecht an die Felswand; es war, als sei eines Menschen Haupt dran angedeutet und eine Bischofsmitra. Und Rauching griff einen gewaltigen knorrigen Stock und gab dem Alten einen zu Handen und begann auf das Steinbild einzudreschen und sprach einen Spruch dazu, langsam und ernst wie eine Vitanei: Luitward von Bercessi: Reichsverräter, Ehebrecher, neque enim! Nonnenräuber, Mächterschleicher, neque enim! . . . Dicht fielen die Streiche, da

legte sich ein Lächeln um des Alten welcke Züge, er erhob sich und schlug mit matten Armen ebenfalls drauf.

Es steht geschrieben: ein Bischof muß tabellos sein, sprach er in Rauchings Ton, — das für den Nordmänner-Frieden! das für der Kaiserin Richardis Verführung, neque enim! Das für den Reichstag zu Tribur, das für Arnulfs Kaiserwahl! neque enim!!

Die Höhle widerhallte vom dumpfen Klang; fest stand das Steinbild im Hagel der Schläge, dem Alten ward's leicht und leichter, er hieb sich warm am alten Haß, der ihm seit Jahren ein dürstig Leben fristete.

Eckehard verstand den Hergang nicht ganz. Es ward ihm unheimlich. Er empfahl sich und ging.

Habt wohl schöne Kurzweil gefunden beim alten Narren droben, sprach der Meier von Sernatingen zu ihm, da er sein Roß gesattelt vorführte: vermeint er immer noch, er hab' eine Krone verspielt und ein Reich? Ha ha!¹⁵²⁾

Eckehard ritt von dannen. Im Buchwald sproßte das junge Grün des nahenden Frühlings. Ein jugendlicher Mönch aus der Reichenau ging deselben Weges. Red, wie Wassentlirren, tönte sein Sang durch die Waldeinsamkeit:

„O tapf're junge Landeskraft, nun halt dich brav!

Mit Wächterruf und Feldgeschrei verscheuch den Schlaf,

Und mach die Rund zu jeder Stund um Tor und Turm!

Der Feind ist klug und schleicht mit Trug heran zum Sturm.

Von Wall und Zinnen schalle laut dein: Halt werda!

Das Echo widerhalle: eia vigila!!“¹⁵³⁾

Es war das Lied, das die Nachtwachen zu Mutina in Welshland sangen, da der Hunnen Heer vor der Bischofsstadt lag. Der Mönch hatte selber vor drei Jahren dort Schildwache gestanden am Tor des heiligen Geminianus und kannte das Zischen der hunnischen Pfeile: wenn die Ahnung neuen Kampfes durch die Luft zieht, fallen einem die alten Lieder wieder ein. —



Zwölftes Kapitel.

Der Hunnen Heranzug.

Der Alte hat recht, sprach Frau Hadwig, als ihr Ekkehard Bericht von seiner Sendung Erfolg erstattete. Wenn der Feind droht, rüsten; wenn er angreift, auß Haupt schlagen, das ist so einfach, daß man eigentlich keinen drum zu fragen braucht. Ich glaube, das viele Bedenken und Erwägen hat der böse Feind als Unkraut auf die deutsche Erde gestreut. Wer schwankt, ist dem Fallen nah, und wer's zu sein machen will, der gräbt sich selbst sein Grab: Wir rüsten!

Die bewegte und bald gefährliche Lage schuf der Herzogin eine freudige Stimmung: so ist die Forelle wohlgenut im rauschenden Gießbach, der über Fels und Trümmer schäumt, im stillen Wasser verkommt sie. Und Beispiel fester Entschlossenheit oben ist nie vergeblich. Da trafen sie ihre Vorbereitung zum Empfang des Feindes. Vom Turm des hohen T Wiel wehte die Kriegsfahne¹⁵⁴) weit ins Land hinaus; durch Wald und Feld bis an die fernsten in den Talgründen versteckten Meierhöfe klang das Heerhorn, die Mannen aufzubieten; nur Armut befreite von Kriegspflicht. Wer mehr als zwei Mansen Land sein eigen nannte, ward befehligt, beim ersten Ruf in Wehr und Waffen sich zu stellen. Der Hohentwiel sollte der Sammelplatz sein, ihn hatte die Natur dazu gefestet. Boten durchflogen das Hegau. Das Land hub an, sich zu rühren; hinten im Tannwald standen die Köhler beisammen, den schweren Schürhaken schwang einer überm Haupt wie zum Einhauen. Es tut sich! sprach er, ich geh' auch mit!

An die Türen der Pfarrherren, der Alten und Bresthaften ward angeklopft; wer nicht ausziehen kann, soll beten; an alle Ufer des Sees ging die Kunde, auch hinüber nach Sankt Gallen.

Auf die friedliche Insel Reichenau ging Ekkehard; die Herzogin gebot's. Der Gang wär' ihm sauer gefallen, hätt' es sich um anderes gehandelt. Er brachte dem gesamten Kloster die Einladung auf den hohen T Wiel für die Zeit der Gefahr.

Dort war schon alles in Bewegung. Beim Springbrunnen

im Klostergarten ergingen sich die Brüder; es war ein linder Frühlingstag, aber keiner dachte ernsthaft dran, sich des blauen Himmels zu freuen, sie sprachen von den bösen Zeiten und ratschlagten; es wollt' ihnen schwer einleuchten, daß sie aus ihren stillen Mauern ausziehen sollten.

Der heilige Marcus, hatte einer gesagt, wird seine Schutzbefohlenen schirmen und den Feind mit Blindheit schlagen, daß er vorbeireitet, oder das Grundgewelle des Bodensees aufschäumen lassen, daß es ihn verschlinge wie das Rote Meer die Aegyptier.

Aber der alte Simon Bardo sprach: Die Rechnung ist nicht ganz sicher, und wenn ein Platz nicht sonst mit Turm und Mauern umwallt ist, bleibt Abziehen räthlicher. Wo aber noch eines Schillings Wert zu finden ist, da reitet kein Hunne vorbei; legt einem Toten ein Goldstück aufs Grab, so wächst ihm noch die Hand aus der Erde und greift danach.

Heiliger Birminius! klagte der Bruder Gärtner, wer soll den Kraut- und Gemüsgarten bestellen, wenn wir fort müssen? Und die Hühner? sprach ein anderer, dessen teuerste Kurzweil in Pflege des Hühnerhofes bestund, haben wir die drei Duzend welsche Hahnen für den Feind ankaufen müssen?

Wenn man ihnen einen eindringlichen Brief schriebe, meinte ein dritter; sie werden doch keine solche Unmenschen sein, Gott und seine Heiligen zu kränken.

Simon Bardo lächelte. Wird ein Lämmerhirt, sprach er mitleidig, und trink einen Absud vom Kraut Camomilla, der du den Hunnen eindringliche Briefe schreiben willst. O, daß ich meinen alten Oberfeuerwerker Redrenos mit über die Alpen gebracht! Da wollten wir ein Licht wider den Feind ausgehen lassen, schärfer als der milde Mondschein über dem Krautgärtlein, der dem seligen Abt Walafrid¹⁵⁵⁾ so weiche Erinnerungen an seine Freundin in der Seele wach rief. Dort an der Landzunge ein paar Schiffe versenkt, hier am Hafensplatz desgleichen, — und mit den langen Brandröhren den Uferplatz bestrichen: hei, wie würden sie auseinanderstieben, wenn's durch die Luft flöge wie ein feuriger Drache und seinen Naphtabrandregen aussprühte! Aber was weiß euer einer von griechischem Feuer?!¹⁵⁶⁾ O Redrenos, Feuerwerker Redrenos!

Ekkehard war ins Kloster eingetreten. Er fragte nach dem Abt. Ein dienender Bruder wies ihm dessen Gemächer. Er war nicht drinnen und auch anderwärts nicht zu finden.

Er wird in der Rüstammer sein, sprach ein Mönch im Vorübergehen zu ihnen. Da führte der dienende Bruder Ekkehard in die Rüstammer; sie war auf dem hohen Klosterspeicher, viel Harnisch und Gewaffen lag droben aufgehäuft, mit denen das Kloster seine Kriegersleute zum Heerbann ausstattete.

Abt Bazmann stand drin, eine Staubwolke verhüllte ihn dem Blick der Eintretenden, er hatte die Rüstungen von den Wänden abnehmen lassen und gemustert. Staub und Rost waren Zeuge, daß sie lange Ruhe gehabt. Beim Mustern hatte der Abt schon an sich selber gedacht; sein Obergewand lag ausgezogen vor ihm, der blonde Klosterschüler hatte ihm einen Ringpanzer umgeworfen, er reckte seine Arme, ob er ihm fest und bequemlich siße.

Tretet näher! rief er Ekkehard zu, andere Zeiten, anderer Empfang!

Ekkehard teilte ihm der Herzogin Aufforderung mit.

Ich hätt' selber auf dem hohen Tziel drum nachgesucht, wenn Ihr nicht gekommen wäret, sprach der Abt. Er hatte ein lauges Schwert ergriffen und schlug einen Lusthieb, daß Ekkehard etliche Schritte zurückwich; dem scharfen Pfeifen der Luft war zu entnehmen, daß es nicht der erste, den er in seinem Leben führte.

's wird Ernst, sprach er. Zu Altdorf im Schussental sind sie schon eingekehrt; bald wird sich die Flamme von Lindau im See spiegeln. Wollt Ihr Euch auch einen Harnisch auslesen? Der mit dem Wehrgehent dort fängt Stich und Hieb so gut wie das feinste Rothemd, das je eine Jungfrau spann.

Ekkehard dankte. Der Abt stieg mit ihm aus der Rüstammer hinunter. Der Ringelpanzer behagte ihm, er warf die braune Kapuze drüber um; so trat er in den Garten unter die zagenden Brüder wie ein Riese des Herrn.¹⁵⁷⁾

Der heilige Marcus ist heut nacht vor mein Lager getreten, rief der Abt; nach dem hohen Tziel hat er gedeutet; dorthin wollen meine Gebeine, daß keines Heiden Hand sie entweihe. Auf und rüstet euch! In Gebet und Gottvertrauen hat seither eure Seele den Kampf mit dem bösen Feind gekämpft, jetzt sollen eure Fäuste weisen, daß ihr Kämpfer seid. Denn die da kommen, sind Söhne der Teufel; Uraunen und Dämonen in afischer Wüste haben sie erzeugt; Teufelswerk ist ihr Treiben, zur Hölle werden sie zurückfahren, wenn ihre Zeit um!¹⁵⁸⁾

Da ward auch dem sorglosesten der Brüder deutlich, daß eine

Gefahr im Anzug. Beifällig Murmeln ging durch die Reihen, sie waren von Pflege der Wissenschaft noch nicht so weich gemacht, daß ihnen ein Kriegszug nicht als löbliche Abwechslung erschienen wäre.

An einen Apfelbaum gelehnt stand Rudimann, der Kellermeister, bedenkliche Falten auf der Stirn. Eckehard ersah ihn, schritt auf ihn zu und wollte ihn umarmen als Zeichen, daß gemeinsame Not alten Zwist ausebne. Rudimann aber winkte ihm ab: Ich weiß, was Ihr wollet! — Aus dem Saum seiner Kutte zog er einen groben härenen Faden, warf ihn auf die Erde und trat darauf. Solang ein hunnisch Roß die deutsche Erde stampft, sprach er, soll alle Feindschaft aus meinem Herzen gerissen sein, wie dieser Faden aus meinem Gewand; ¹⁵⁹⁾ überleben wir den Streit, so mag's wieder eingefädelt werden, wie sich's geziemt!

Er wandte sich und schritt nach seinem Keller zu wichtiger Arbeit. In Reih und Glied lagen dort den hochgewölbten Raum entlang die Stückfässer als wie in Schlachtordnung, und keines klang hohl, so man anklopfte. Rudimann hatte etliche Maurer bestellt; jetzt ließ er einen Vorplatz, wo sonst Kraut und Frucht bewahrt lag, herrichten, als wär' das der Klosterkeller; zwei Fäßelein und ein Faß pflanzten sie drin auf. Findet der Feind gar nichts vor, so schöpft er Verdacht, also hatte der Kellermeister bei sich überlegt, — und wenn die Sipplinger Auslese, die ich preisgebe, ihre Schuldigkeit tut, wird manch ein hunnischer Mann ein böß Weiterreiten haben.

Schon hatten die Werkleute die Quadersteine gerichtet zu Vermauerung der inneren Kellertür, — noch einmal ging Rudimann hinein; aus einem verwitterten Faß zapfte er sein Krüglein und leerte es wehmütig; dann faltete er die Hände wie zum Gebet. Behüt dich Gott, roter Meersburger! sprach er. Eine Träne stund in seinen Augen . . .

Rühriges Treiben ging allenthalben durchs Kloster. In der Rüstkammer wurden die Waffen verteilt, es waren viel Häupter und wenig Helme, der Vorrat reichte nicht. Auch war viel Lederwerk zerfressen und mußte erst geslickt werden.

In der Schatzkammer ließ der Abt die Kostbarkeiten und Heiligtümer verpacken: viel schwere Truhen wurden gefüllt, das güldne Kreuz mit dem heiligen Blut, die weiße Marmorurne, aus der einst die Hochzeitgäste in Cana den Wein schöpften,

Reliquiensärge, Abtsstab, Monstranz — alles ward sorglich eingetan und auf die Schiffe verbracht. Sie schleppten auch den schweren und durchsichtig grünen Smaragd bei, achtundzwanzig Pfund wog er. Den mögt ihr zurücklassen, sprach der Abt.

Das Gastgeschenk des großen Kaisers Karl? des Münsters seltenstes Kleinod, wie keines mehr in den Tiefen der Gebirge verborgen ruht? fragte der dienende Bruder.

Ich weiß einen Glaser in Venezia, der kann einen neuen machen, wenn diesen die Hunnen fortschleppen,¹⁶⁰⁾ erwiderte leicht hin der Abt.

Sie stellten das Juwel in den Schrank zurück.

Noch war's nicht Abend worden, da stund alles zum Abzug bereit. Der Abt hieß die Brüder im Hofe zusammentreten, sämtliche erschienen bis auf einen. Wo ist Heribald? frug er.

Heribald war ein frommer Bruder, dessen Wesen schon manchem den Ernst auf der Stirn in Heiterkeit verwandelte.¹⁶¹⁾ In jungen Tagen hatte ihn die Amme einmal aufs Steinpflaster fallen lassen, davon war ihm ein gelinder Blödsinn zurückgeblieben, eine „Kopfsinnierung“, aber er war guten Herzens und hatte an Gottes schöner Welt seine Freude, so gut wie ein Geistesgewaltiger.

Da gingen sie, den Heribald zu suchen.

Er war auf seiner Zelle. Die gelbbraune Klosterkage schien ihm ein Leides zugesügt zu haben, er hatte ihr den Strick, der sein Gewand zusammenhalten sollte, um den Leib geschnürt und sie an einen Nagel an seines Gemaches Decke aufgehängt; in die leere Luft herab hing das alte Tier, das schrie und miaute betrüblich, er aber schaukelte es sänftlich hin und her und sprach lateinisch mit ihm.

Vorwärts, Heribald! riefen die Genossen, wir müssen die Insel verlassen.

Fliehe, wer will! sprach der Blödsinnige, Heribald flieht nicht mit.

Sei brav, Heribald, und folg uns! der Abt hat's anbefohlen.

Da zog Heribald seinen Schuh aus und hielt ihn den Brüdern entgegen. Der Schuh ist schon im vorigen Jahr zerrissen, sprach er, da ist Heribald zum Camerarius gegangen; gib mir mein jährlich Leder, hat Heribald gesagt, daß ich mir ein Paar Schuhe anfertige, da hat der Camerarius gesagt: Tritt du deine Schuhe nicht krumm, so werden sie nicht reißen — und hat das Leder

geweigert, und wie Heribald den Camerarius beim Abt verklagt, hat ihm der gesagt: Ein Narr, wie du, kann barfuß laufen! Jetzt hat Heribald kein ordentlich Fußwerk und mit zerrissenen geht er nicht unter fremde Leute¹⁶²⁾ . . .

Solchen Gründen war keine stichhaltige Widerlegung entgegenzusetzen. Da umschlangen ihn die Brüder mit starkem Arm, ihn hinabzutragen; im Gang aber riß er sich los und schloß mit Windezeile hinab in die Kirche und die Treppen hinauf, die auf den Kirchturm führten. Zu oberst setzte er sich fest und zog das hölzerne Stieglein empor; es war ihm nimmer beizukommen.

Sie erstatteten dem Abte Bericht. Laßet ihn zurück, sprach der Abt, über Kinder und Thoren wacht ein besonderer Schutzengel.

Zwei große Lädinen lagen am Ufer, die Abziehenden aufzunehmen: wohlgerüstete Schiffe mit Ruder und Segelbaum. In kleinen Rähnen hatten sich des Klosters dienende Leute und was sonst noch auf der Reichenau hauste, mit Hab und Gut eingeschifft; es war ein wirres Durcheinander.

Ein Rachen voll von Mägden und befehligt von Kerhilbis, der Obermagd, war bereits abgefahren; sie wußten selber nicht wohin, aber die Furcht war diesmal größer als die Neugier, die Schnurrbärte fremder Reiterzmänner zu sehen.

Jetzt zogen die Klosterbrüder heran; es war ein seltsamer Anblick: die meisten in Wehr und Waffen, Litanei betend andere, den Sarg des heiligen Marcus tragend, der Abt mit Ekkehard und den Böglingen der Klosterschule — betrübt schauten sie noch einmal nach der langjährigen Heimat, dann stiegen sie zu Schiffe.

Wie sie aber in den See ausfuhren, huben alle Glocken an zu tönen, der blödsinnige Heribald läutete ihnen den Abschiedsgruß; dann erschien er auf den Zinnen des Münsterturmes. Dominus vobiscum! rief er mit starker Stimme herab und in gewohnter Weise antwortete da und dort einer: Et cum spiritu tuo!

Ein scharfer Luftzug kräufelte die Wellen des Sees. Erst vor kurzem war er aufgefroren, noch schwammen viel schwere Eisblöcke drin herum und die Schiffe hatten große Mühe, sich durchzuarbeiten.

Geduckt saßen die Mönche, die den Sarg des heiligen Marcus hüteten, etlichemal schlug die Woge zu ihnen herein, aber aufgerichtet und fest stand Abt Wazmanns hohe Gestalt, die Kapuze flatterte im Winde.

Der Herr geht vor uns her, sprach er, wie er in der Feuerfünke vor dem Volk Israel ging; er ist mit uns auf der Flucht, er wird mit uns sein auf fröhlicher Rückkehr! . . .

In heller Mondnacht stieg der Reichenauer Mönche Schar den Berg Hohentwiel hinauf. Für Unterkunft war gesorgt. In der Burg Kirchlein stellten sie den Sarg ihres Heiligen ab: sechs der Brüder wurden zu Wacht und Gebet bei ihm befehligt.

Der Hofraum ward in den nächsten Tagen zum fröhlichen Heerlager. An aufgebotenen Dienstmännern lagen schon etliche hundert oben, der Reichenauer Zuzug brachte einen Zuwachs von neunzig streitbaren Männern. Emsig ward geschafft an allem, was des baldigen Kampfes Notdurft heischte. Schon eh' die Sonne aufstieg, weckte der Schmiede Gehämmer die Schläfer. Pfeile und Lanzenspitzen wurden gefertigt; beim Brunnen im Hofe stand der große Schleifstein, dran westen sie die rostigen Klingen. Der alte Korbmacher von Weiterdingen war auch heraufgeholt worden, der saß mit seinem Buben unter der Linde, die langen, zu Schilden zugeschnittenen Bretter übersponnen sie mit starkem Flechtwerk von Weidengezweig, dann ward ein gegerbtes Fell darüber genagelt: der Schild war fertig. Am lustigen Feuer saßen andere und goßen Blei in die Formen zu spitzem Wurfgeschöß für die Schleuder, — eschene Knittel und Keulen wurden in den Flammen gehärtet.¹⁶³⁾ Wenn der an eines Heiden Schädel anklopft, sprach Rudimann und schwang den Prügel, so wird ihn aufgetan!

Wer früher schon im Heerbann gedient, sammelte sich um Simon Bardo, den griechischen Feldhauptmann. Zu euch nach Deutschland muß einer gehen, wenn er seine greisen Tage in Ruhe verleben will, hatte er scherzend zur Herzogin gesagt. Der Waffenlärm aber stärkte sein Gemüt wie alter Rheinwein und richtete ihn auf; mit scharfer Sorge ließ er die Unerfahrenen sich in den Waffen üben, des Burghofs Pfaster widerhallte vom schweren Schritt der Mönche, die in geschlossenen Reihen des Speerangriffs unterwiesen wurden. Wände könnt' man mit euch einrennen, sprach der Alte Beifall nickend, wenn ihr einmal warm geworden seid.

Wer von den Jüngern eines sichern Auges und beweglicher Knochen sich erfreute, ward den Pfeilschützen zugeteilt. Fleißig übten sie sich. Heller Jubel klang einmal von des Hofes anderem Ende zu den Speerträgern herüber: das lose Volk hatte einen

Strohmann angefertigt, eine Krone von Eulensehern im Haupt, eine sechszählige Peitsche in der Hand, einen roten Lappen in Herzform auf der Brust, war er ihre Zielscheibe.

Der Hunnen König Egel, riefen die Schützen, wer trifft ihn ins Herz?

Spottet nur, sprach Frau Hadwig, die vom Balkon herab zuschaute; hat ihn auch in schlimmer Brautnacht der Schlag darnieder gestreckt, so geht sein Geist fort und fort mächtig durch die Welt; die nach uns kommen, werden noch an ihm zu beschwören haben.

Wenn sie nur auch so scharf auf ihn schießen, wie die da unten! sagte Pragedis — und Halloruf klang vom Hofe herauf, der Strohmann wankte und fiel, ein Pfeil hatte das Herz getroffen.

Ekkehard kam in den Saal herauf. Er war wacker mitmarschirt, sein Antlitz glühte, der ungewohnte Helm hatte einen roten Streif auf der Stirn zurückgelassen. In der Erregung des Tages vergaß er seine Lanze draußen abzustellen. Mit Wohlgefallen sah Frau Hadwig auf ihn; es war nicht mehr der zage Lehrer der Grammatik . . . Er neigte sich vor seiner Gebieterin. Die Reichenauer Mitbrüder im Herrn, sprach er, lassen melden, daß sich Durst in ihren Reihen eingestellt.

Frau Hadwig lachte. Laßt eine Tonne kühlen Bieres im Hof aufstellen; bis die Hunnen wieder heimgejagt sind, soll unser Kellermeister keine Klage über Verschwinden seiner Fässer führen.

Sie deutete auf das stürmische Treiben im Burghof.

Das Leben bringt doch mannigfachere Bilder als alle Poeten, sprach sie zu Ekkehard; — auf solchen Wandel der Dinge wart Ihr nicht vorbereitet?

Aber Ekkehard ließ seinem teuren Virgilius nicht zu nahe treten.

Erlaubet, sprach er, auf seinen Speer gelehnt, es steht alles wortgetreu in der Aeneis vorgezeichnet, als wenn es nichts Neues unter der Sonne geben sollt! Würdet Ihr nicht glauben, Virgilius sei hier auf dem Söller gestanden und habe hinabgeschaut ins Getümmel, wie er vom Beginn des Krieges in Latium sang:

„Dort wird gehöhlt dem Haupte der Schirm — dort flechten sie wölbend

Weidener Schilde Verband — dort ziehn sie den ehernen Harnisch, Dort hellblinkende Schienen aus zähem Silber gehämmert. Sichel und Schar wird jezo entbehrt, und die Liebe des Pfluges Weicht — um schmiedet die Esse verrostete Klingen der Väter. Hornruf schmettert durchs Land und es geht die kriegerische Lösung.“¹⁶⁴⁾

Das paßt freilich gut, sprach Frau Hadwig. Könnt Ihr auch den Gang des Streitens aus Eurem Heldenbuche vorher-sagen? wollte sie noch fragen, aber in Zeiten des Durchein-ander ist nicht gut über Dichtungen sprechen. Der Schaffner war eingetreten. Das Fleisch sei aufgezehrt bis auf den letzten Bissen, lautete sein Bericht, ob er zwei Ochsen schlachten dürfe . . .

Nach wenig Tagen war Simon Bardos Mannschaft so ge-schult, daß er sie der Herzogin zur Musterung vorführen konnte. Es war auch Zeit, daß sie ihre Zeit nutzten; schon waren sie die verfllossene Nacht aufgestört worden, eine helle Röte stand am Himmel fern überm See, wie eine feurige Wolke hielt sich das Brandzeichen etliche Stunden lang, es mochte weit in Helvetien drüben sein. Die Mönche stritten miteinander; es sei eine Er-scheinung am Himmel, sagten die einen, ein feuriger Stern zur Warnung der Christenheit. Es brennt im Rheintal, sprachen andere: ein Bruder, der mit feinerer Nase begabt war, behaup-tete sogar den Brandgeruch zu spüren. Erst lang nach Mitter-nacht erlosch die Röte.

Auf des Berges südlichem Abhang war eine mäßig weite Halde, die ersten Frühlingsblumen blühten drauf, in den Tal-mulden lag noch alter Schnee; das sollte der Platz der Musterung sein. Hoch zu Rosse saß Frau Hadwig, bei ihr hielten wohl-gerüstet etliche Edelknechte, die zum Aufgebot gestoßen waren, der von Randegg, der von Hoewen und der dürre Fridinger; der Reichenauer Abt saß stolz auf seinem Zelter, ein wohlberittener Mann Gottes; ¹⁶⁵⁾ Herr Spazzo, der Kämmerer, bemühte sich, es ihm an Haltung und Bewegung gleich zu tun, denn sein Gebaren war vornehm und ritterlich. Auch Eckehard sollte die Herzogin begleiten, es war ihm ein Roß vorgeführt worden; allein er hatte es abgelehnt, daß kein Reid entstünde unter den Mönchen.

Jetzt tat sich das äußere Burgtor knarrend auf, und die Scharen zogen herab. Voraus die Bogen- und Armbrustschützen,

lustige Klänge erschallten, ernsten Antlitzes schritt Audifag als Sackpfeifer mit den Hornisten, in geschlossenem Zug ging's vorbei. Dann ließ Simon Bardo ein Signal blasen, da lösten sich ihre Glieder und schwärmten aus wie ein wilder Wespen-schwarm und hielten Busch und Hecken besetzt.

Dann kam die Kohorte der Mönche, festen Schrittes, in Helm und Harnisch, die Kutte darüber, den Schild auf dem Rücken, den Spieß gefälßt: eine sturmgewaltige Schar; hoch flatterte ihr Fähnlein: ein rotes Kreuz im weißen Feld. Pünktlich marschierten sie, als wär' es seit Jahren ihr Handwerk — bei starken Menschen ist auch die geistige Zucht gute Vorübung zum Kriegerstand. Nur einer am linken Flügel vermochte nicht Schritt zu halten, seine Lanze ragte uneben aus der geraden Reihe der andern. 's ist nicht seine Schuld, sprach Abt Wazmann zur Herzogin, er hat in Zeit von sechs Wochen ein ganz Meßbuch abgeschrieben, da slog ihm der Schreibkrampf in die Finger.

Ekkehard schritt auf dem rechten Flügel; wie sie an der Herzogin vorüber kamen, traf ihn ein Blick aus den leuchtenden Augen, der kaum der ganzen Schar gegolten.

In drei Haufen folgten die Dienstmänner und aufgebotenen Heerbannleute; mächtige Stierhörner wurden geblasen, seltsam Rüstzeug kam zum Vorschein, manch ein Waffenstück war schon in den Feldzügen des großen Kaisers Karl eingeweiht worden, mancher aber trug einen mächtigen Knittel und sonst nichts.

Herr Spazzo hatte indes scharfen Auges in das Thal hinunter geschaut. 's ist gut, daß wir gerade beisammen sind, ich glaub, 's gibt Arbeit! sprach er und deutete hinüber in die Tiefe, wo die Dächer des Weilers Hilzingen hinter hügeligen Gründen aufstiegen. Ein dunkler Streif zog sich heran . . . Da hieß Herr Simon Bardo seine Heerschar halten und spähte nach der Richtung. Das sind keine Hunnen, sie kommen unberitten. Zu größerer Fürsicht aber hieß er seine Bogenschützen den Abhang des Berges besetzen.

Aber wie der fremde Zug näher rückte, ward auch in ihren Reihen des heiligen Benedikt Ordensgewand sichtbar, ein güldnen Kreuz ragte als Standarte aus den Lanzen, Kyrie eleison! klang ihre Litanei den Berg herauf . . . Meine Brüder! rief Ekkehard, da lösten sich die Glieder der Reichenauer Kohorte, sie rannten den Berg hinunter mit stürmischem Jubelschrei — wie sie aneinander waren, überall freudiges Umarmen: Wieder-

sehen in Stunde der Gefahr ringt dem Herzen ein fröhlicher Sauchzen ab denn sonst.

Arm in Arm mit den Reichenauern stiegen die fremden Gäste den Berg empor, ihren Abt Eralo an der Spitze; auf schwerfälligem Ochsenwagen in der Nachhut führten sie den blinden Thieto mit. Gott zum Gruß, erlauchte Frau Base, sprach Abt Eralo und neigte sich vor ihr; wer hätt' vor eines halben Jahres Frist gedacht, daß ich mit dem gesamtten Kloster Euren Besuch erwidern würde? Aber der Gott Israels spricht: ausziehen laß mein Volk, auf daß es mir getreu bleibe!

Frau Hadwig reichte ihm bewegt vom Rosse herab die Hand. Zeiten der Prüfung! sprach sie. Seid willkommen!

Verstärkt durch die neuen Ankömmlinge zog die Hohenwieweler Heerschar in der Burg schirmende Mauern zurück. Praxedis war in den Hof heruntergestiegen. Bei der Linde stand sie und schaute auf die einziehenden Männer; schon waren die von Sankt Gallen alle im Hofraum versammelt, unverwandt schaute sie nach dem Thor, als müsse noch einer nachkommen; doch der, den ihr Blick suchte, war nicht unter denen, die da kamen.

In der Burg ging es an ein Einrichten und Unterbringen der Gäste. Der Raum war spärlich gemessen. Im runden Hauptturm war eine lustige Halle, dort wurde mit aufgeschüttetem Stroh für notdürftig Nachtlager gesorgt. Wenn das so fortgeht, hatte der Schaffner gebrummt, der bald nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, so haben wir bald die ganze Pfaffheit Europas auf unserem Fels beisammen.

Küche und Keller gaben, was sie hatten.

Unten saßen Mönche und Kriegsleute bei lärmender Mahlzeit. Frau Hadwig hatte die beiden Aebte und wer von edlen Gästen sich bei ihr eingesunden, in ihrem Saale vereinigt; es war viel zu besprechen und zu beraten, ein Summen und Schwirren von Frag' und Antwort.

Da erzählte Abt Eralo die Geschicke seines Klosters.¹⁶⁶⁾

Diesmal, sprach er, ist uns die Gefahr schier übers Haupt gewachsen. Kaum ward von den Hunnen gesprochen, so tönte der Boden schon vom Hufe ihrer Rosse. Ist galt's. Die Klosterschule hab' ich in die feste Verschanzung von Wasserburg geschickt, Aristoteles und Cicero werden eine Zeitlang Staub ansetzen, die Jungen mögen Fische im Bodensee fangen, wenn's

nicht noch schärfere Arbeit gibt, die alten Professoren sind zu rechter Zeit mit ihnen übers Wasser. Wir aber hatten uns ein festes Kastell als Unterschlupf hergerichtet; wo der Sitterbach durch tannbewaldet enges Tal schäumt, war ein trefflich Plätzlein, waldbabegeshieden, als wenn keine heidnische Spürnase den Pfad jemals finden sollt', dort bauten wir ein festes Haus mit Turm und Mauer und weihten es der heiligen Dreieinigkeit — mög' sie ihm fürder ihren Schutz leihen!

Noch war's nicht unter Dach und Fach, da kamen schon die Boten vom See: flieht, die Hunnen sind da! und vom Rheintal kamen andere: flieht, war die Lojung, der Himmel rot von Brand und Wachtfeuer, die Luft erfüllt vom Wehgeschrei flüchtender Leute und Anarren enteulenden Fuhrwerks. Da zogen wir aus. Gold und Kleinodien, Sankt Gallus' und Sankt Othmars Sarg und Gebein, der ganze Schatz ward noch sicher geborgen, die Bücher haben die Jungen nach der Wasserburg mitgenommen — aber an Essen und Trinken ward nicht viel gedacht, nur schmaler Mundvorrat war in die Waldburg geschafft; eiligst flohen wir dorthin. Erst unterwegs merkten die Brüder, daß wir Thieto, den Blinden, im Winkel der Alten vergessen, aber keiner ging mehr zurück, der Boden brannte unter den Füßen. So lagen wir etliche Tage still im tannversteckten Turm, oftmalß nächtlich sprangen wir zu den Waffen, als stünde der Feind vor dem Tor, aber es war nur der Sitter Rauschen oder des Windes Strich in den Tannenwipfeln. Einmal aber rief's mit heller Stimme um Einlaß. Verscheucht und todmüd kam Burkard, der Klosterschüler. Aus Freundschaft zu Romeias, dem Wächter am Tor, war er zurückgeblieben, wir hatten deß nicht wahrgenommen. Er brachte schlimme Kunde: vom Schreck, den er erlebt, waren etliche Haare auf dem jungen Haupte über Nacht grau geworden.

Abt Eralos Stimme wollte zittern. Er hielt an und trant einen Schluck Weines. Der Herr sei allen christgläubigen Abgestorbenen gnädig, fuhr er bewegt fort, sein Licht leuchte ihnen, er lasse sie ruhen im Frieden!

Amen! sprachen die Tischgenossen.

Wen meint Ihr? fragte die Herzogin. Pragedis war aufgestanden, sie trat hinter ihrer Gebieterin Lehnstuhl, lauschend hing ihr Blick an des Erzählers Lippen.

Erst wenn einer tot ist, merken die Zurückgebliebenen, was

er wert war, sprach Traso und nahm den Faden wieder auf: Romeias, der trefflichste aller Wächter, war nicht mit uns ausgezogen. Will meinen Posten halten bis zum Schluß, hatte er gesagt; des Klosters Zugänge verschloß er, schaffte in sichern Versteck, was wegzuschaffen war, und machte die Runde um die Mauern, Burkard, der Klosterschüler, mit ihm; dann hielt er gewaffnet Wacht in seiner Turmstube. Da kam der helle Haufen hunnischer Reiter vor die Mauern geritten, vorsichtig schwärmend; Romeias tat die üblichen Hornstöße, dann sprang er nach der Ringmauer anderem Ende und stieß abermals ins Horn, als wär' alles wohl gehütet und besetzt: jetzt ist's Zeit zum Abzug! sprach er zum Schüler. Einen alten welken Strauß hatte er an den Eisenhut gesteckt, erzählte Burkard, da gingen die zwei zum blinden Thieto hinüber, der wollte den Winkel der Alten nimmer verlassen, sie aber setzten ihn auf zwei Speere und trugen ihn fort — zum hinteren Bürtlein hinaus, das Schwarzatal aufwärts fliehend.

Schon waren die Hunnen von den Rössen gestiegen und kletterten über die Mauern; wie sich nichts regte, schwärmten sie ein wie die Mücken auf den Honigtropfen, aber Romeias ging gelassenen Schrittes mit seiner greisen Bürde bergan. Niemand soll vom Klosterwächter sagen, daß er struppigen Heidenhunden zulieb einen Trab angeschlagen — so sprach er seinem jungen Freunde Mut zu. Aber bald waren ihm die Hunnen auf der Fährte, wild Geschrei erscholl durch die Tal schlucht, — wieder ein Stück weit, da piffen die ersten Pfeile. So kamen sie bis an den Felsen der Klausnerinnen. Dort aber staunte selbst Romeias. Als wär' nichts geschehen, tönte ihnen Wiborads dumpfes Psalmodieren entgegen. In himmlischer Erscheinung war ihr Not und Tod geoffenbart worden, selbst der fromme Gewissensrat Waldrum vermochte ihren Sinn nicht zur Flucht zu wenden. Meine Zelle ist das Schlachtfeld, wo ich gegen der Menschheit alten Feind gestritten, ein Streiter Gottes deckt's mit seinem Leibe,¹⁶⁷ so sprach sie und verharrete in der Wildnis, als alles entwich.

Die Waldburg war nimmer zu erreichen, da suchte Romeias das abgelegenste Häuslein aus. Auf den Fels tretend ließ er den blinden Thieto sorglich durchs Dach hinab, er küßte den Greisen, eh' er sich von ihm wandte — dann hieß er den Klosterschüler sich auf die Flucht machen: es könnt' mir was

Menschliches zustoßen; sag' denen in der Waldburg, daß sie nach dem Blinden sehen. Vergeblich flehte Burkard zu ihm und zitierte den Niisus und Curchalus, die auch vor der Uebermacht volkstischer Reiter in nächtiges Walddesdunkel gelohen. Ich müßt' zu schnell laufen, sprach Romeias, Erhizung ist ungesund und schafft Brustschmerzen, ich muß ein Wörtlein mit den Söhnen des Teufels reden.

Er ging an Wiborads Zelle und klopfte an den Laden. Reich mir die Hand, alter Drache, rief er hinein, wir wollen Friede machen! und Wiborad streckte ihm ihre verweckte Rechte hinaus. . . dann wälzte Romeias etliche Felsblöcke an des steilen Pjades Ausgang, so daß der Zutritt von der Schwarzaschlucht gesperrt war, nahm den Schild vom Rücken und richtete die Speere; mit wehendem Haupthaar stand er in der Umwallung und blies noch einmal auf dem großen Wächterhorn, erst zürnend und kampfschnaubend, dann weich und sänftlich, bis ein Pfeil in des Hornes Krümmung hineingellte. Ein Regen von Geschossen überdeckte ihn und spickte seinen Schild, er schüttelte sie ab; da und dort klonn einer der Hunnen auf die Nagelfluhfelsen, ihm beizukommen, Romeias' Speerwurf holte sie herunter, — der Angriff mehrte sich, wild toste der Kampf, aber unverzagt sang Wiborad ihren Psalm:

Vertilge sie im Grimm, o Herr, vertilge sie, daß sie nicht mehr sind, damit man erkenne, daß Gott über Israel herrsche bis an die Grenzen der Erde. Sela . . .

Soweit hatte Burkard des Kampfes Verlauf mit angeschaut, dann wandte er sich zur Flucht. Da wurden wir in der Waldburg sehr betrübt und schickten noch in der Nacht eine Schar aus, nach dem blinden Thieto zu schauen. Es war still auf dem Hügel der Klausnerinnen, wie sie heranschlichen; der Mond leuchtete auf die Körper erschlagener Hunnen, da fanden die Brüder . . .

Ein lautes Schluchzen unterbrach den Erzähler. Prezebis hielt sich mühsam an der Herzogin Lehnstuhl und weinte bitterlich.

. . . Da fanden sie, fuhr der Abt fort, des Romeias verstümmelten Leichnam; sein Haupt hatten die Feinde abgehauen und mitgeschleppt, er lag auf seinem Schild, den welken Strauß, seine Helmzier, krampfhaft geballt in der Rechten. Gott hab' ihn selig: weiß Leib mit Treuen ein Ende nimmt, ein solcher

dem Himmelreich geziert! An Wiborads Laden klopften sie vergeblich, die Ziegel am Dach ihrer Klause waren zertrümmert, da stieg einer außs Dach und schaute hinab, vor dem kleinen Altar der Zelle lag die Klausnerin in ihrem Blut, drei Schwertstiche klasten auf dem Scheitel, der Herr hat sie gewürdigt, unter den Streichen der Heiden des Martyriums Krone zu erringen.

Die Anwesenden schwiegen bewegt. Auch Frau Hadwig war gerührt.

Ich hab' Euch der Seligen Schleier mitgebracht, sprach Eraso, geweiht vom Blut ihrer Wunden, Ihr mögt ihn in der Kapelle der Burg aufhängen. Nur Thieto, der Blinde, war unverletzt geblieben: unentdeckt vom Feind schlummerte er in der Klause am Fels. Ich hab' geträumt, es sei ein ewiger Friede über die Welt gekommen, sprach er zu den Brüdern, wie sie ihn weckten.

Aber im abgelegenen Sittertal blieb's nimmer lang still: die Hunnen fanden den Weg zu uns: das war ein Schwärmen und Pfeisen und Grunzen, wie's der Tannwald noch nie gehört. Unsere Mauern waren fest und unser Mut stark, doch hungrige Männer werden des Belagertseins unlustig, vorgestern war unser Vorrat aufgezehrt; wie es dunkelte, sahen wir die Rauchsäule aufsteigen vom Brand unseres Klosters; da brachen wir nächlicherweise durch den Feind, der Herr war mit uns und bahnte den Weg, unsere Schwerter halfen auch dazu: so sind wir zu Euch gekommen . . .

Der Abt neigte sich gegen Frau Hadwig —

. . . heimatlos und verwaist wie Vögel, in deren Nest der Blitz geschlagen, und bringen Euch nichts mit, als die Kunde, daß der Hunne, den Gott vernichten möge, uns auf den Fersen nachfolgt . . .

Je eher er kommt, je besser! sprach der Reichenauer Abt trotzig und hob seinen Becher.

Sieg den tapfern Waffen der Streiter Gottes! sprach die Herzogin und stieß mit ihnen an.

Und Rache für den braven Romeias! sagte Pragedis leise mit Tränen im Aug', wie der dürre Fridinger sein Glas an das ihrige klingen ließ.

Es war spät geworden. Wilder Gesang und Kriegslärm erschallte noch im untern Saal. Der junge Bruder, der von

Mutina in Welschland nach der Reichenau gekommen war, hatte sein Wächterlied wieder angestimmt.

Die Gelegenheit zu ernster Tat sollte nicht lange mehr auf sich warten lassen.



Dreizehntes Kapitel.

Heribald und seine Gäste.

Auf der Insel Reichenau war's still und öde, nachdem des Klosters Insassen abgezogen. Der blödsinnige Heribald war Herr und Meister des Eilands. Er gefiel sich in seiner Einsamkeit. Stundenlang saß er am Seeufer und warf flache Kieselsteine über die Wellen, daß sie drauf tanzten. Wenn sie gleich anfangs untersanken, schalt er sie.

Mit den Hühnern im Hof pflog er manchen Zwiespruch; er fütterte sie pünktlich. Wenn ihr brav seid, sprach er einmal, und wenn die Brüder nicht heimkommen, so wird euch Heribald eine Predigt halten. Im Kloster trieb er allerhand Kurzweil — an einem Tag der Einsamkeit lassen sich gar mancherlei nützliche Gedanken aushecken — der Camerarius hatte ihn geärgert, daß er ihm sein Leder zum Schuhwerk geweigert, da ging Heribald auf des Camerarius Zelle, seinen großen steinernen Wasserkrug schlug er in Trümmer, die drei Blumentöpfe desgleichen und trennte den Strohsack auf des Camerarius Nachtlager entzwei und füllte ihn mit den Scherben. Dann versuchte er, wie sich darauf liege: der harte Inhalt war scharf zu verspüren — da lächelte er zufrieden und ging in des Abtes Wazmann Gemächer.

Auch dem Abte war er gram, dieweil er ihm manche Züchtigung zu verdanken hatte, aber es war alles wohl aufgeräumt und in Verschuß getan, da blieb ihm nichts übrig, als dem gepolsterten Lehnstuhl einen Fuß abzuschlagen. Er fügte ihn wieder künstlich an, als wäre nichts geschehen. Das wird an=

mutig mit ihm zusammenbrechen, wenn er heimkommt und sich bequemlich niederlassen will. Den Leib sollst du züchtigen, sagt der heilige Benedikt. Aber Heribald hat den Stuhlfuß nicht abgeschlagen, das haben die Hunnen getan . . .

Gebet, Andacht und Psalmensingen verrichtete er, wie des Ordens Regel gebot. Die sieben Tageszeiten hielt der Einsame ängstlich ein, als möcht' er gestraft werden ob der Versäumnis, auch zur Vigilie stieg er nach Mitternacht hinunter in die Klosterkirche.

Zur Zeit, als seine Mitbrüder auf der Herzogsburg mit den Sankt Gallischen zechten, stand Heribald im Chor; unheimlich Grauen der Nacht lag über der Halle, düster flackerte die ewige Lampe: er aber stimmte unverdrossen und mit heller Stimme den Eingangsvers an: Herr, neige dich zu meinem Beistand! Herr, eile heran zu meiner Hilfe! und sang den dritten Psalm, den einst David gesungen, da er floh vor Absalom, seinem Sohn. Wie er an die Stelle kam, wo Uebung des Psallierens gemäß die Antiphonie ertönen sollte, hielt er nach alter Gewohnheit an und wartete des Gegengesangs, aber es blieb ruhig und stumm, da fuhr er mit der Hand nach der Stirn. Na so, sprach der Blödsinnige, sie sind fort und Heribald ist allein . . . Jetzt wollte er auch noch den vierundneunzigsten Psalm singen, wie es die Vorschrift nächtlichen Horadienstes erheischte, da erlosch die ewige Lampe, eine Fledermaus war drüber hingestreift. Draußen Regen und Sturm. Schwere Tropfen fielen auf das Dach der Kirche und schlugen an die Fenster, da ward's ihm unheimlich zu Mut. Heiliger Benedikt, rief er, nimm ein gnädig Einsehen, daß Heribald nicht schuld ist, wenn die Antiphonie ungesungen blieb. Er schritt in der Dunkelheit aus dem Chor; ein schriller Wind piff durch ein Fensterlein der Krypta unter dem Hochaltar, ein heulender Ton kam herauf. Wie Heribald vorwärts ging, faßte ein Luftzug sein Gewand. Bist du wieder da, höllischer Versucher? rief er, muß wieder gefochten sein? ¹⁶⁸⁾

Unverzagt schritt er zum Altar und faßte ein hölzern Kreuz, das der Abt nicht hatte wegnehmen lassen. Im Namen der Dreieinigkeit, komm heran, Larve des Satans, Heribald erwartet dich! Festen Mutes stand er an des Altars Stufen, der Wind heulte fort, der Teufel blieb aus . . . Er hat noch genug vom letztenmal! sprach der Blödsinnige lächelnd. Vor Jahresfrist

war ihm der böse Feind erschienen in Gestalt eines großen Hofhundes und hatte ihn angebellt, aber Heribald hatte ihn bestanden mit einer Stange und ihm mit so tapfern Hieben zugehakt, daß die Stange zerbrochen war . . .

Da rief Heribald noch eine Auslese beleidigender Reden nach der Richtung hin, wo der Luftzug stöhnte; wie sich aber nichts nahte, ihn anzusechten, stellte er das Kreuz wieder auf den Altar, beugte sein Knie und ging, Kyrie eleison murmelnd, in seine Zelle zurück. Bis in den hellen Morgen hinein schief er dort den Schlaf des Gerechten.

Die Sonne stand hoch am Himmel, da wandelte Heribald vergnüglich vor dem Kloster auf und nieder. Seit daß er sich von den Schulbänken weg der Vakanz hatte erfreuen mögen, war ihm wenig Gelegenheit zum Ausruhen mehr geworden. Ruhe ist der Seele größte Feindin! hatte Sankt Benedikt gesagt, und darum seinen Schülern streng vorgegeschrieben, die Stunden des Tages, die nicht der Andacht galten, mit Arbeit der Hände auszufüllen. Heribald war keiner Kunst oder Handwerksgriffe kundig, darum hatten sie ihn zum Holzspalten und ähnlich nutzbringender Tätigkeit angehalten — jetzt aber schritt er, die Arme gekreuzt, an den aufgerichteten Scheitern vorüber und schaute lächelnd nach einem Klosterfenster hinauf. So komm doch herunter, Vater Rudimann! rief er, und halte den Heribald zum Holzhauen an! Du hast ja so trefflich Aufsicht gehalten über die Brüder und den Heribald so oft einen unnützen Knecht Gottes gescholten, wenn er den Wolken nachschaute, statt die Art zu führen, warum tust du nicht, was deines Amtes?

Kein Echo gab dem Blödsinnigen Antwort; da zog er von den Scheitern der untersten einige heraus, rasselnd stürzte die hochgeschichtete Beige zusammen. Fallet nur, fuhr er im Selbstgespräch fort, Heribald macht Feiertag heut und setzt nichts wieder auf. Der Abt ist durchgegangen, die Brüder sind durchgegangen, es geschieht ihnen recht, wenn alles zusammenstürzt.

Nach solch löblicher Berrichtung wandte sich Heribald zum Klostergarten. Eine anderweite Erwägung beschäftigte seinen Geist: er gedachte ein paar liebliche Stöcke Salates zu seinem Mittagsmahl zu schneiden und sie feiner zuzubereiten, als in Anwesenheit des Paters Küchenmeister je geschehen wäre. Lockend malte er sich die Arbeit aus, wie er das Delkrüglein sonder Schonung angreifen und der größten Zwiebeln einige mitleids-

voll zerschneiden wollte: da wirbelte drüben am weißsandigen Ufer eine Staubwolke auf, Gestalten von Roß und Reitern wurden sichtbar . . .

Seid ihr schon da? sprach der Mönch und schlug ein Kreuz, seine Lippen bewegten sich zu einem hastigen Gebete; aber bald lag die gewohnte Miene zufriedenen Lächelns wieder auf seinem Antlitze.

Fremden Wanderern und Pilgerzmännern soll am Tor des Gotteshauses ein christlicher Bescheid erteilt werden,¹⁶⁹⁾ murmelte er, — ich werde sie erwarten.

Ein neuer Einfall flog ihm durch sein Gemüt; er fuhr mit der Hand über die Stirn: bin ich nicht in der Klosterschule über den Geschichten des Altertums geseßen und hab' gehört, wie die römischen Senatoren der senonischen Gallier Einbruch erwartet? Den Mantel umgeschlagen, den Eisenbeinzepter in der Faust, saßen die Greise in ihren Stühlen, unbewegten Auges, wie eiserne Götzenbilder; der lateinische Lehrer soll uns nicht umsonst vorgepredigt haben, das sei ein würdiger Empfang gewesen! Heribald kann's auch!

. . . Gelinder Blödsinn ist dann und wann eine neidenswerte Mitgift fürs Leben: was andere schwarz schauen, scheint ihm blau oder grün, zickzackig ist sein Pfad, aber von den Schlangen, die im Gras lauern, merkt er nichts, und über den Abgrund, in den der weise Mann regelrecht hineinstürzt, stolpert er hinüber sonder Ahnung der Gefahr . . .

Ein turulischer Stuhl war zur Zeit im Kloster nicht vorhanden. Heribald schob einen mächtigen Eichstamm an die Pforte, die in Hof führte. Zu was Zweck und Nutzen haben wir die weltliche Geschichte gelernt, so wir keinen guten Rat draus schöpfen? murmelte er, setzte sich gelassen auf seinen Block und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Drüben am nahen Seeufer hielt ein Trupp Reiter; die Zügel in den Arm geschlungen, den Pfeil auf der Bogensehne, waren sie spähend herangesprengt, der hunnischen Heerschar Vortrab. Wie kein Hinterhalt aus dem weidenumbuschten Ufer vorbrach, hielten sie die Rosse eine Weile an zum Verschmausen; der Pfeil ward in den Köcher gelegt, der krumme Säbel mit den Zähnen gefaßt, die Sporen eingepreßt — so ging's in den See. Hurtig arbeiteten sich die Rosse durch die blauen Wogen -- igt war der vorderste am Land und sprang vom Gaul und

schüttelte sich dreimal wie ein Pudel, der vom kühlen Bad zurückkommt; mit schneidigem Hurraruf zogen sie in der schweigenden Reichenau ein.

Wie in Stein gehauen saß Heribald und schaute unverzagt den seltsamen Gestalten entgegen. Nachdenken über vollendete menschliche Schönheit hatte ihm noch keine schlaflose Nacht verursacht, aber was jetzt auf ihn zukam, deuchte ihn so häßlich, daß er ein langgedehntes: Erbarme dich unser, o Herr, nach deiner Barmherzigkeit Größe! nicht zu unterdrücken vermochte.

In den Sattel gebückt saßen die fremden Gäste, aus Tierfellen das Gewand, hager, dürr und klein die Gestalt, viereckig der Schädel, das Haar steif struppig herabhängend; gelb glänzte das unfertige Gesicht, als wär' es mit Talg gesalbt; — der vordersten einer hatte durch freiwilligen Einschnitt seinen aufgeworfenen Mund um ein Erkleckliches nach den Ohren hin verlängert; verdächtig schauten sie aus den kleinen tiefliegenden Augen in die Welt hinaus.

Ebenso gut könnt' man statt eines Hunnen einen Lehmklumpen halb viereckig in den Händen formen, etwas wie eine Nase dran aufstülpen und das Kinn einschlagen, dachte Heribald: da standen sie vor ihm. Er verstand ihre zischende Sprache nicht und lächelte ruhig, als ging' ihn die ganze Bande nichts an. Sie starrten eine Zeitlang verwundert auf den närrischen Gefellen, wie die Männer kritischen Handwerks auf einen neuen Poeten, von dem ihnen noch nicht klar, in welchem Schubfach vorrätiger Urteile sie ihn unterbringen sollen. Jetzt erschaute einer die kahlgeschorene Stelle auf Heribalds Haupt und deutete mit dem krummen Säbel darauf hin, sie erhoben ein grinsendes Gelächter, einer griff nach Bogen und Pfeil und legte auf den Mönch an, da ging Heribalds Geduld aus, ein Auflug germanischen Stolzes gegenüber solchem Gesindel kam über ihn. Bei der Tonsur des heiligen Benedikt, rief er aufspringend, die Krone meines Hauptes soll kein Heidenhund lästern! er fiel dem vordersten in die Zügel, riß ihm den krummen Säbel von der Seite, kampfbereit wollte er sich aufpflanzen . . . aber schneller denn der Blitz hatte ihm der Hunnen einer eine starke Schlinge übers Haupt geworfen und riß ihn nieder; sie stürzten über ihn her, knebelten seine Hände auf den Rücken: schon waren todbringende Waffen geschwungen — da hub sich ein fernes Geseumm und Getöse wie von einer mächtig heranrückenden Schar, das zog die Reiter

von dem Blödsinnigen ab, sie warfen ihn als wie einen Sack gebunden zu seinem Eichstamm und jagten im Galopp zum Seeufer zurück.

Der ganze Troß des hunnischen Heerhaufens war drüben angelangt; die vom Vortrab gaben durch gellend Pfeifen ein Zeichen hinüber, daß alles sicher; sie erspähten an der Insel schilfbewachsenem Ende eine Furt, schier trocknen Fußes zu durchreiten, den Pfad wiesen sie ihren Gefellen. Ist kam's herüber gebraust wie das wilde Heer, viele hundert Reiterzmänner. An Augsburgs Wällen und des Bischofs Gebet waren ihre vereinten Waffen zerstiebt,¹⁷⁰⁾ ist durchzogen sie hordenweis das Land. An Gestalt, Antlitz und Art zu Pferd zu sitzen, gleich einer dem andern — bei rohen Nationen sind die Gesichtszüge aller wie aus einem Guß, da es der einzelnen Beruf, in der Masse aufzugehen, nicht von ihr sich abzuheben.

Da glänzten zwischen den Obstbäumen und Gartenfeldern der Insel, wo sonst der Mönch Brevier betend gewandelt, zum erstenmal des Hunnenheeres fremde Waffen, schlangengleich wand sich der reißige Zug über den schmalen Pfad vom Festland herüber, ein wildes Klingen, wie Zymbalschlag und Geigenton, zog mit ihnen, es klang schrill und scharf wie Essig, denn der Hunnen Ohr war groß, aber nicht feinsüßlich, und zur Musica wurden nur die verwendet, die des Reiterdienstes untüchtig.

Hoch über dem Heerhaufen wallte die Fahne mit der grünen Krake im roten Feld, bei ihr ritten etliche der Anführer, Ellak und Hornebogs hervorragende Gestalten.

Ellak mit scharfer unhunniſcher Nase, eine Cirkassierin war seine Mutter gewesen, ihr dankte er das blasse, schier denkerartige Antlitz und den durchbohrenden Blick; er war der leitende Verstand des Haufens; daß die alte Welt umgepflügt werden müsse mit Feuer und Schwert, und daß es besser Pflüger als Dung zu sein, seine Lebensüberzeugung. Hornebog, schmal und schwächling, das schwarze Haupthaar auf beiden Seiten des Angesichts zu zwei großen einsamen Locken zusammengedreht, drüber einen glänzenden Helm mit weithin starrenden Adlersflügeln, hunniſcher Reiterkunst ein Vorbild; ihm war der Sattel Heimat, Zelt und Palast, er schoß den Vogel im Flug und trennte mit krummem Säbel ein Haupt vom Rumpf im Vorbeisprennen. Im Halfter wiegte sich ruhig die sechsältige geknutete Peitsche, ein sinnig Symbol befehlshabender Gewalt.

Ueber der Kasse Rücken hatten die Hauptmänner köstlich gewirkte Decken hangen, auch Meßgewänder, ein lebendig Zeugnis, daß sie schon anderwärts Klosterbesuche abgestattet. In etlichen Wägen wurde die Kriegsbeute mitgeführt; großer Troß schloß den Zug.

Auf maultiergezogenem Gefährt bei den kupfernen Feldkesseln und anderweitem Küchengerät saß ein alt runzlich Weib. Sie hielt die Hand über die Augen und schaute gegen die Sonne, dort ragten die Bergkessel des Hegau herüber, sie kannte ihre Klippen . . . das Weib war die Waldfrau. Ausgetrieben von Ekkehard war sie in die Fremde gezogen, Rache der Gedanke, mit dem sie des Morgens vom Schlafe erwachte und des Abends sich niederlegte, so kam sie unsiet wandernd vor Augsburg; am Fuß des Berges, drauf einst die Schwabengöttin Zisa¹⁷¹⁾ ihren Holztempel gehabt, brannten der Hunnen Lagerfeuer: sie fand sich zu ihnen.

Auf stattlichem Klappen ritt bei der Waldfrau ein Mägdlein, kurz aufgeschürzt, in locker Fülle gesunden Reiterlebens, unter stumpfem Näslein ein verführerisch Lippenpaar, die Augen funkelnd, das Haar zu einer wallenden Flechte geschlungen, die von rotem Band durchwoben in der Luft flatterte wie Wimpel eines Meerschiffes. Ueber das lose Nieder hing Bogen und Köcher, so tummelte sie ihr Tier, eine hunnische Artemis. Das war Erica, das Heideblümlein; sie war nicht hunnischen Stammes, in den Steppen Pannoniens hatten die Reiter sie als ein verlassen Kind aufgefunden, und sie war mitgezogen und groß geworden, ohne zu wissen warum. Wen sie gern hatte, den streichelte sie, wer mißfiel, den biß sie in den Arm. Botund, der alte Hunnenwachtmeister, hatte sie geliebt, Irkund, der junge, schlug den Botund wegen des Heideblümleins tot, aber wie Irkund sich ihrer Liebe erfreuen wolte, kam Zobolsu und tat ihm mit spitzer Lanze denselben Dienst, den Irkund dem Botund ohne sein Ansuchen erwiesen — so waren Ericas Schicksale mannigfalt, neue Wege, neue Länder, neue Liebe, aber sie war dem Reitertrupp zugewachsen, als wär' sie sein guter Geist, und stand in abergläubischer Verehrung; — solange die Heideblume bei uns blüht, besiegen wir die Welt, sprachen die Hunnen, vorwärts!

Bei der Klosterpforte lag indes Heribald, der Geknebelte. Seine Betrachtungen waren traurig, eine große Stechfliege summt um sein Haupt, mit auf den Rücken gebundenen Händen

vermochte er ihr nicht zu wehren. Heribald hat sich würdig betragen, dachte er, wie ein alter Römer ist er dagesessen, den Feind zu empfangen, jetzt liegt er geknebelt auf dem Pflaster und die Fliege sitzt ungeschert auf seiner Nase: das ist der Lohn für das Würdige! Heribald wird zeitlebens nimmer würdig sein! Unter Stachelschweinen ist Würde ein ganz überflüssig Ding!

Wie ein Waldbach bei gehobener Schleuse wälzte sich jetzt der Sonnenzug in den Klosterhof.

Da ward's dem guten Heribald nimmer ganz geheuer: O Camerarius! fuhr er in seinen Betrachtungen fort — und weigerst du mir das nächstemal außer dem Schuhleder auch noch Hemd und Kutte, so stieh' ich doch, ein nackter Mann, von dannen.

Die vom Vortrab traten zu Ellak und meldeten, wie sie den einsamen Mönch getroffen. Er winkte ihn beizubringen, da lösten sie ihm den Strick, stellten ihn aufrecht in den Hof und deuteten durch Faustschläge die Richtung nach dem Anführer. Langsam schritt der Unglückliche vorwärts, er stieß ein unwillig Murren aus.

Ein unfäglich spöttischer Zug flog über des Sonnenführers Lippen, wie er vor ihm stand; lässig ließ er die Zügel über des Rosses Hals hangen und wandte sich rückwärts.

Schau doch, wie ein Vertreter deutscher Kunst und Wissenschaft aussieht! rief er zu Erica hinüber. — Auf mehrfachen Raubzügen hatte Ellak notdürftig des deutschen Landes Sprache erlernt. Wo sind die Bewohner der Insel? fragte er gebieterisch.

Heribald deutete nach dem fernen Hegau.

Gewaffnet? fragte Ellak weiter.

Die Diener Gottes sind stets gewaffnet, der Herr ist ihnen Schild und Schwert.

Gut gesagt! lachte der Sonne. Warum bist du zurückgeblieben?

Heribald ward verlegen. Den wahren Grund von wegen seiner zerrissenen Schuhe anzugeben, gestattete ihm sein Ehrgefühl nicht. Heribald ist fürwitzig, sprach er, Heribald wollte schauen, wie die Söhne der Teufel aussehen . . .

Ellak teilte seinen Gefährten des Mönchs höfliche Worte mit. Ein wiehernd Gelächter erscholl.

Ihr braucht nicht zu lachen, rief Heribald verdrießlich, wir wissen recht wohl, wer ihr seid, der Abt Bazmann hat's uns gesagt.

Ich werd' dich todschlagen lassen, sprach Ellak gleichgültig.

Das wird mir recht geschehen! sprach Heribald, warum bin ich nicht durchgegangen!

Ellak musterte den störrischen Gesellen mit prüfendem Blick, da fiel ihm ein anderer Gedanke bei. Er winkte dem Bannerträger, daß er näher trete. Der kam und schwang die Fahne mit der grünen Kaze. Die war einst dem Hunnenkönig Ezel in seiner Jugend erschienen: träumerisch saß er in seines Oheims Rugilas Zelt, er war schwermütig und überlegte sich, ob er nicht ein Christ werden und Gott und der Wissenschaft dienen sollte, da kam die Kaze. Unter Rugilas Kleinodien hatte sie den goldenen Reichsapfel vorgeholt, ein Beutestück von Byzanz, sie hielt ihn in den Krallen und spielte damit und rollte ihn hin und her. Und eine Stimme sprach in Ezel: Du sollst kein Mönch werden, du sollst mit der Erdkugel dein Spiel treiben wie dieses Tier! und er merkte, daß ihm der Hunnengott Kutka erschienen war, ging hin, schwang sein Schwert nach den vier Weltteilen, ließ seine Fingernägel wachsen und wurde, was er werden sollte, Attila, König der Hunnen, die Geißel Gottes! . . .

Knie nieder, elender Mönch, rief Ellak vom Roß herunter, der hier gemalt steht auf dem Banner, den sollst du anbeten! Aber festgewurzelt stand Heribald.

Ich kenne ihn nicht, sprach er mit dumpfem Lachen.

Der Hunnen Gott! rief der Anführer zürnend. Auf die Knie, Kuttenträger! oder . . . er deutete auf sein krummes Schwert.

Heribald lachte abermals und fuhr mit dem Zeigefinger nach der Stirn. Da kennt Ihr Heribald schlecht, sagte er, wenn Ihr glaubt, daß er sich das aufbinden lasse. Es steht geschrieben: als Gott Himmel und Erde erschaffen und Finsternis über den Abgründen lag, da sprach er: es werde Licht! Wenn Gott eine Kaze wäre, hätt' er nicht gesagt: es werde Licht. Heribald kniet nicht! . . . Ein hunnischer Reiter trat unbemerkt bei, zupfte den Mönch am Gewand und raunte ihm leise, aber auf gut schwäbisch ins Ohr: Landsmann, ich tät' knien an deiner Stell, es sind gar lebensgefährliche Leut. Der Warner hieß eigentlich Snewelin und war von Ellwangen im Rießgau, seiner Geburt nach ein fester Schwabe, aber im Lauf der Zeiten ein Hunne geworden und stand sich ganz gut dabei. Und er sprach's mit etwas windigem Ton

in der Stimme, denn es fehlten ihm vier Vorderzähne und auch der Backzähne etliche, und das war eigentlich die Ursache, daß er unter den Hunnen zu finden. In jungen Tagen nämlich, da er noch als friedlicher Fuhrmann des heimatlichen Salvatorklösterleins sein Dasein fristete, war er mit einer Ladung schillernden Neckarweins unter guter Bedeckung und kaiserlichem Schutz nordwärts geschickt worden auf den großen Markt zu Magdeburg.¹⁷²⁾ Dorthin kamen die Priester der heidnischen Pommern und Wenden, ihren Opferwein zu kaufen, und er machte ein gut Geschäft, da er seine Ladung an den weißbärtigen Oberpriester des dreiköpfigen Gottes Triglaff¹⁷³⁾ für den großen Tempel bei Stettin loschlug. Aber dann blieb er mit dem weißbärtigen Heiden bei der Weinprobe sitzen, und dem schmeckte der schwäbische Nektar, und er kam in die Begeisterung und hub an, ihm die Herrlichkeit seiner Heimat zu preisen, und sagte, bei ihnen zwischen Epre und Oder fange eigentlich die Welt erst an, und wollte ihn befehlen zum Dienste Triglaffs, des Dreiköpfigen, und des schwarzweißen Sonnengottes Madegast und der Radomyzl, der Göttin der lieblichen Gedanken — da ward's dem Mann von Ellwangen zu bunt. Ihr seid ja ein scheußlicher wendischer Windmüller! rief er und warf den Bechlich um und fuhr an ihn, gleichwie der junge Necke Siegfried, da er den langbärtigen wilden Gezwerg Alberich anließ, und ward handgemein mit ihm und riß ihm mit starkem Ruck seines Graubarts Hälfte aus. Jener aber rief Triglaff, den Dreiköpfigen, an und schlug ihm mit eisenbeschlagenem Opferstab einen Streich auf die Kinnlade, der die Zier seiner Zähne für immer zerstörte. Und ehe der zahnlöse schwäbische Fuhrmann sich wieder erholte, war sein weißbärtiger Widersacher von dannen gefahren, und er konnte sich nimmer an ihm rächen; aber wie er zu Magdeburgs Thor hinausging, ballte er seine Faust nordwärts und sprach: Wir kommen auch wieder zusammen! In der Heimat lachten sie ihn wegen seiner Zahnlücke noch gröblich aus, da ging er im hellen Verdruß unter die Hunnen und gedachte, wenn die einmal gen Norden ritten, mit dem dreiköpfigen Triglaff und allem, was ihm diente, eine furchtbare Rechnung abzumachen . . .

Heribald hörte nicht auf den seltsamen Reitersmann. Die Waldfrau war von ihrem Wagen heruntergesprungen und trat vor Ellak; grinsend schaute sie nach dem Mönch. Ich hab' nach den Sternen geschaut, rief sie, von fahlgeshorenen Männern

droht uns Unheil. Ihr sollt zur Abwendung diesen Elenden an des Klosters Pforte aufhängen lassen, mit dem Gesicht nach dem Gebirg gewendet!

Anüpft ihn auf! riefen viele im Haufen, die der Waldfrau Gebärden verstanden.

Ellak hatte sich wieder zu Erica hinüber gewendet. Dies Ungeheuer hat auch Grundsätze, sprach er höhniſch; es gilt seinen Tod und er weigert, das Knie zu beugen. Lassen wir ihn aufknüpfen, Blume der Heide?

Heribalds Leben hing an schwachen Fäden. Er sah rings die unheimlichen Gesichter, sein blöder Mut begann zu schwinden, das Weinen stand ihm nah, aber ein richtiger Zug liegt auch im Törichtsten zur Stunde der Gefahr — wie ein Stern glänzte ihm der Heideblume rotwangig Antlitz herüber, da sprang er mit angstvollen Schritten durchs Gestrümmel zu Erica. Vor ihr kam's ihm nicht schwer zu knien, ihr Liebreiz schuf ihm Vertrauen, mit ausgestreckten Armen flehte er um Schutz.

Seht, seht! rief die Heideblume, der Mann der Insel ist nicht so töricht, als er ausschaut. Er kniet lieber vor Erica, als vor der grünroten Fahne. Sie sah gnädig auf den Mitleidswerten, sprang vom Roß und streichelte ihn wie ein halbwild Tier. Fürcht dich nicht, sprach sie, du sollst am Leben bleiben, alter Schwarzrock! und Heribald las aus ihren Augen, daß ihre Versicherung ernst war. Er deutete nach der Waldfrau, die ihm am meisten bang gemacht; Erica schüttelte das Haupt: die darf dir nichts tun! Da sprang Heribald wohlgemut an die Mauer, Frührosen blühten dort und Flieder, schnell riß er etlich Gezweig ab und reichte es der hunnischen Maid. Schallender Jubel hob sich im Klosterhof.¹⁷⁴⁾ Der Heideblume Heil! riefen sie und klirrten mit den Waffen. Schreit mit! raunte der Mann von Ellwangen dem Geretteten zu — igt hub auch Heribald seine Stimme und rief ein heiseres Heil! Tränen standen ihm im Aug'.

Die Hunnen sattelten ab. Wie die Meute der Hunde am Abend der Jagd des Augenblicks harret, wo der ausgeweidete Hirsch ihnen als Beute vorgeworfen wird, hier zerrt einer am haltenden Strick, dort bellt ein anderer laut vor Ungeduld, so standen sie vor dem Kloster. Jetzt gab Ellak das Zeichen, daß die Plünderung beginnen möge. In wildem Ungeſtüm stürmten sie durcheinand, die Gänge entlang, die Stufen hinauf,

in die Kirche hinein. Verworren Geschrei erscholl von vermeintlichem Fund und getäuschter Hoffnung; die Zellen der Brüder wurden durchsucht, nur spärlicher Haushalt war drinnen.

Zeig uns die Schatzkammer! sprachen sie zu Heribald. Der tat's gern, er wußte, daß das Kostbarste gesüchtet war. Nur versilberte Leuchter und der große Smaragd von Glasfluß waren noch vorhanden. Schlecht Kloster! rief einer, Bettelvolk! und trat mit gewappnetem Fuß auf den umechten Edelstein, daß ein mächtiger Sprung hineinkirrte. Den Heribald belohnten sie mit Faustschlägen, daß er betrübt hinweg schlich.

Im Kreuzgang kam ihm der Hunne Snewelin entgegen. Landsmann, rief er, ich bin ein alter Weinfuhrmann, sagt an, wo ist euer Keller? Heribald führte ihn hinab, vergnüglich lachte er, da er den Haupteingang vermauert sah, und nickte dem frisch aufgetragenen Kalk vertraulich zu, als wisse er sein Geheimniß. Der Mann von Ellwangen prüfte nicht lang, er schnitt die Siegel von dem einen Faß, stach den Hahnen drein und schöpfte seinen Helm voll. Es war ein langer, langer Zug, den er tat. O Hahnenkamm und Weidenheim! sprach er, sich schüttelnd wie ein Fieberkranker, von wegen dem Getränk hätt' ich nicht unter die Hunnen zu gehen brauchen! — Er hieß die Gefährten die Fässer hinauffschleppen, aber besorgt trat Heribald vor und zupfte einen der Blünderer am Gewand. Erlaube, guter Mann, sprach er mit wehmütigem Ausdruck, was soll ich denn trinken, wenn ihr wieder abgezogen seid?!¹⁷⁵⁾

Lachend erklärte Snewelin des Mönchs Besorgnis den andern. Der Narr muß auch was haben! sprachen sie und legten ihm das kleinste von den drei Fässern unangetastet zurück; er aber ward gerührt ob solcher Rücksicht und schüttelte ihnen die Hände.

Doben im Hof hub sich ein wilder Lärm; etliche hatten die Kirche durchsucht, auch eine Grabplatte aufgehoben, da schaute ein verwitterter Schädel aus dunkler Kutte zu ihnen empor. Das schreckte selbst die Hunnen zurück. Zwei von den Gesellen stiegen auf den Kirchturm, dessen Spitze nach herkömmlichem Brauch ein vergoldeter Wetterhahn zierte. Mochten sie ihn für den Schutzgott des Klosters oder für echtes Gold halten, sie kletterten auf das Turmdach, verwegen saßen die zwei Gestalten oben und stachen mit ihren Lanzen nach dem Hahn . . . da jaßte sie plötzlicher Schwindel, den gehobenen Arm ließ einer sinken — ein

Schwanken — ein Schrei, er stürzte herab, der andere ihm nach, gebrochenen Genicks lagen sie im Klosterhof.¹⁷⁶⁾

Schlimm Vorzeichen! sprach Ellak für sich. Die Hunnen schrien auf; doch nach wenig Augenblicken war der Unfall wieder vergessen, das Schwert hatte schon so manchen von seiner Gefassen Seite gerafft, was war an zwei mehr oder weniger gelegen?

Sie trugen die Leichname in Klostergarten. Aus den Holzstämmen, die Heribald in der Frühe umgeworfen, ward ein Scheiterhaufe geschichtet; aus des Klosters Bücherei waren die übrig gebliebenen Codices in Hof heruntergeworfen worden, die brachten sie als nützlichen Brandstoff herbei und füllten damit die Lücken am Holzstoße.

Ellak und Hornebog schritten durch die Reihen. Eingeklemmt zwischen den Scheitern, schaute eine sauber geschriebene Handschrift betrüblich herfür, die goldenen Initialen glänzten an den umgeknickten Blättern. Da zog Hornebog sein krummes Schwert und stach das Pergament heraus; auf der Spitze der Klinge hielt er's seinem Gefährten entgegen.

Zu was die Haken und Hühnerfüße, Herr Bruder? sprach er.

Ellak nahm das gespießte Buch und blätterte darin, er war auch des Lateinischen kundig.

Abendländische Weisheit! sprach er. Einer namens Boethius hat's geschrieben; es stehen schöne Sachen drin vom Trost der Philosophie.

Philo—sophie, Herr Bruder, sprach Hornebog, was ist das für ein Trost?

Ein schönes Weib ist's nicht, auch kein gebranntes Wasser, war Ellaks Antwort. Es ist auf hunnisch schwer zu beschreiben . . . wenn einer nicht weiß, warum er auf der Welt ist, und sich auf den Kopf stellt, um's zu erfahren, das ist ungefähr, was die im Abendland Philosophie heißen. Den, der sich damit getröstet in seinem Wasserturm zu Pavia, haben sie deswegen doch dereinst mit Keulen totgeschlagen . . .

Mög's ihm wohl bekommen, sprach Hornebog. Wer den Säbel in der Faust und das Roß zwischen den Schenkeln hat, weiß auch, warum er auf der Welt ist. Und wenn wir's nicht besser wüßten, wie diejenigen, die solche Haken auf Efelshaut klegen, so wären sie an der Donau uns auf den Fersen und wir tränkten unsere Rosse nicht aus dem schwäbischen Meer.

Wißt Ihr auch, daß es ein Glück ist, daß solches Zeug ange-

jertigt wird? fuhr Ellak fort und warf den Boëthius auf den Scheiterhaufen zurück.

Warum? fragte Hornebog.

Weil die Hand, die die Rohrfeder führt, nimmer taugt, einen Schwerthieb zu tun, der ins Fleisch geht, und ist der Unsinn, den der einzelne Kopf ausheckt, einmal gebucht, so verbrennen sich noch hundert andere das Hirn dran. Hundert Strohköpfe mehr, macht hundert Reiter weniger, das ist dann unser Vorteil, wenn wir über die Grenze brechen. Solang sie im Abendland Bücher schreiben und Synoden halten, mögen meine Kinder ruhig ihr Zeltlager vorwärts rücken! so hat's schon der große Egel seinen Enkeln hinterlassen.

Gelobt sei der große Egel! sprach Hornebog ehrerbietig.

Da rief eine Stimme: Lasset die Toten ruhen! Täudelnden Schrittes kam Erica zu den beiden. Sie hatte die Klosterbeute gemustert, eine Altardecke aus rotem Seidenzeug fand Gnade vor ihren Augen, sie trug sie wie einen Mantel umgeschlagen, die Enden leicht über die Schultern geworfen.

Wie gefall' ich euch? sprach sie und wandte ihr Haupt selbstgefällig.

Die Heideblume braucht keinen Schmutz schwäbischer Götzendiener, um zu gefallen, sprach Ellak finster. Da sprang sie an ihm hinauf, streichelte sein straffes, schwarzes Haar und rief: Vorwärts, das Mahl ist gerichtet!

Sie schritten zum Hofe. Den ganzen Heuvorrat des Klosters hatten die Hunnen umhergestreut und lagerten drauf, des Mahles gewärtig. Mit gekreuzten Armen stand Heribald und schaute zu ihnen nieder. Die Teufelsbrut kann nicht einmal sitzen, wie's einem Christenmenschen ziemt, wenn er sein täglich Brot verzehrt, — so dachte er, doch sprach er's nicht aus. Erfahrung häufiger Schläge lehrt Schweigsamkeit.

Leg dich nieder, Schwarzrock, du darfst miteffen, rief Erica und machte ihm ein Zeichen, daß er der andern Beispiel folge. Er schaute nach dem Mann von Ellwangen, der lag mit verschränkten Beinen, als hätt' er's nie anders gelernt — da machte Heribald einen Versuch, aber bald stund er wieder auf, das Liegen deuchte ihm allzu unwürdig. Er holte sich im Kloster einen Stuhl und setzte sich zu ihnen.

Ein Dohse war am Spieß gebraten. Was sonst der Klosterküche Vorrat bot, ward gereicht; sie fielen hungrig drüber her.

Mit kurzem Säbel ward das Fleisch herunter gehauen, die Finger der Hand vertraten bei den Schmausenden die Stelle von Messer und Gabel. Aufrecht stund das große Weinfaß im Hofe, ein jeder schöpfte draus, soviel ihm beliebte, da und dort kam ein kunstgeformter Kelch als Trinkgefäß zum Vorschein. Auch dem Heribald brachten sie Weines die Hülle und Fülle, wie er aber stillbergnügt dran nippte, flog ihm ein halb genagter Knochen an den Kopf — er schaute schmerzlich auf, aber er schaute, daß noch manchen der Schmausenden ein gleiches Schicksal ereilte; sich mit den Knochen zu werfen, war hunnischer Brauch anstatt des Nachtsches.

Weinwarm begannen sie drauf ein ungefüges Singen.¹⁷⁷⁾ Zwei der jüngeren Reitersmänner trugen ein altes Lied zum Preis des Königs Gzel vor; es hieß drin, daß er nicht nur mit dem Schwerte, sondern auch durch Liebreiz ein Sieger gewesen allenthalb, und kam eine höhnische Strophe über eines römischen Kaisers Schwester, die ihm Hand und Herz aus verliebter Ferne entgegentrug, ohne daß er's annahm.

Wie Eulenschrei und Unkenruf klang der Chorus; dann traten etliche auf Heribald zu und machten ihm deutlich, daß auch von ihm ein Gesang verlangt werde. Er wollte sich weigern, es half nichts. Da stimmte er ernst und mit schier weinender Stimme den Antiphon zu Ehren des heiligen Kreuzes an, der da beginnt: Sanctifica nos! Staunend horchten die Trunkenen den langen ganzen Tönen des alten Kirchengesangs, wie eine Stimme aus der Wüste klang die fremde Weise. Zürnend hörte es auch die Waldfrau beim kupfernen Kessel, mit ihrem Messer schlich sie herüber, faßte Heribalds Haupthaar und wollte ihm das Gelock verschneiden — der höchste Schimpf, der eines Geistlichen durch die Tonsur geweihtem Haupte widerfahren konnte.

Aber Heribald stieß sie zurück und sang unverdrossen weiter. Das gefiel den Versammelten, sie jauchzten auf, Zimbal und Geige fielen ein, igt kam Erica auf den Mönch zu, der einförmige Gesang war ihr langweilig geworden, mit schalkhaftem Mitleid faßte sie ihn. Nach Sang kommt Tanz, rief sie und riß ihn in den Wirbel betäubenden Reigentanzes.¹⁷⁸⁾ Heribald wußte nicht, wie ihm geschah. Der Heideblume Bujen wogte ihm entgegen. „Ob Heribald tanzt oder nicht, es ist nur ein kleiner Ring in der großen Kette des Greuels“ — da schwang er seine jaudalenschweren Füße wacker mit, die Rutte wirbelte

um ihn her, fest und fester preßte er die hunnische Maid, wer weiß, was noch geschehen wäre . . . mit geröteten Wangen hielt sie endlich an, gab dem Blödsinnigen einen leichten Schlag ins Antlitz und sprang zu den Heerführern, die ernst in den tobenden Schwarm schauten.

Der Jubel ging zu Ende, der Wein war verbraucht, da gebot Ellak, die Toten zu verbrennen. In eines Augenblicks Schnelle saß der Schwarm zu Rosse, in Reih und Glied ritten sie zum Scheiterhaufen. Vom Ältesten der Hunnen wurden der Toten Pferde erstochen und zu ihrer Herren Leichen gelegt; einen schauerlichen Weihespruch rief der greise Hunn' über die Versammelten, dann schwang er den Feuerbrand und entzündete den Holzstoß — Boëthius' Trost der Philosophie, Tannenscheiter, Handschriften und Leichname wetteiferten in prasselndem Aufflammen, eine mächtige Rauchsäule stieg gen Himmel.

Mit Ringkampf, Waffenspiel und Wettrennen ward der Toten Gedächtnis gefeiert. Die Sonne neigte sich zum Untergehen. Die Hunnenschar verblieb die Nacht im Kloster. —

— Es war am Donnerstag vor Ostern, als dies auf der Insel Reichenau sich zutrug. Die Kunde vom Ueberfall kam schnell in die Fischerhütten um Radolfs Zelle. Wie Moengal, der Leutpriester, den Frühgottesdienst hielt, zählte er seiner andächtigen Zuhörer noch sechs in der Kirche, des Nachmittags waren's drei, ihn mit eingerechnet.

Bürnend saß er in der Wohnstube, drin er einst Ekkehard freundlich bewirtet. Da stieg die Rauchwolke vom hunnischen Totenbrand auf, er trat ans Fenster . . . Es qualmte, als wenn das ganze Kloster in Flammen stünde, brandiger Geruch kam über den See. Hihahoi!! rief Moengal, iam proximus ardet Ucalegon! schon brennt es beim Nachbar Ualegon! So muß auch ich mein Haus bestellen. Heraus igt, alte Cambutta!!¹⁷⁹

Die Cambutta war keine dienende Magd, sondern ein nach irischer Weise zugeschnittener riesiger Keulenstock, Moengals liebstes Handgewaffen.

Er verpackte Meßkelch und Ciborium in die rehfellene Jagdtasche; weiter war an Gold und Geld nichts vorrätig. Dann versammelte er seine Jagdhunde, den zur Reiherbeize geübten Habicht und die zwei Falken; was seine Vorratkammer an Fleisch und Fischen bot, warf er ihnen vor. Freßt euch satt, Kinder! daß nichts für die gottverfluchten Landplagen übrig bleibt!.

Das Faß im Keller schlug er entzwei, daß der funkelnde Wein herausströmte. Nicht einen Tropfen Secweins sollen die Teufel in Moengals Pfarrhaus zu schlucken bekommen. Nur den Eßig im Krug ließ er unverfehrt stehen.

Ueber die kristallhelle Butter in der Holztonne schüttete er eine Schicht Asche. Angelhaken und Jagdgerät vergrub er, dann schlug er die Fenster ein und streute die spizen Glascherben sorglich durch die Gemächer, andere steckte er zwischen die Spalten der Dielen, — die Spitze nach oben — alles den Hunnen zu Ehren. Habicht und Falken ließ er hinausfliegen. Lebt wohl, rief er, und haltet euch gut in der Nähe, bald gibt's tote Heiden zu benagen!

So war das Haus bestellt. Die Tasche umgeworfen, eine lederne hibernische Feldflasche drüber, zwei Spieße in der Faust, die Keule Cambutta auf den Rücken geschnallt: so schritt Moengal, der Alte, aus seinem langjährigen Pfarrsitz, ein rechtschaffener Streiter des Herrn.

Ein Stück Weges hatte er zurückgelegt; der Himmel war verdüstert von Brand und Rauch. Halt an! sprach er, ich hab' etwas vergessen!

Er ging wieder zurück. Einen Gruß zum Empfang ist das gelbgesichtige Gesindel doch wert! Ein Stück Rötzel zog er aus seiner Tasche und schrieb damit in irischer Schrift ein paar Worte auf die graue Sandsteinplatte über dem Portal des Pfarrhofs. Gewitterregen hat sie später verwaschen und niemand hat sie entziffert, aber sicher war's ein inhaltsschwerer Spruch, den Moengal, der Alte, in irischen Runen zurückließ.

Er schlug einen scharfen Schritt an und wandte sich dem hohen Thiel zu.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Heinrich Hansjakob

Ausgewählte Erzählungen

Volksausgabe
in fünf Bänden.

Preis geh. Mk. 7.50, eleg. geb. Mk. 12.—.

Inhalt:

- Bd. 1. **Waldleute.** (Der Fürst vom Teufelstein. —
— Theodor der Seifensieder. — Ufra.)
- Bd. 2. **Erzbauern.** (Der Vogtsbur. — Der Benedikt
auf dem Bühl. — Der Bur und der
Bürle. — Die Buren am Wildsee.)
- Bd. 3. **Der steinerne Mann von Hasle.**
- Bd. 4. **Meine Madonna.** Eine Familienchronik.
- Bd. 5. **Erinnerungen einer alten Schwarzwäl-
derin.**

Kleine Geschichten. (Aus dem Leben eines
Glücklichen. — Aus dem Leben eines Unglück-
lichen. — Aus dem Leben eines Vielgeprüften.)

Preis für den Band
geheftet Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.40.

Jeder Band wird auch für sich abgegeben.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Heinrich Hansjakob

Reise-Erinnerungen

Volksausgabe
in fünf Bänden.

Preis geh. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 15.—.

Inhalt:

- Band 1. Verlassene Wege.
- Band 2. Letzte Fahrten.
- Band 3. Sommerfahrten.
- Band 4. Alpenrosen mit Dornen.
- Band 5. Sonnige Tage.

Preis für den Band
geheftet Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 3.—.

Jeder Band wird auch für sich abgegeben.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

Author Scheffel, Joseph Victor von 117801
Title Gesammelte Werke, Vol. 1. 53168

